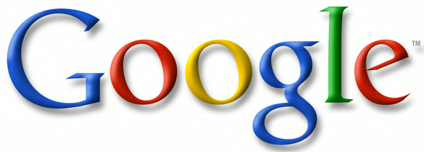
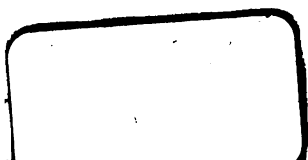

Google







NQh

C. Spielman

Ismaël.

Erster Theil.

Ismaël.

Gaukler-Roman

von

C. Spielmann.

„Ich habe durchzogen so manches Land."
Altes Volkslied.

Erster Theil.

(Opus II.)

Leipzig.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1862.

Ismaël.

Gaukler-Roman

von

C. Spielmann.

„Ich habe durchzogen so manches Land."
Altes Volkslied.

Erster Theil.

(Opus II.)

Leipzig.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1862.

Allen

schönen Gauklerinnen

wandernder Truppen

zugeeignet.

I.

Es war im Anfang des Frühjahrs 1829.

Ein legitimer Sohn Frankreichs, der Graf von Artois, hatte einige Jahre vorher als Carl X. den Thron des heiligen Ludwig wieder bestiegen.

Paris wimmelte von einer Anzahl vornehmer Fremder aller Nationen, unter denen besonders die Russen am Hofe und beim hohen Adel die glänzendste Aufnahme fanden.

Der König war dankbar und hatte nicht vergessen, welche verschwenderische Gastfreundschaft er bei Catharina II., deren glanzvollen Hof er im Jahre 1793 als flüchtiger Verbannter besucht, genossen.

Dem Beispiele des Hofes folgte natürlich der Adel und die hohe Geistlichkeit, und so sahen sich denn die russischen Fürsten und Edlen von Fest zu Fest förmlich geschleppt, so daß ihnen kaum Zeit zum Verschnaufen blieb.

An einem schönen Nachmittage hatten so eben vier junge Männer in einem jener luxuriösen Cabinette der frères provençaux ihr splendides Diner beendet,

und schwelgten jetzt in dem Genusse der wunderbar köstlichen Manillás, deren feines Aroma das behagliche Verdauungsfieber so excellent befördert.

Eine tiefe, stumme Pause in jenem unbeschreiblichen dolce far niente, dem sich der gebildete Mensch nach einem exquisiten Diner so gern hingiebt.

Betrachten wir uns während dieser Muße den einen der vier jungen Männer, mit dem wir uns im Verfolg dieser so wahrhaften Geschichte zu Anfang ausschließlich beschäftigen werden, etwas näher.

Eine schlanke, sehnen- und muskelkräftige Gestalt, Füße und Hände klein; ein feiner Kopf mit schwarzem, natürlich gelocktem Haar, feurige dunkle Augen von blitzender Schärfe; eine edelgebildete Nase, leicht aufgeworfene Oberlippe mit einem wundervoll dichten, seidenweichen schwarzen Schnurrbart; Zähne, deren Elfenbein an Weiße mit dem frischgefallenen Schnee rivalisirte, — war Fürst Alexander Ismaël Ismaëlowitsch K. vom Scheitel bis zur Sohle ein vollendet schöner Mann.

Der Vater des Fürsten, Staatskanzler Fürst Victor Ismaël Ismaëlowitsch, tatarischen Ursprungs und seinen Stammbaum in fast directer Linie bis auf den Stammvater Tatar hinaufführend, — unter Peter dem Großen durch seine Voreltern dem russischen hohen Adel und der griechischen Kirche einverleibt, war einer der reichsten Edelleute des ganzen russischen Reichs. An der Wolga, am Dniestr und Dniepr dehnten sich

seine unermeßlichen Steppen, weideten seine zahllosen Heerden; in Taurien glänzten seine Landhäuser und grünten seine Reben. Vermählt mit der einzigen Erbtochter eines reichen moldauischen Großbojaren, war er auch hier reich begütert, und die Gnade dreier Czare, denen er mit Gut und Blut, Kopf und Herz gedient, hatte ihn mit Ehren überhäuft und besonders Alexander ihn auch in Großrußland mit bedeutenden Herrschaften belehnt. An 80,000 Seelen nannte er sein eigen. Hochgebildet, von scharfem, durchdringendem Verstand, schnell und energisch in der Bewältigung von Hindernissen, unerschöpflich im Auffinden und Schaffen neuer Hülfsquellen, war er im umfassendsten Wortsinne der Vater seiner Leibeigenen. Streng und gerecht, strafte er, wo es nöthig war; aber die Hand, die strafte, hatte auch gleich den lindernden Balsam bereit. Mit unbedingtem Gehorsam dem leisesten Winke seines Kaisers gehorchend, erschien der alte Fürst als das vollgültige Muster eines russischen Großen, dessen unbefleckbare Schulddevise: „Gott und mein Kaiser!"

In diesen Gesinnungen hatte er seinen einzigen Sohn Alexander erzogen.

Der junge Fürst, kaum 5 Jahre alt schon eine mutterlose Waise, war von den besten Lehrern gebildet, hatte die Hochschulen in Moskau und Dorpat besucht, darauf unter Paskewitsch an dem persischen, und unter Wittgenstein und Diebitsch-Sabalkansky an

dem türkischen Feldzuge Theil genommen, aus denen beiden er mit Ehren und Wunden bedeckt zurückgekehrt war. Jetzt, nach dem Wunsch des Vaters, auf Reisen, hatte er die Höfe von Berlin und Wien besucht, Deutschland und Italien gesehen, und wollte nun, der allgemeinen Mode huldigend, einige Zeit in Paris verweilen, um dann — nach Petersburg zurückgekehrt — in den Staatsdienst zu treten, sich auch möglicherweise, dem Willen des Vaters gemäß, bald zu vermählen. Ganz von den Ideen seines erlauchten Vaters erfüllt — der von jeher dahin gestrebt hatte, dem angebornen Nachahmungstalent seiner Unterthanen in allen Branchen Gelegenheit zu geben, sich zu bethätigen, und der deshalb holländischen und deutschen Ackerbauern, französischen Weinbauern und Handwerkern, die als Auswanderer nach Rußland kamen, auf seinen unermeßlichen Herrschaften allen möglichen Vorschub zu ihrer Ansiedlung geleistet hatte, — war Fürst Alexander bemüht gewesen, überall in Deutschland, Italien und Frankreich die hervorragenden Größen der Wissenschaft, der Industrie und des Ackerbaues persönlich kennen zu lernen; ja er hatte es nicht verschmäht, auch die Werkstätten geringerer Handwerker aufzusuchen, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, was hier geleistet, und was seinem Vaterlande noch fehlte. So war fast seine ganze Reise ein ununterbrochenes Studium gewesen; nur hier, am Ende derselben, in Paris, räumte er auch dem Ver-

gnügen seine Rechte ein. — Die vier Cavaliere hatten ihre Siesta geendigt.

„Gott sei Dank," begann nach allgemeinem Recken und Gähnen und Anzünden frischer Cigarren der Graf von M., der Abkömmling der ältesten Barone der Christenheit, — „endlich nach dieser Last der ewigen Feste voll Steifheit und grauenhafter Langeweile ein Tag der Freiheit! O, wie ich diese Freiheit liebe! Aber, meine Fürsten und Herren, gestatten Sie mir die Frage, was gedenken Sie mit dieser Freiheit zu beginnen? Begonnen wäre der Tag so ziemlich passable, aber nur in der Steigerung liegt der Reiz; also wie werden wir ihn fortsetzen und beenden?"

„Lassen wir ein halbes Dutzend Loretten kommen, und machen sie betrunken," sagte der Herzog von R., der jüngere Sohn eines kleinen deutschen Landes, ein junger Mann mit blondem Haar und gutmüthigen blauen Augen, mit noch etwas schwerer Zunge, „nichts über betrunkene —"

„Ah, nicht doch," unterbrach ihn hastig der Graf, „bitte, schlag' Du lieber nichts vor; bei Dir läuft schließlich Alles auf trinken hinaus! Nein, nichts von Loretten und trinken."

„Und doch ist's das einzig Gute in Frankreich!" murmelte der Herzog.

„Nun, mein Fürst und Ihr, edler Lord?" — Nichts? — Nun, ich sehe schon, im Punkt des Ver-

genügens ist Frankreich gezwungen, für alle Großmächte zu denken."

„Was wir uns gern gefallen lassen," antwortete lachend Fürst Alexander.

„Obligirt für so viel Großmuth. Nun, so hört denn. Gegessen hätten wir, getrunken auch, das Verdauungsfieber. —"

„Es wäre himmlisch, hier im Fauteuil, ohne aufzustehen und Fanny —" murmelte wiederum der Herzog.

„Ah, Seine Hoheit denken laut," unterbrach der Graf seine Rede, „aber bitte, behalte nur einige Augenblicke Deine schrecklichen Phantasieen für Dich und laß mich enden. Also das Verdauungsfieber wäre vorüber, so dächte ich, wir ließen die Pferde kommen, trabten eine Stunde in dieser kostbaren Frühlingsluft, wechselten die Toilette und brächten dann einen Theil des Abends im Theater der Porte=St.=Martin zu."

„Der Porte=St.=Martin?" wiederholten alle drei verwundert.

„Eure Verwunderung habe ich erwartet. Dennoch könnt Ihr Euch wohl denken, daß eine besondere Veranlassung mich diesen Vorschlag thun läßt; denn daß ich nicht verlangen werde, nach einem so guten Diner diese leibschneidenden Melodramen zu verdauen, wird selbst Seine Hoheit der Herzog ermessen."

„Hm! —" grunzte der Gefoppte.

„Nein, es muß etwas Besonderes sein, und das

ist es auch in der That. Seit einigen Tagen sind dort spanische Tänzerinnen aufgetreten, unter denen ganz exquisite Schönheiten sein sollen. Wenigstens versichert's mich der Baron R., dem man, was Pferdefleisch und Weiber anbetrifft, Kennerschaft nicht absprechen kann."

„Er ist ein Schuft und ich will ihn nicht mehr kennen, diesen Millionenhund!" murmelte abermals der Herzog.

„Mag sein, beste Hoheit; aber das thut seiner Kennerschaft keinen Abbruch. Dieser edle Baron hat nämlich, um die Lobrede S. H. zu commentiren, dem Herzog, der sich auch auf Pferdeknochen zu verstehen glaubt, seinen blonden Bart recht hübsch schwarz gefärbt, und das kann er ihm nicht verzeihen. Nun also, meine Herren, sehen wir uns die Tänzerinnen an. Eine Loge habe ich nehmen lassen; extra für einen Fauteuil für unsern guten Herzog gesorgt, und ich hoffe, wir finden unsre Rechnung."

Die Freunde stimmten bei, man ließ die Pferde kommen und trabte heiter in die milde Abendluft hinaus.

Am Morgen des folgenden Tages erwachte Fürst Alexander erst spät aus unruhigem Schlummer. Schon mehrmals hatte Timofei Timofejewitsch, — sein leibeigner Kammerdiener, der ihn als Kind auf seinen Knieen geschaukelt, dem Jüngling auf die Hochschulen und in die Schlachten gefolgt war, ihn auf allen sei-

nen Reisen stets begleitet, ihn eigentlich nie verlassen hatte und der den Fürsten mit abgöttischer Verehrung liebte, so daß es bei ihm hieß: „Gott und mein Väterchen“; — den Finger gekrümmt, um an die Thür des Schlafzimmers seines Gebieters zu pochen, fürchtend, demselben sei plötzlich eine Krankheit zugestoßen, die Hand aber immer wieder zurückgezogen, sich selbst mit den Worten tröstend: „Mein Väterchen schläft noch!“ Endlich ertönte die Klingel. Timofei stürzte mehr, als er lief, in das Gemach, und den Fürsten wohlbehalten im Bette erblickend, rief er jubelnd das Kreuz mehrmals über seinen Gebieter schlagend und dessen Ellbogen und Hände mit Küssen bedeckend: „Die heil'ge Mutter Gottes sei gelobt! Batuschka, Du bist gesund?“

„Gewiß, Timofei Timofejewitsch, bin ich gesund, und doch wieder krank, recht krank; aber ich kenne meine Krankheit noch nicht genau. Doch, kleide mich an und laß Dir erzählen!“

„Ich horche, mein Väterchen, mit tausend Ohren.“

Der Fürst, jederzeit gewohnt, sein Fühlen und Denken vor den Richterstuhl seiner eignen Selbsterkenntniß zu stellen, und sich genauste Rechenschaft von dem zu geben, was in ihm vorging, war sich nach kurzer Ueberlegung selbst klar geworden, daß die Liebe zum ersten Mal ihren zündenden Funken in seine Seele geworfen. Manche Anregung und Aufforderung aus schönen Augen von allen Farben, war dem schö=

nen, eleganten Cavalier zu Theil geworden; auch hatte wohl hie und da eine kurze Annäherung, gleich flüchtig geknüpft wie gelöst, stattgefunden, aber geliebt, hatte Fürst Alexander noch nie.

„Gestern Abend,“ begann er, während des alten Kammerdieners geschickte Hände ihm die zierlichen Torschoker Lederstiefeln anzogen und den prächtigen bucharischen Schlafrock zum Hineinschlüpfen bereit hielten, nachdem er die Stambulka genommen und auf Timofei's leises Händeklatschen ein Lakai das Samowar gebracht — „gestern Abend war ich in einem der Vorstadttheater, Porte-St.-Martin, glaube ich, nannten sie es, und sah dort spanische Tänzerinnen; — und, um es kurz zu machen, — Timofei Timofejewitsch — eine dieser Tänzerinnen — liebt Dein Väterchen.“

„Heil'ge Mutter von Kasan, Batuschka!“

„Ja, ja, Timofei, es ist so, ich liebe sie, diese Sennora Juana de Rondara, und Deine Aufgabe wird es jetzt sein, Deinem Väterchen Ruhe zu geben, indem Du zu erfahren suchst, wo sie wohnt, wie sie lebt, denn“ und wie zu sich selbst sprechend, murmelte er die Worte leise: „die Andern sollen sie nicht wieder sehen, und sie soll nicht mehr tanzen.“

„Timofei gehört seinem Väterchen, und sein Väterchen befiehlt ihm; aber unser Väterchen in Petersburg?“

„Ja, unser Väterchen in Petersburg! Du hast

Recht, Timofei, mich daran zu erinnern; aber ich will ihm Alles sagen, wenn wir zurückkommen, und Alles vergessen, wenn er befiehlt; aber den Augenblick, Timofei, den Augenblick laß mich genießen!" Und fast weinend stürzte der Fürst dem treuen Alten in die Arme.

„Oh, Batuschka, heil'ge Mutter Gottes, was ist Timofei Timofejewitsch! Ein Hauch, ein Wind vor dem Munde seines Väterchens, und sein Väterchen weint? O, Timofei wird Alles thun, was sein Väterchen befiehlt." Und in einem Athem weinend und lachend, küßte er dem Fürsten Ellbogen und Hände, und streichelte ihm Haar und Wange, wie man einem Kinde thut.

Von der aus 14 Personen bestehenden spanischen Tänzergesellschaft der Porte=St.=Martin, war Sennora Juana de Rondara unbedingt die hervorragendste Erscheinung in Bezug auf jugendliche Anmuth sowohl, als auf Grazie und künstlerische Durchführung ihrer Tänze; wenn auch üppigere und dadurch vielleicht in die Augen fallendere Schönheiten neben ihr, ihr den Rang streitig machten. Kaum 14 Jahr alt, aber vollkommen entwickelt wie alle Südländerinnen, war sie das Urbild einer jener Madonnen Murillo's, deren außerordentliche Schönheit in dem vollendet charakteristischen des Einzelnen und Ganzen besteht. Zu dem vollständigsten Ebenmaaß der zierlich gebauten, elastischen Glieder gesellte sich eine tadellose Büste als

Trägerin eines classisch schönen Kopfes. Ein leicht gewelltes reiches Haar, von jenem unbeschreiblichen Blauschwarz, umrahmte eine Stirn von ernster Hoheit; eben so ernste, aber in Momenten wieder so blitzende Augen, von tiefstem Schwarz; eine edel geformte Nase, der kleinste Mund mit glänzenden Zähnen, umspielt — im schärfsten Contrast zu Stirn und Augen — von einem so jubelnden Zug lebensvollen Uebermuthes und neckischen Humors — machten Juana für den sinnigen Beschauer zu einer gewiß unvergeßlichen Erscheinung.

Andalusierin von Geburt, rollte von Urvätern her in ihren Adern fürstliches osmanisches Blut. Wie aber so viele jener maurisch-spanischen Dons, hatte auch ihr Großvater schon nichts mehr besessen, als seinen unbefleckten Namen, seine gute Klinge und seinen Mantel; was Alles er ebenso rein ihrem Vater, seinem einzigen Sohne, hinterließ.

Mit diesem für ihn so werthvollen, doch in damaligen schon ebenso wie heute verderbten Zeiten schlecht zu verwerthenden Erbtheile schloß sich der junge Caballero, um nicht zu verhungern, einer spanischen Reitertruppe an, deren gefahrvolles und nicht unritterliches Gewerbe seinem kühnen und stolzen Sinne zusagte. Mit dieser fast ganz Spanien durchziehend, wurde er, mit einer zwar ebenfalls armen, aber auch eben so edler Abkunft sich rühmenden Dame vermählt, Vater von drei Kindern, von denen Juana, als ein-

ziges Mädchen, das jüngste war. Schon mit 10 Jahren war Juana eine vollendete Reiterin, deren Grazie und Schönheit sich täglich mehr entwickelte.

Zwei Jahre später löste sich die Truppe auf; der Vater folgte dem Principal nach Deutschland, die Brüder gingen hier und dorthin, und Juana schloß sich nach der mit ihr zurückgebliebenen Mutter Tode einer Tänzergesellschaft an, um in Frankreich das Glück zu versuchen. So, von Provinztheater zu Provinztheater ziehend, war die Tänzertruppe vor einiger Zeit endlich in Paris, dem Ziel ihres Strebens, angelangt.

Mit der jedem Großrussen angebornen Schlauheit hatte Timofei schon im Laufe des Tages ausgekundschaftet, daß Juana allein ein ärmliches Zimmer in einem Hôtel garni in der Nähe der Porte-St.-Martin bewohne, daß verschiedene Cavaliere schon mehrfache Versuche gemacht hätten, Zutritt bei ihr zu erlangen, aber stets vergeblich.

Fürst Alexander entwarf in drängender Sehnsucht Plan auf Plan, von denen aber der eine so unausführbar schien, wie der andere. Timofei, von der unabweisbaren Liebenswürdigkeit seines Herrn so überzeugt, wie von der Wahrheit der Gebote Gottes, blieb bei seinem wohl schon zehnmal wiederholten Satze: „Mein Väterchen geht zu ihr, sie wird mein Väterchen sehen und lieben!“ — so daß der Fürst sich endlich entschloß, auf diese grade und entschiedene

Weise sein Heil zu versuchen. Mit feinem Tact und sinnigem Zartgefühl ließ er Timofei den unscheinbarsten Anzug seiner Garderobe wählen, und begab sich zu Fuß nach dem bezeichneten Hôtel. Mit Liebe wollte er um Liebe werben, für Liebe, Liebe eintauschen. Wozu bedurfte es da des fürstlichen Glanzes? Mußte er diesen für die ersehnte Liebe einsetzen, zweifellos wäre die seine im Keime erstickt.

Das bezeichnete Hôtel garni war ein altes, finstres Gebäude von fünf Stockwerken, mit zahllosen wenig regelmäßigen Fenstern. Zitternd fast zog der Fürst die Klingel. Ein altes, nicht sonderlich sauberes Weib öffnete.

„Sennora Rondara?" fragte der Fürst.

„Nicht zu Hause, mein Herr."

„Ah, Matuschka, ich glaube doch; gewiß, Du irrst?" und einige Goldstücke fielen in die Hand der alten Portière.

Prüfend glitten deren Augen einige Secunden über die Gestalt Alexander's, wobei sie murmelnd ihre Gedanken laut werden ließ: „Matuschka hat er gesagt? Gold hat er mir gegeben? Ah, ein Russe! Ein wunderschöner Mann, es würde passen! Ah, er mag es versuchen!" und sie antwortete: „Vierter Stock, die zweite Thür rechts, aber ich weiß von nichts, mein Herr."

Der Fürst kletterte beklommen die Treppen hinan und stand vor der bezeichneten Thür. Das Herz

pochte ihm wie einem ertappten Schulknaben, als er den Finger zum Klopfen krümmte, und zwei, dreimal zog er ihn wieder zurück. Endlich faßte er Muth. Es war geschehen. Eine silberhelle, tönende Stimme rief: „Herein!" Die Thür drehte sich knarrend in ihren Angeln — und der Fürst stand vor der Tänzerin. Für die blitzenden Damascener Klingen der Perser hatte er ein ruhiges Auge, für das betäubende Allah il Allah-Geschrei der Türken ein Hohnlächeln auf der Lippe gehabt; — hier, diesen brennenden Augen gegenüber, die voll und groß auf ihm ruhten und seine Anrede zu erwarten schienen, verließ ihn jeglicher Muth. Wohl hatte Juana den schönen jungen Cavalier wieder erkannt, der allein gestern Abend nicht einstimmte in den enthusiastischen Applaus seiner Begleiter, dessen glänzende, träumerische Blicke aber, jeder ihrer Bewegungen folgend, ihr bis in das tiefste Kämmerchen ihres Herzens gedrungen waren. Wunderbare Wechselbeziehungen des menschlichen Herzens! Zwei Wesen, heute noch so entfernt wie der Pol vom Pol, einander so fremd wie der Gletscherschnee dem sonnigen Thal, und morgen? — so innig nah, so unauflöslich Seele mit Seele vereint, als wären Jahrhunderte schon an ihrem Zusammensein vorübergerauscht.

Zitternd, mit gesenkten Blicken stand der Fürst eine Minute da. Dann, auf die Kniee stürzend, ergriff er die Hand der Tänzerin, drückte sie wiederholt

an seine brennenden Lippen, und die von Thränen umflorten Augen zu ihr erhebend, flüsterte er: „Juana!" Was liegt oft in einem einzigen Wort! Nacht und Grauen, Abgründe voll tiefsten, unsäglichen Schmerzes und sonnenhelle Höhen seligster, jubelndster Lust. Sanft zog das schöne, zitternde Weib den Fürsten empor, und ihm so hellen Blicks in's Antlitz schauend, daß es ihn durchschauerte wie Himmelswonne, flüsterte es leise: „Und was willst Du von Juana?"

„Leben!" rief der Fürst, „Licht und Leben hängt am Hauche Deines Mundes!"

„Nimm es!" lispelte Juana.

Was nun folgte, dessen Beschreibung wird uns der geneigte Leser ersparen. Müßte man doch in die Farben des Regenbogens die Feder tauchen können, und mit dem Staub von Schmetterlingsflügeln die Zeilen bestreuen, wollte man sich vermessen, den sonnigen, duftigen Liebesfrühling zweier Herzen in Worte zu fassen. —

Zehn Monate waren vergangen. Frankreichs politischer Horizont thürmte Wetterwolke auf Wetterwolke, ein baldiger Ausbruch war unzweifelhaft.

Fürst Victor rief seinen Sohn nach Petersburg zurück.

Am 8. Februar 1830 hielten vor dem Säulenportal der Madeleine-Kirche, dieser ursprünglich zu einem Tempel des Ruhms bestimmten Schöpfung des großen Kaisers, vier elegante Equipagen. Unsern da-

II.

Wir überspringen einen Zeitraum von fast 22 Jahren und führen den geneigten Leser in den zweiten Stock eines noblen Hauses der Taubenstraße in Berlin. Der sehr ehrenwerthe Damenkleidermacher Herr F. Siebenhaar vermiethete hier „herrschaftlich möblirte Zimmer.“ Die Wohnung bestand aus einem kleinen Vorzimmer, zwei in einander gehenden Wohnzimmern und einem Schlafzimmer. Daß ein Bedientengelaß vorhanden war, ist selbstverständlich. Wenn wir auch die Ausstattung des Vorzimmers außer Acht lassen, müssen wir doch die der beiden andern Zimmer, vielleicht auch noch das Schlafcabinet einer eingehenderen Betrachtung unterwerfen; denn es war augenscheinlich, daß diese „chambres garnies“ so eigentlich kaum noch dem Vermiether angehörten, daß vielmehr der zeitige Inhaber dieselben vollständig neu geschaffen habe. Ein alter Habitüé von Monatszimmern würde beim Anblick dieser jedenfalls vor Verwunderung das Lohsé'sche Lockenhaar und die Wahlländer-Zähne verloren haben.

Die Verbindungsthüren zwischen beiden Zimmern waren verschwunden, und hatten dickstoffigen Portièren von dunkler Farbe Platz gemacht; weiche persische Teppiche, in denen der Laut jedes Fußtritts verschwand, bedeckten den Boden. Die zurückgeschlagenen Portièren ließen den Blick in beide Zimmer frei. An der Spiegelwand des ersten Zimmers stand eine außerordentlich gelungene, broncene Nachbildung der Reiterstatue Peters des Großen; während die beiden Fensterecken von gypsernen Copieen der beiden Pferdebändiger der berliner Schloßrampe eingenommen wurden. An den Wänden hing eine eigenthümliche Sammlung von Waffen, Sätteln, Zäumen und Peitschen jeder Art und Form, mit Geschmack und Phantasie geordnet, umher. Man sah da Jagdflinten und Büchsen, Taschen und Pulverhörner; Hundehalsbänder und Pfeifen, Wildlocken und Jagdtrophäen; — letztere in reichster Verschiedenheit; — Pistolen und Revolver von zum Theil kostbarer Arbeit; Dolche, vom Stilet des Italieners alle Abstufungen vom Yatagan und Handschar, bis zum Kris des Malayen verfolgend. Die silberbeknopfte Gerte des Sportsman vom feinsten Schaafdarm hing neben der Nagaika des Kosaken und dem Harabnik des Tabuntschiks der Steppe; die Hetzpeitsche des Hunters wechselte mit der des Quadrigalenkers. Von Möbeln war eigentlich nichts weiter zu sehen, als ein niedriger Divan, der fast die ganze Länge der Zimmerwand einnahm, und

ein Schränkchen mit allen möglichen Arten Pfeifen, von der Hukah des Moslems, bis zum Thonstummel des englischen Matrosen. An den Wänden des anderen Zimmers hingen außer einer vorzüglichen Copie eines Wouwerman'schen Stalles, zahllose Portraits von Pferden, Reiterinnen und Tänzerinnen; während es im übrigen ein so wirres Durcheinander von Fauteuils, Etagèren, Statuen und Statuetten, überhaupt aller jener, eigentlich entbehrlichen, aber doch den Comfort so erhöhenden, und deshalb wieder so nothwendigen Kleinigkeiten zeigte, daß man fast glauben konnte, im Boudoir einer Dame zu sein. Dieser Annahme hätte nun zwar die außerordentliche Einfachheit des Schlafzimmers — ein eisernes Bettgestell, eine Matratze mit Rennthierdecke und darüber geworfenem Fell eines Eisbären, eine Marmorplatte mit den nöthigen Toilettenapparaten, — an und für sich schon widersprochen, selbst wenn die Anwesenheit eines, in einen Kashmir-Shwal gehüllten, jungen Mannes nicht eine demonstratio ad oculos des Gegentheils gewesen wäre.

Dieser junge Mann lag in einem Fauteuil, die feinen Finger vor's Gesicht geschlagen, durch deren Zwischenräume heiße Thränen unaufhaltsam quollen. Auf dem Teppich vor ihm lag ein geöffneter Brief und ein erloschener, oder vielleicht auch noch gar nicht angezündet gewesener Tschibuk. Das Caffeeservice auf dem Marmortischchen neben ihm war unberührt,

Werfen wir, kraft des uns zustehenden geheimnißvollen Rechtes, einen Blick in den Brief.

„Mein theurer junger Freund.

Mit tiefer Betrübniß und inniger Theilnahme erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen die heute an mich gelangte Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden Ihres väterlichen Wohlthäters, des Fürsten Alexander Ismaël Ismaëlowitsch mitzutheilen. Vor kaum acht Tagen Vater eines Sohnes und Wittwer zugleich, warfen ihn diese doppelten Anstürmungen von höchster Freude und tiefstem Schmerz auf's Krankenlager, von dem er nicht mehr erstand. Wie mir der Fürst D., der vertrauteste Freund des Verstorbenen, schreibt, findet sich leider in den Papieren des theuren Todten nicht die leiseste Andeutung über Ihre Zukunft. Sie selbst wissen wie der selige Fürst darüber dachte; die Geburt eines, so spät wohl kaum noch erwarteten, legitimen Erben, würde sicher die Ausführung seiner Pläne nicht beeinträchtigt haben; sein plötzlicher Tod nur konnte ihn daran hindern. Wollen wir ihn deshalb tadeln, weil er von Tag zu Tag ihre Realisirung verschob? Gewiß nicht! Kein schwereres Wort beim Kaiser, als was der edle Fürst intendirte. — Was Sie nun auch über Ihre Zukunft beschließen mögen, verfügen Sie über mich; — auch, verzeihen Sie das Wort, über meine Casse."

Unterzeichnet war der Brief vom russischen Gesandten, Baron M.

Ismaël, der Sohn Juana Rondara's und Fürst Alexander's, wie der Leser unzweifelhaft schon errathen hat, nahm nach kurzer Zeit die Hände vom Gesicht und richtete sich im Fauteuil in die Höhe. Das vollendete, in männliche Formen übertragene Ebenbild seiner Mutter, was die Gesichtsbildung betrifft, hatte der Jüngling im Bau seines Körpers die feine, zierliche und dennoch so muskulöse Gliederung seines Vaters.

Einige Secunden saß der von tiefem Schmerze gebeugte junge Mann noch stumm und starr da; die träumerisch ernsten, glänzenden Augen wie in weite, unabsehbare Fernen gerichtet. Dann schlug er den ihn umhüllenden Kashmir zurück und nahm von der offnen, so männlich schönen Brust eine dort an goldener Kette hängende Kapsel von gleichem Metall. Eine Feder spielte, und das auf Elfenbein gemalte und in Brillanten gefaßte Miniaturbild seiner Mutter ward sichtbar. Hastig drückte er es an seine Lippen und auf's Neue flossen seine Thränen. „Mutter!" rief er in unsäglichem Schmerz, „Mutter! Ismaël ist Dein Sohn jetzt in Wahrheit!" Ein Kuß noch, ein Seufzer, und die Kapsel fiel geschlossen auf die Brust zurück und die Thränen hörten auf zu fließen. Ein Entschluß war gefaßt — es mußte nun gehandelt werden.

Fort! Weit fort! Wohin? war gleichgültig.

Vor dem geschnitzten, eleganten Schreibtische Platz

nehmend, begann er mit Ruhe die Ordnung seiner Angelegenheiten zu überdenken. „Excellenz,“ schrieb er dem russischen Gesandten, „wie stände es mir zu, meinen Vater zu tadeln! Nur von tiefer Trauer um seinen Heimgang, von unaussprechlicher Dankbarkeit gegen den edlen, hochsinnigen Mann ist mein Herz erfüllt. Bin ich doch in Wahrheit ein Kind der Liebe, seiner, so wahren, innigen, glücklichen Liebe. — Wenn ich Ew. Excellenz Güte, die mir der Schluß Ihres so gnädigen Briefes zusagt, in Anspruch zu nehmen wage, so kann es nur geschehen, um Ew. Excellenz um huldreiche Vermittlung eines umfassenden Reisepasses der französischen Gesandtschaft zu bitten. In Paris geboren, habe ich auf russische Unterthanenschaft wohl jetzt keine Rechte. Ich werde schon morgen Berlin verlassen.“

Dann mit der Durchsicht und Ordnung seiner Papiere fortfahrend, hatte er dieselbe nach kurzer Zeit beendet, und rührte die Klingel. Georg, sein Kammerdiener, ein Deutscher von einer der Colonieen auf den Gütern des Fürsten Alexander, trat ein.

„Georg,“ sagte Ismaël, und seine Stimme zitterte leise, „Sr. Durchlaucht Fürst Alexander Ismaël Ismaëlowitsch sind vor wenigen Tagen hinübergegangen“ — der treue Diener wollte reden, aber die Hand seines Herrn winkte ihm zu schweigen — „ich werde morgen in der Frühe Berlin verlassen. Wohin ich reise, ist unbestimmt. Begleiten wirst Du

mich nicht, vielmehr mit Eduard gleich nach meiner Abreise in die Heimath zurückkehren. Ueber meine Möbeln und mein Pferd werde ich verfügen. Du wirst jetzt diese Briefe besorgen, alle Rechnungen bezahlen und meine Koffer packen. Nur die nöthige Garderobe, nichts Ueberflüssiges. Auch wirst Du Mademoiselle Babette sagen, daß ich, mit Erlaubniß ihrer Herrin, dort soupiren wolle, und das Souper besorgen; auch ersuche Madame Plönert, mich sofort zu besuchen. Um 1 Uhr soll Eduard Abu-Mezur in den Circus führen und mich Herrn Franconi melden. Vergiß auch nicht für Dich und Eduard das nöthige Geld zurückzulegen. So, jetzt bin ich fertig. Gieb mir meinen Anzug, und dann geh." Georg that, wie ihm befohlen, verbeugte sich schweigend und ging.

Eine halbe Stunde später meldete er die Madame Plönert. Diese Dame, im Anfang der fünfziger Jahre stehend, mit Spuren früherer großer Schönheit, in einfacher, aber äußerst gewählter Toilette und mit den vollkommenen Manieren einer Weltdame, war ihrer Zeit eine der exquisitesten Venuspriesterinnen der Hauptstadt gewesen. Klüger aber und besonnener, wie der große Haufe ihrer Genossinnen, hatte sie die Blüthezeit benutzt, sich ein artiges Capitälchen zurückzulegen, mit dem sie, zu geeigneter Zeit den Schauplatz verlassend, ein bedeutendes Tröbelmagazin etablirt hatte. Ein vollständig passender Gatte war in der Person des Herrn Plönert gefunden. Nur in

seinen kühnsten Träumen hatte dieser ehrsame Staatsbürger und Tischlermeister sich ein Leben ausgemalt, wie er es an der Seite seiner Jeannette, — zu der er mit an Ehrfurcht grenzendem Respect aufschaute, und auf ihre Worte wie auf's Evangelium schwor, — jetzt tagtäglich führen durfte. Konnte er doch den ganzen Tag im Ladenstübchen im Lehnstuhl sitzen, sein Pfeifchen rauchen und darauf grübeln, was der Herr Registrator wohl heute Abend bei Clausing für bewundernswerthe Neuigkeiten der lauschenden, nur dann und wann von heftigen Eructationen erschütterten Gesellschaft vortragen werde. Alle Geschäfte versah Jeannette. Ununterbrochen thätig von früh bis spät, entweder im Laden oder auf Auctionen und Nachlaßverkäufen, war sie bald aus einer gesuchten Courtisane eine renommirte Geschäftsfrau geworden. Ihren alten Freunden, die ausschließlich nur der guten Gesellschaft angehörten, leistete sie hin und wieder noch kleine Dienste anderer Art; wobei sie selbst indessen stets nur die Karten mischte, während andere, untergeordnetere Individuen sie ausspielen mußten. Bei solcher Gelegenheit hatte Ismaël, ihr von einem ihrer früheren Freunde empfohlen, die Bekanntschaft dieser Frau gemacht und war seit der Zeit von ihr in fast mütterliche Gunst genommen worden. Da sie nie die Schranken überschritt, vielmehr mit wirklich noblem Takt sich stets in den ihr zustehenden Grenzen hielt, so hatte er sich dies ohne weitere Gedanken gefallen lassen.

„Nun, mein Juwel," begann sie schon im Eintreten, „die Zeit einer alten Trödelfrau ist zwar gemessen, aber einem gewissen Cavalier gehört Jeannette und ihre Zeit."

„Willst Du die Güte haben, liebe Jeannette," — auf vieles Bitten von ihr nannte Ismaël sie Du und beim Vornamen, — „und meine Möbeln, Waffen u. s. w. einer genauen Prüfung unterwerfen, und mir dann sagen, ob Du sie kaufen willst?"

„Was soll das? Haben Sie mir nicht oft gesagt, wenn ich Ihre Waffen, Ihre Geschirre, Ihre Peitschen bewunderte, daß sich fast an jedes Stück eine theure Erinnerung knüpfe, und jetzt soll ich sie kaufen?"

„Ich bitte Dich inständigst, Jeannette, schweig, und prüfe;" — erwiderte Ismaël und seine Stimme zitterte merklich.

Jeannette war näher getreten, und ihre noch immer schönen Augen auf den Jüngling gerichtet, ergriff sie sanft seine Hand und sagte: „Ismaël, es ist etwas Außerordentliches, was Dich bewegt; glaubst Du, daß die verachtete Courtisane kein Herz habe?"

„Ah, Weib, Du träumst!"

„Wohl, wohl, ich träume: aber süß, ach so süß!" erwiderte sie flüsternd. „Ah, mag es sein," fuhr sie entschiedener fort, „mag es sein, daß Du mich nachher von Dir schleuderst mit der Spitze Deines Fußes, jetzt mußt Du mich hören. Sieh, ich war ein junges, blühendes Mädchen mit üppigem Körper voll heißen,

stachelnden Blutes. Mutterlos, von keiner liebenden Hand geleitet, flog ich mit offnen Armen der Verführung, die ich kaum noch ahnte, entgegen. Einmal auf diesem Pfade, eilte es unaufhaltsam vorwärts, von Stufe zu Stufe. Gab ich mich erst aus flüchtigem Wohlgefallen und aufgestachelter Sinnlichkeit einem Manne hin, so geschah es später mit Kälte und Berechnung. Viele, Viele, die Befriedigung ihrer Lust bei mir suchten, schworen mir in heißen Augenblicken Liebe, unendliche Liebe. Ich lachte und mein Herz blieb ohne jede Regung. Rein und ohne Befleckung habe ich es erhalten bis zu dieser Stunde, ja tausendmal reiner, geläuterter noch, ist es geworden, seit es in jener unendlich erhabenen, beseligenden Liebe sich zu Dir gewandt, wie das Mutterherz zu ihrem Kinde. Es pochte so hoch auf vor unsäglicher Freude, als Du zuerst zu mir kamst und mit unnennbarem Weh nur vernahm ich Dein Begehren. Aber ich hatte ja hinreichend gelernt zu lächeln, — ich lächelte auch da. Niemals hätte ich gewagt zu Dir zu reden, wie ich jetzt geredet habe, sagte mein ahnendes Herz mir nicht, daß Du leidest. Stoß' mich nun von Dir, laß das wahnsinnige Weib von Deinen Bedienten vor die Thür werfen, nur einmal will ich Deine Hand an meine heißen Lippen drücken, dann — dann —“ und schluchzend sank sie vor dem Sessel Ismael's nieder, seine umklammerten Knieen mit heißen Thränen benetzend. Seltsam bewegt blickte der Jüngling einen Augenblick

nieder auf das schluchzende Weib. Dann hob er sanft ihr noch immer schönes Haupt empor, und einen leisen Kuß auf ihre Stirn hauchend, sagte er: „Nun denn, ich will einen Augenblick denken, Du seiest meine —, doch nein, nein — aber höre mir zu, es thut mir wohl zu reden.“

„Fern von hier im schönen Frankreich in der Provençe nur wenige Lieux von Aix entfernt, liegt ein reizendes Dörfchen, bewohnt von Frucht- und Ackerbauern. Einfache, genügsame Leute, aber voller Liedersang und Klang. Am äußersten Ende des Oertchens, an dem sanften Abhange eines Hügels hinter Maulbeerbäumen und Lorbeermyrthen halb versteckt, erblickst Du ein Häuschen mit weißen Wänden und hellen Fenstern. Eine junge, wunderschöne Dame, ein Knabe und ein alter Mann mit grauem Bart bewohnen es. Die Dame ist Juana Rondara, meine süße Mutter; der Knabe bin ich, und der alte Mann ist Timofei Timofejewitsch, Fürst Alexander's, meines Vaters, ehemaliger Kammerdiener, jetzt unser Diener, mein Vertrauter, mein Erzieher, mein Lehrer. Bald nach meiner Geburt hatte Timofei meine Mutter und mich hierher gebracht. Fürst Alexander war nach Petersburg zurückgereist, hatte sich bald nachher vermählt und nach dem Tode seines Vaters, als einziger Erbe seine unermeßlichen Herrschaften in Besitz genommen.

„Wenn meine geliebte Mutter den stammelnden

Knaben fromm die Händchen falten und Gebete lallen lehrte, so lenkte Timofei mit unermüdlicher Sorgfalt die ersten Schritte des Kindes. Sang meine Mutter mir später zahllose Lieder in den weichen, wunderbaren Lauten ihrer Heimath, sprach sie überhaupt nur in diesen Tönen zu mir, gab sie mir wohl auch selbst die Guitarre in die Hand und zeigte mir mit Engelslächeln, wie ich mit meinen Händchen die Saiten greifen müsse — so sammelte Timofei mir Spielgefährten, mit denen ich durch Wald und Flur streifte, oft mit zerfetzten Kleidern und blutendem Gesicht zum tödtlichen Schrecken meiner Mutter heimkehrend. Später setzte er mich auf's Roß, und selbst in meiner sanften Mutter regte sich zuweilen das alte Blut und in steter geheimer Angst und doch voll Stolz und Jubel ob meiner Kraft und Kühnheit, theilte sie meine Lust, wenn ich wie angewachsen auf dem nackten Pferde dahinbrauste. Ein Tag des höchsten Entzückens war es, als Timofei die ersten Waffen aus der Stadt mitbrachte und mir ihren Gebrauch zeigte. Täglich übte er mit mir fechten, schießen und reiten, und bald war mein Auge sicher, meine Hand fest, und kein Roß mir zu wild. Lesen und schreiben lehrte mich, so oft ich eine Stunde Lust zum Stillsitzen hatte, der alte Pfarrer des Dorfes, und die Legenden der Heiligen erzählte mir meine Mutter, wenn ich an schönen Sommerabenden müde meinen Kopf in ihrem Schooß bettete. So war ich fast neun Jahre geworden, als meine Mutter zu

leiden begann. Oft überraschte ich sie weinend, und meine Thränen mit den ihren mischend, versprach ich, sie zu schützen mit meinen Waffen gegen Alles, was ihr drohe. An einem solchen Tage war es auch, wo ich plötzlich fragte: „Warum hat Ismaëlo keinen Vater, wie die anderen Kinder, der die Mutter tröstet, wenn sie weint?" „O, mein Sohn," rief meine Mutter, mich heftig an sich ziehend, „wohl hast Du einen Vater, einen guten, ach so lieben, lieben Vater, aber er ist fort, weit fort! —" und Thränen erstickten ihre Stimme. Ich war untröstlich, und umklammerte heftig schluchzend ihre Kniee, unter tausend Liebkosungen betheuernd: „Ismaëlo brauche keinen Vater, wolle gar keinen Vater." Laß mich jetzt die Zeit des ersten heftigen Schmerzes meines Lebens mit wenigen Worten nur berühren. Ein Jahr später und meine Mutter, meine schöne Engelsmutter, war eine Leiche. Mit heißem Gebet für ihr Kind auf den Lippen, war sie hinübergegangen in das große, unbekannte Land, von wo keine Heimkehr. Maaßlos war mein Schmerz; ich saß Tage lang auf dem Grabhügel meines süßen Mütterchens, stumm und still. Da kam eines Tages ein großer Reisewagen von Aix, ich stieg mit Timofei hinein und wir fuhren unaufhaltsam dem Norden zu. Wie es nicht anders denkbar, verwischten die sich überstürzenden neuen Eindrücke in kurzer Zeit den heftigen Schmerz des Kindes; nur in meinen Träumen war ich stets bei meiner Mutter. . . . .

„Unterwegs erzählte mir Timofei von dem Leben, das uns erwartete. Statt eines Pferdes, sollte ich nun deren hundert, ja tausend haben; Hunde und Flinten in zahlloser Menge, und weite unermeßliche Ebenen beschrieb er mir, voll von Wild und Vögeln. Nach fast achtwöchentlicher Reise kamen wir im Anfange des Mai auf Jkraili, einem, auf der Grenze der Ukraine und der südlichen Steppe gelegenen Schlosse des Fürsten Alexander an. Es war Frühling auf der Steppe, und nichts Zauberhafteres auf der weiten Erde giebt es, als den Frühling auf der Steppe. Heute noch tobt die Wjuga über die weite, unabsehbare Ebene, Schnee und Regen, Eis und Hagel mit sich führend. Hungernd und abgemattet durch den langen Winter, bergen sich die Tabunen, die Tscheredas und Tschabanen hinter den schützenden Schuppen. Kaum noch haben sie die Kraft, dem spärlichen Futter, das der Tabuntschick und Tschaban ihnen reicht, entgegenzuwiehern, zu brüllen und zu schreien, und die sonst so flüchtigen Rosse mit den glänzenden Augen und den blähenden Nüstern gleichen einer Heerde gespenstiger Gerippe, auf denen Geister der Unterwelt so eben ihren wilden Ritt beendet. Da plötzlich in einer Nacht hebt der dominirende Hengst des Tabuns die Nüstern scharf gegen den Wind — dann stößt er ein helles Wiehern aus, das tausend Stimmen beantworten. Von Süden her zieht er heran der belebende, wärmende Hauch, und aus allen Poren der erstorbenen Mutter Erde

dringt und quillt es mit neuer lebendiger Gewalt. Ein, zwei, drei Tage und die Steppe ist ein einziger, grüner, saftreicher Teppich, mit Millionen von Schneeglöckchen, Kro[illegible], Hyazinthen und Tulpen durchwebt. Der Tabun[illegible]net die Ställe und treibt den Tabun auf die erwachte Steppe. Ihm folgt der Tschaban mit den Schaafen, und weiter die hochbeinigen, silbergrauen Rinder. Anfangs schleicht noch alles langsam dahin, auf Muskeln und Sehnen liegt noch die Schwere des Winters. Aber kaum sind einige Tage vergangen, und vergessen ist die überstandene Noth. Da ist die Steppe Leben und Bewegung, Lust und Liebe so weit das Auge reicht. Hoch in den Lüften jubelt die Lerche, zieht der weiße und der, nur der Steppe eigene, rothe Falke seine zahllosen Kreise. Kiebitze und Staare fliegen schreiend hin und her, große Schaaren von Trappen weiden überall, und die zierlichen numidischen Jungfrauen führen ihren geselligen Tanz auf. Wölfe und Füchse umschleichen die Heerden, während Adler und Geier hoch in der Luft mit scharfen Augen herniederspähen. Das kleine, zierlich gefleckte Sußlik spielt vor seinen Löchern, und hin und her flatternd zeigt der Podroschnik der dahinjagenden Troika den Weg. In den Schilfwäldern des Dniestr und Dniepr hausen zahllose Schwärme von Höckerschwänen, Pelikanen, Gänsen und Enten; schreien tausende kleiner zwitschernder Kehlen. Leben, wiederhole ich Dir, Leben, buntes, tausendfarbiges Leben ist der Steppen-Frühling! — Neun-

mal hab' ich ihn erlebt, und tausendfältig jederzeit neue Freuden gefunden. Bei allen Tabunen, Tscheredas und Ortaras, auf allen Steppendörfern viele hundert Werst in der Runde war Pann Ismaël bekannt. Selbst in den Kosackendörfern der weiter nördlichen Steppen jubelten die Mädchen, wenn die Troika des schönen, wilden Pann in's Dorf flog. Lehrten diese mich die Balalaika spielen und ihre Lieder singen, so rühmten die Tabuntschicks meine Kraft und meine Kühnheit. Was hier auf wohldressirten Pferden im Circus ausgeführt und als wunderbare Kunst angestaunt wird, übte ich auf dem wilden Roß der Steppe. Im vollen Galopp des Thieres auf seinen Rücken zu springen war mir ein Leichtes. Ich ritt stehend, sitzend, liegend, unter tausend Capriolen und zum größten Ergötzen der Tabuntschiks. Oft war ich wochenlang auf der Steppe, den Wölfen und Füchsen nachstellend, und beim ersten besten Tschaban, in die weite, warme Swita gehüllt, die Nacht verschlafend. Pann Ismaël liebte die Steppe, und die Steppe liebte Pann Ismaël. Im Sommer und Herbst lebten wir auf einem Landhaus am schwarzen Meere und im Winter in Odessa. Auch hier gab es zahlreiche Freuden; aber meine Sehnsucht war der Frühling und die Steppe. Der Winter war für mich die Zeit des Lernens. Meine Lehrer waren Deutsche. Ich lernte bald ihre Sprache und sie öffneten dem Wißbegierigen ihre reichen Schätze. So ward ich neunzehn Jahre. Mehrmals hatte ich

Timofei, der stets bei mir war, mit Fragen nach meinem Vater bestürmt. Immer war seine Antwort: „Mein Väterchen muß warten.“ Da kam er eines Tages mit zitternder Hast in mein Zimmer gelaufen, und vor Aufregung kaum der Sprache mächtig, rief er: „Nach Petersburg zum Väterchen!“ während heiße Thränen in seinen schon silberweißen Bart hinabrieselten. Fürst Alexander's Ehe war kinderlos geblieben, und schon nach fünf Jahren hatte er seiner Gemahlin, einer schönen, liebenswürdigen Frau, mit blondem Haar und blauen Augen, von seiner Liebe zu Juana Rondara und seinem Sohne erzählt. Nach meiner Mutter Tode hatte die Fürstin selbst darauf gedrungen, mich nach Rußland zu holen und, im Fall ihre Ehe fortgesetzt kinderlos bliebe, mich zu adoptiren. Ich übergehe die Begegnung mit meinem Vater kurz. Ich liebte ihn um meiner Mutter willen schon ehe ich ihn kannte. Als Timofei mich zu ihm führte und voll stolzer Rührung flüsterte: „Juana's Sohn!“ schloß er mich heftig in seine Arme, küßte mich auf Mund und Stirn und führte mich zur Fürstin. Als die edle Frau mich sah und zugleich die leuchtenden Augen ihres Gemahls, wandte sie sich einen Augenblick ab, ihre Thränen zu verbergen. Dann reichte sie mir ihre weiße, zarte Hand, küßte mich auf die Stirn und lispelte: „Mein Sohn!“ Knieend küßte ich voll Ehrfurcht ihre schönen Finger. „Was liebt Ismaël am meisten?“ fragte mein Vater; „was begehrt sein Sinn?“

„Die Steppe, mein Vater!“ entgegnete ich. Das war entscheidend. Mein Vater jubelte: „Ein Tatar, ein echter Tatar, das Blut der Chane!“ — Bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre sollte ich nun noch das Ausland, um meine Bildung und meine Kenntnisse zu vervollkommnen, besuchen, dann wollte der Fürst den Kaiser bitten, in meine Adoption zu willigen. Ich durchreiste Deutschland, Italien, besuchte das Grab meiner Mutter und kam dann, wie der Wunsch meines Vaters war, hierher. Wie ich bisher gelebt, bedarf nicht der Erwähnung. Vom russischen Gesandten in die Gesellschaft eingeführt, vom Fürsten, meinem Vater, mehr als reich mit Geld versehen, eine glänzende Zukunft vor mir — wie lebt man da? Doch das Schicksal hat meine Zukunft anders beschlossen. Die Fürstin ist von einem Knaben entbunden und todt, — der Fürst, mein Vater, vor Freude und Gram — getödtet — keine Andeutung in seinen Papieren von Juana's Sohn; Ismaël — ist jetzt Ismaël in Wahrheit!“ Und tief und schmerzlich aufseufzend, lehnte sich der Jüngling in den Sessel zurück, das Gesicht mit den Händen bedeckend. — Jeannette erhob sich aus der knieenden Stellung, in der sie während Ismaël's Erzählung geblieben, und drückte einen leisen, schnellen Kuß auf sein duftiges Haar. Dann verließ sie rasch das Zimmer. Ihr durch die Liebe zu dem schönen Verlassenen geschärftes Zartgefühl, lehrte sie so zu handeln.

Georg trat geräuschlos ein.

„Ein Uhr, gnädiger Herr," sagte er.

„Ah, gut, gut. Gieb mir Hut und Gerte."

Mr. Dejean hatte eine ansehnliche Zahl von Rossen und Künstlern unter Adolphe Franconi's Führung nach Berlin entsendet, um den nach Neuem und Abwechselung lüsternen Berlinern zu zeigen, wie weit man es in Paris, und somit in Frankreich, denn Paris ist Frankreich, in der höheren Reitkunst, Pferdedressur und Gymnastik gebracht. Der in der Friedrichsstraße neu erbaute elegante Circus nahm die Truppe in seine weiten Räume auf, und der Strom des schaulustigen Publikums füllte allabendlich Logen, Range und Gallerien.

Baucher und Marie d'Embrün waren als Schulreiter die Bewunderten der Kenner und Sportsmen, während die liebliche Coraly Ducos, diese grazieuseste Danseuse, der allgemeine Liebling des Publicums geworden war. Zahlreiche Namen bedeutender Künstler und Künstlerinnen nannte außerdem noch jeden Abend das reiche Programm.

So außerordentlich liebenswürdig der dicke Adolphe Franconi gegen die Bekanntschaft suchenden Cavaliere und Pferdefreunde sich stets bezeigte, so bereitwillig er die Betretung seiner Ställe gestattete, so unnachsichtlich schloß er jeden vom Besuche der Uebungen und Proben aus. Die einzige Ausnahme, der allein Begünstigte war Ismaël. Wer eigentlich Ismaël war,

ob ein Russe oder ein Spanier oder ein Franzose — darüber waren selbst seine näheren Bekannten und Freunde unentschieden. Auf einen Spanier deutete sein Name, aber die Einführung seiner durch den russischen Gesandten in die Gesellschaft, machte diese Annahme wieder zweifelhaft. Daß er französisch mit stark prononcirtem, provençalischen Accent sprach, führte wieder auf neue Combinationen, während sein fließendes reines Deutsch, mit nur wenig und leise klingendem fremden Hauch, auch diese wieder contraquarrirte. Ismaël selbst sprach nie über seine Herkunft, und das ist der Vorzug der guten Gesellschaft, daß sie nie mit Gewalt in die Verhältnisse Jemandes zu dringen sucht, wie es die löbliche Gewohnheit sich breitmachender Parvenus und Geldaristokraten mit sich bringt. Trotz Tabatière und parfümirtem Foulard, schaut diesen doch aus jeder Tasche die stinkende Neugier Gevatter Schneider und Handschuhmachers. — Ohne Aufsehen zu machen, oder nur entfernt erregen zu wollen, war es doch unausbleiblich, daß der schöne elegante Cavalier bemerkt wurde, und manches Auge schaute erröthend in den Schooß, wenn des heimlich bewunderten, auch wohl begehrten Fremden große schwarze Sterne zufällig auf ihm ruhten.

Adolphe Franconi's feistes, glänzendes Gesicht verzog sich zum freundlichsten Grinsen — lächeln konnte der Biedre leider nicht mehr, — und tief verbeugte er sich, wenn Ismaël erschien. Nicht dem vornehmen

Herrn galt seine Verehrung, — Franconi war stolz wie ein Grand! — nein, er verbeugte sich vor der Liebenswürdigkeit, vor der Kraft und Kunstfertigkeit des Menschen. Von Anfang an täglicher Besucher des Circus, wie es bei dem Steppensohne nicht anders zu erwarten war, hatte er einst über Franconi's Lieblingsrosse, Pyramus und Thisbe, diese beiden wundervollen Isabellen, einige so treffende Bemerkungen gemacht, daß der dicke Mann voll Bewunderung zu dem schönen Cavalier aufschaute und ihn zum Staunen aller umstehenden Offiziere, Sportsmen und besonders seiner Künstler, einlud, einer Dressurübung beizuwohnen.

Die Probe war beendet. „Wollen Sie mir erlauben," wandte sich Ismaël an den Directeur, „Ihnen und den Herren einmal Kunststückchen zu zeigen, wie man sie auf der Steppe macht? d. h. so gut es der Circus erlaubt; so haben Sie die Güte meinem Reitknecht sagen zu lassen, mein Pferd hierher zu bringen."

Abu-Mezur, ein wunderbar schöner Schimmelhengst, vom reinsten turkomannischen Blute, von Ismaël selbst auf Ikraili ge- und erzogen, kam.

„Nimm ihm Zaum und Sattel ab," befahl Ismaël dem Reitknecht.

Einen Augenblick stand das edle Thier verwundert ganz still. Dann spitzte es die schmalen Ohren, blähte die rosigen Nüstern und musterte mit blitzenden Augen die ungewohnte Umgebung. Da tönte ein leiser, eigenthümlicher Pfiff. Unruhig hob der Renner den feinen

Kopf und wieherte hell. Noch einmal tönte der Pfiff, lauter und näher. Und mit den kleinen runden Hufen die Luft schlagend, bäumte sich das Roß hoch auf, und mit einem mächtigen Satze, zum Schrecken und Erstaunen der umstehenden Künstler, übersprang es die Barrière und stand vor Ismaël, mit den sammetweichen Lippen dessen Wange reibend.

Der Jüngling trat in die Manège zurück. Abu-Mezur folgte. Seinem Reitknecht winkend, zeigte er lächelnd den Künstlern — es waren nur Männer zugegen — die hohen Absätze seiner Stiefeln und sprach bittend: „Ah, ein Paar Schuhe, Messieurs!“

„Ein Paar Damenschuhe für diese Damenfüßchen, vite! vite!“ rief Mr. Franconi.

Man brachte eilends ein Paar Schuhe, und Rock und Stiefeln dem Reitknecht zuwerfend, begann Ismaël, mit einem: „Pardon Messieurs!“ auf seine Hemdärmel deutend, ein so neckisches Spiel mit dem edlen Thier, wie es wohl nimmer der Circus geschaut.

Ueber den im Sande liegenden Reiter sprang das Roß in leichten Sätzen, und über und auf das Roß der Reiter. Jetzt brauste es im vollen Galopp dahin, und hoch auf dem nackten Rücken stand der Reiter, mit heller Stimme ein russisches Liedchen singend, und im nächsten Augenblick schon wieder wälzten sich Roß und Mann im Sande der Bahn. Horch! ein gellender Pfiff! Mit gespitzten Ohren, die glänzenden Augen fest auf den Herrn gerichtet steht der Renner.

Ismaël legt die Hand über die Augen, als spähe er scharf nach etwas aus. Da! ein heller Schrei! Die Hand fährt nach dem Herzen, die Wunde zu bedecken! In die Kniee sinkt das Roß, dem Herrn das Aufsitzen zu erleichern. Wankend gelangt er auf des treuen Thieres Rücken, das kaum den Reiter fühlend, im rasenden Galopp, die Nüstern weit geöffnet, mit erhobenem Schweif und vorgestrecktem Kopf dahinsprengt. Den Reiter verlassen die Kräfte. Mit den Armen hält er krampfhaft den schlanken Hals des Pferdes umklammert; immer mehr und mehr schwindet die Spannkraft der Muskeln — ein Athmen noch — und ohnmächtig, mit dem Gesicht im Sande, liegt er neben dem keuchenden Roß. Das beschnobert ihn von oben bis unten, wendet ihn sanft um und leckt seine Wange, leise wiehernd. Da hebt es den Kopf, scharf blicken die großen Augen umher und fallen auf die lautlos dastehenden Männer. Einen pfeifenden Ton von sich gebend, faßt es behutsam mit den Zähnen die Kleider des verwundeten Herrn, und trägt ihn vorsichtig zu den staunenden Künstlern, mit gesenktem Kopf und bittenden Augen zu ihnen aufschauend. Ismaël erhebt sich. Hell und freudig wiehert — nein, schreit der Hengst auf und legt den Kopf auf des Herrn Schulter. Der fährt mit leisen Händen über Stirn und Augen des Pferdes und haucht in die weit geöffneten Nüstern. Kein Haar des edlen Thieres war feucht. Dann winkt er dem Reitknecht und wendet sich lachend zu den be-

wundernd schweigenden Künstlern: „Ein Steppenscherz, Messieurs!“

Und Adolphe Franconi?

Beide Hände Ismaël's mit seinen dicken fleischigen Pranken umschließend, zog er ihn an seine Brust, nein, an seinen Bauch! „Ah, Monsieur! monsieur!“ war Alles, was er hervorbrachte.

Seitdem war Ismaël der stete und geehrte Gast bei allen Proben und Uebungen. Daß an demselben Abend die Erzählung von der wunderbaren Kühnheit, Geschicklichkeit und Kraft des schönen Spaniers — wie Ismaël in der Regel genannt wurde —, auch ihren Weg in die Garderoben der Damen fand, liegt auf der Hand; eben so, daß von dem Augenblick an noch häufiger und herausfordernder mancher schönen Reiterin Auge auf den verwegenen Knaben ihr Feuer richtete. Denn nichts imponirt dem andern Geschlecht mehr, als männliche Kraft und Kühnheit.

Einige Abende nach diesem Ereigniß lehnte Ismaël wie gewöhnlich am Eingange des Circus von den Ställen her, an der Treppe, die zu den Logen und Rängen hinaufführte, natürlich aber von dieser Seite nicht benutzt wurde. Nur Offiziere, Sportsmen und Bekannte Franconi's occupirten diesen Platz. In der Manège trieben Mrs. Sigrist und Laristi als persische Künstler auf schwanker Stange ihre verwegenen Possen, während das Programm Mlle. Ducos als nächste Actrice anzeigte.

Babette, die pariser Zofe Coraly's, legte eben in der Damengarderobe die letzte Hand an die Toilette ihrer schönen Herrin. Das heißt, sie schüttelte die Reitblouse auf, und zupfte noch hier und da an dem seidenen Röckchen. Dann reichte sie ihr die zierliche Gerte, ein mit massivgoldenem Bärenkopf geschmücktes Meisterstück englischer Kunst. „Babette," flüsterte das reizende Mädchen, und ihre schwarzen Augen sprühten, „heute muß er mein werden!"

„Ah, dieser Kosack!" antwortete Babette.

Coraly war eine spanische Baskin von Geburt. Schön und üppig, kühn und herausfordernd, als Künstlerin unerreicht, war sie selbstverständlich von Bewunderern und Anbetern umringt. Aber noch Niemand bis jetzt konnte sich rühmen, das schöne Weib erobert zu haben.

Das persische Intermezzo war vorüber, und Inca, Coraly's schwarzer, andalusischer Hengst stampfte, seine reizende Last erwartend, an der Faust der galonnirten Stallknechte den Sand der Bahn. Stets führte der dicke Reiterhäuptling Franconi die Blüthen seiner Künstlerinnen selbst in die Manège. Vor Allen Coraly. Eine Elfe an der Hand Falstaff's! Jubelnd von der Menge empfangen und, nach beendeter Tour ebenso wieder entlassen, mußte sie, nach löblichem Brauch, auf den endlosen Applaus noch einmal erscheinen. Stöhnend watschelte Mr. Adolphe neben diesem leichten Schmetterling. Die Herren an der bekannten

Eingangsportière machten Front, und vorüberschlüpfend, ließ sie hart vor Ismaël's Füßen die Gerte, wie achtlos, fallen. Zwanzig Hände zugleich streckten sich aus, die Zauberruthe aufzuheben, aber schon hielt sie Ismaël in den seinen. Hinter der Portière war Coraly verschwunden; nur der dicke Häuptling, der den ganzen Vorgang nicht bemerkt hatte, wischte sich unter der Thür mit dem rothen Foulard, schnaufend den Schweiß von der Stirn.

Zwanzig Minuten später ließ sich Rondara in der Garderobe der Künstlerin melden, und ward angenommen.

„Ihre Gerte, Sennora!" sprach er, sich tief und ehrerbietig verbeugend.

Zitternd und mit niedergeschlagenen Augen stand das reizende Mädchen da. Plötzlich hob sie die langen seidenen Wimpern und tief und voll Ismaël in die Augen schauend, zeigte sie mit dem Kinderhändchen auf den Knopf der Gerte und flüsterte: „Ah, Dein Bild!"

Ismaël küßte den ausgestreckten Finger, und die bebende Hand festhaltend, sagte er: „Will Coraly den Bären verwandeln?"

Leise nickte sie mit dem wundervollen Köpfchen, dann verschwand sie hinter dem Vorhang ihrer Toilette, wo Babettens Stumpfnase neugierig hervorlauschte.

Kehren wir jetzt zu dem Tage unsrer ersten Bekanntschaft mit Ismaël zurück.

Eduard, der Reitknecht, war dem Befehl seines Herrn, Abu=Mezur um 1 Uhr in den Circus zu führen und ihn selbst Herrn Franconi zu melden, pünktlich nachgekommen.

„Ah, mein theurer Freund," redete Rondara den ihn herzlich begrüßenden Directeur an, „ich muß plötzlich verreisen; weiß der Himmel auf wie lange und ob ich überhaupt hierher jemals zurückkehre. Nun, sehen Sie, richte ich, überzeugt von Ihrer Freundschaft, an Sie die Bitte, sich Abu=Mezur's anzunehmen. Führen Sie ihn mit nach Paris, und —"

„Aber ich bitte Sie, mein lieber, theurer Freund," unterbrach ihn verwundert der dicke Mann, „was soll das, und wie muß ich das verstehen? Ich soll Ihr Pferd —?"

„O, bitte, bitte, fragen Sie nichts, gar nichts!" fiel ihm Ismaël in die Rede und seine Hand ergreifend, fuhr er fort, während eine Thräne verrätherisch in seinem Auge glänzte: „Seien Sie Abu=Mezur ein treuer Vater um seinet= und meinetwillen." Dann drückte er heftig die dicke Hand, und ehe nun Franconi sich von seinem Erstaunen erholen konnte, war er verschwunden.

Eduard führte schweigend das edle Thier, das gesenkten Kopfes, als wüßte es, daß es sich um einen Abschied handle, ihm folgte, in den Corridor der Ställe, wo auf des Directeurs Befehl die Stallleute es in Empfang nahmen. Gewohnt jeden Morgen

von seinem Herrn begrüßt und geliebkost zu werden, wieherte es zwei, drei Tage vergeblich nach ihm; dann verweigerte es zu fressen, und 14 Tage später war es vor Entkräftung verschieden.

Am Abend desselben Tages erschien Ismael nicht im Circus. Vergeblich flogen Coraly's Augen nach dem gewohnten Platz, — durch den ganzen Circus. Er war nicht da, und wollte doch heute Abend mit ihr soupiren? Was war das? Unruhig that sie Fehltritt auf Fehltritt, zornig peitschte sie den Hengst, der, solcher Behandlung ungewohnt, wie rasend durch die Bahn sauste. Das Publikum sah nur die Kühnheit der Reiterin und applaudirte jubelnd. Franconi, der nur zu gut den Grund der Unruhe des schönen Mädchens kannte, hielt selbst den Hengst an, und beschwor es, ihre Tour zu beenden.

„Wo ist Rondara?" flüsterte Coraly heftig und schwer athmend; „Sie wissen es."

„Ah, mein Gott, mein Gott, steig' doch nur ab, mein Juwel, meine Perle; er wird ja kommen, ich weiß es, ich weiß es!" stöhnte der geängstigte Mann.

Mit einem heftigen Satze sprang sie vom Roß, und mit kaum merklicher, flüchtiger Neigung gegen das Publikum, verließ sie die Bahn. Hastig riß sie in der Garderobe die Kleider vom Leibe, zum maaßlosen Erstaunen Babette's, die ein „mon dieu" und „grand dieu!" auf das andere folgen ließ, — hüllte

sich in den Shwal, und eilte schweigend in den ihrer wartenden Wagen.

In dem reizenden, lauschigen Boudoir Coraly's lehnte in einem weiten Fauteuil Ismaël. Sein schönes Gesicht war bleich und tiefe Traurigkeit lagerte auf den sonst so lebensmuthigen Zügen. Seit seinen Kinderjahren, seit dem Tode seiner so heiß und innig geliebten Mutter, war heute zum ersten Mal das Leben mit seinem Ernst und seinem Schmerz jäh und rasch an ihn herangeschritten. Zertreten waren seine Hoffnungen, entblättert der Blüthenkranz seiner Träume. Mit tausend schillernden Farben, bunt und wechselnd wie der Frühlingsteppich der Steppe, hatte er seine Zukunft ausgemalt. Ein Vater wollte er sein von tausend und abertausend Kindern, ein Fürst, beglückt und beglückend, im edelsten Sinne des Worts. Und jetzt? — — Heimathlos, ohn' Vater und Mutter, ein Verbannter aus seines Vaters Reich! Und Coraly? Liebte er auch das herrliche Geschöpf nicht mit jener allgewaltigen, Herz und Seele erfüllenden, nie erlöschenden Liebe, wie sie Gott einmal jedem Menschen vom Himmel herniedersteigen läßt, so war das glühende, schöne Weib doch seinem Herzen werth und theuer, und bitter und schmerzlich der Gedanke der Trennung.

Georg hatte den Tisch mit der ausgesuchten, aber einfachen Eleganz servirt, die sein Herr so sehr liebte; und der Koch des Hôtel de B. hatte ein Souper

geliefert, wie es nur dieser alte Schelm zu schaffen verstand.

Hastige Schritte klangen auf der Treppe. Georg schlug die Portière zurück und mit dem lauten Ruf: „Ismaëlo! mein Ismaëlo!“ stürzte Coraly in die Arme des Geliebten. Dieser küßte sie auf Mund und Augen, streichelte das prächtige, seidene Haar und ließ sie dann sanft auf den Fauteuil niedergleiten. Corely seufzte nach einigen Minuten des Schweigens tief auf, dann sagte sie: „Ah, wie bist Du so sehr, sehr böse, mein Geliebter! wie haben Dich meine Augen gesucht und nicht gefunden, und wie hat meine Seele geweint! Ah, Maria, heil'ge Mutter, sei gelobt! ich hab' ihn wieder!“ Und auf's Neue warf sie sich in seine Arme.

„Aber sei doch nur ruhig, Paquita, mein Juwel, ich bin ja da und bleibe ja bei Dir!“ tröstete Ismaël.

„Und niemals wird Ismaëlo Coraly verlassen?“

„Ah, gewiß, gewiß!“ stammelte er hastig, und sein Herz bebte ob der ersten Lüge seines Lebens — „aber komm, laß uns essen.“

Unergründliches Weiberherz! Sturm und Ungewitter, Milde und Sonnenschein birgst du in deinen Tiefen. Vom tiefsten Schmerz, bis zur äußersten Lust ist bei dir nur ein Schritt!

Der fast gefrorne rothe Bouzy trieb in den hohen Kelchgläsern seine zahllosen Perlen, als, auf einen

Wink seines Herrn, Georg geräuschlos Tafeltuch und Lampe entfernte, die Kühler mit frischen Flaschen versah, und dann selbst das Zimmer verließ. Nur von einer einzigen rosenfarbenen, mit wohlriechendem Oele gefüllten Ampel erhellt, schwamm das kleine, lauschige Gemach in jenem wollustathmenden, duftigen clair obscur, das man fühlen und empfinden, aber nicht beschreiben kann. Mit einem Stoß des plastisch schönen, kräftigen Beins, hatte Coraly ihre Causeuse hart an den Sessel des geliebten Mannes geschnellt, und das reizende Haupt an seine Brust lehnend, sah sie lächelnd in seine träumerisch ernsten Augen.

„Sag, Paquita, meine Krone," begann er, mit den feinen Fingern über ihre schwarzen Flechten fahrend, „weißt Du, wer Ismaël war?"

„Ah, nein! Was weiß Coraly von Ismaëlo!" und schelmisch lächelnd schloß sie einen Augenblick die blitzenden Augen.

„O, ich meine nicht Deinen Ismaëlo, mein Bijou; ich meine jenen Ismaël, den Sohn Hagar's, der ein Fürstensohn war, und von seinem Erbe vertrieben, verschmachtend in der Wüste irrte. Sieh, ich bin auch ein Fürst — aber laß uns trinken!" unterbrach er sich heftig, fast ungestüm das Glas ergreifend. Aber er trank nicht, sondern hob den Kelch bis zu den Augen empor und betrachtete sinnend die röthliche Flüssigkeit, die, bewegt, wieder unaufhaltsam Perle auf Perle nach oben trieb. Träumerisch spielte seine

Rechte mit den seidenen Flechten der Geliebten. „Lethe," murmelte er, „Lethe, Mädchen, nannten die Alten den Fluß der Vergessenheit. Wer von seinen Fluthen trank, vergaß, vergaß!" und hastig stürzte er den Schaumwein hinunter. Mit dem intensiven Instinkt der Liebe hatte Coraly längst errathen, daß ein tiefer, großer Schmerz den Geliebten erfülle; aber eben dieser Instinkt hatte ihr auch geboten, keine Frage zu thun. „Vergessenheit sucht Ismaelo?" sagte sie; „Lethe will er trinken? Wo findet er das, wenn nicht bei Coraly!" Und den Kashmir abwerfend umschlang sie mit beiden Armen das Haupt des Geliebten und preßte sein bleiches Gesicht an den wunderbaren, glühenden Busen. In demselben Augenblicke erlosch die Ampel, und auf leisen Schwingen senkte sich die Nacht hernieder, mit ihrem verschwiegenen Schleier Liebe und Verlangen umhüllend. — —

Der Februarmorgen war klar und heiter. Georg überreichte seinem Herrn, der, schon in Reisekleidern, des treuen Dieners Rechnungsbuch durchsah, ein Billet der Madame Plönert. Er durchflog es.

„Mein Vermögen," schrieb das seltsame Weib, „wag' ich nimmer Dir zu bieten. Was soll Dir, dem Erhabenen, Reinen, das Geld des Schmutzes und der Schande! Aber zu wachen erlaube mir, über Alles, was Dir theuer ist."

„Ach, gewiß," murmelte er, „jedes Menschenherz hat eine Blüthe, nur liegt sie so selten zu Tage."

Eine Droschke fuhr vor. Ismaël durchschritt die Gemächer. Unter der Thür warf er noch einen Blick auf die geliebten Gegenstände. Eine heiße Thräne — ein Seufzer noch — und festen Ganges eilte er die Treppen hinunter. Abgeschüttelt war jede unmännliche Schwäche, fest und muthig schaute er der Zukunft in's Auge. Am Schlage der Droschke standen seine Diener, Georg und Eduard, mit weinenden Augen. Er reichte ihnen die Hand, die sie mit Küssen bedeckten. „Grüßt mir die Steppe, viel tausend, tausendmal!" sagte er.

„Fort!" murmelte Eduard pflichtgetreu, und in dem unvermeidlichen Trabe rasselte die Droschke davon.

„Leb' wohl, Du schönes Mädchen, Dank, tausend Dank für Deine Liebe!" flüsterte Ismaël. Eine halbe Stunde später trug der Breslauer Bahnzug Ismaël de Rondara sausend davon, einem ungekannten Ziele entgegen. In seiner Börse befanden sich zehn Louisd'or, sein — Vermögen! —

Unter seinen Freunden und Bekannten erregte sein plötzliches Verschwinden, wie sich erwarten ließ, kein geringes Aufsehen. Einer fragte den andern, Niemand konnte Auskunft geben. Der russische Gesandte zuckte die Achseln.

Coraly trat in Berlin nicht wieder auf. Erschüttert, vernichtet, denn heiß und glühend hatte sie den

schönen Jüngling geliebt, reiste sie wenige Tage nachher nach Paris zurück.

Jeannette Plönert hatte Ismaël's Möbeln, Waffen u. s. w. in ihrer Wohnung in einem Zimmer aufgestellt, das nur sie betrat, und trieb damit einen Cultus, wie ihn nur die Liebe erfinden und begreifen kann. — —

III.

Director Conradini hatte mit einer „wohlorganisirten Gesellschaft“ das Theater in St. in Schlesien bezogen, und bereits seit einigen Tagen die Vorstellungen eröffnet.

Unendlich bedauern wir, daß unabweisbare Gründe uns verhindern, den vollen Namen des Städtchens hierher zu setzen; denn nur zu gut sind wir uns bewußt, wie außerordentlich angenehm es der Phantasie des Lesers ist, wenn er genau weiß, da oder dort ist das und das geschehen. Sollte indessen diese so wahrhafte Geschichte das Interesse irgend eines geneigten Lesers oder einer schönen Leserin in dem Grade zu erregen das Glück haben, daß er oder sie die genaue Angabe des Orts wünschte, so sind wir privatim zu den umfassendsten Confidenzen mit wahrem Vergnügen bereit.

Ob der Name des geehrten Bühnenchefs in seiner ganzen Länge polizeilich beglaubigt war, wollen wir seinem Biographen zur gründlichen Untersuchung überlassen; böswillige Schauspieler behaupteten zwar, die italienische Endung sei Usurpation. Seine Gesellschaft

bestand aus zwanzig Personen, deren nähere Betrachtung wir uns gestatten wollen.

Machen wir, wie billig, mit dem schönen Geschlecht den Anfang.

So war denn da zuerst Lottchen Kellerloch — ein Name, der auf einem Theaterzettel positiv unmöglich ist, weshalb der weise Lenker der Bretter, die die Welt bedeuten, denn auch die letzte Silbe schwinden ließ, und nur den Keller in die Druckerei gab. Lottchen war übrigens eine junge Dame, zwischen achtzehn und achtundzwanzig, von schlankem Wuchs und nicht unschönem Gesicht. Sie spielte die ersten Liebhaberinnen und Heldinnen zur Zufriedenheit des Publikums und der unparteiischen Kritik, die der betreffende Druckereibesitzer und Localblattherausgeber, der natürlich auch die Theater-Zettel druckte, nur stets in der mildesten Form gestattete. Ein weiteres Interesse bot Lottchen nicht. Desto mehr aber Fräulein Agnes Götzel, die Darstellerin passirter Anstandsdamen und hintergangner, treulos Verlaßner. Ach! mit welcher ergreifenden Wahrheit stellte sie die Letzteren dar! Wie hauchte sie so ganz diesen Characteren ihre eigene zitternde, schmerzbebende Seele ein! Ja, sie hatte geliebt und war verlassen, treulos verlassen von einem schmählichen Souffleur! Joseph Pfeiffer hieß dieser Schreckliche, von dem noch obendrein die boshaften Zungen der Colleginnen wissen wollten, er habe sie verlassen, um sich ganz dem Studium des classischen Griechenthums in die

Arme zu werfen. Agnes stand in der hohen Mitte der Dreißiger, und außer dem Herzen war an ihr Alles falsch! Die langen englischen Locken, die sie schmachtend zurückwarf, die Zähne, die sie mit vollendeter Virtuosität sich täglich vom weißesten Wachs selbst verfaßte und einsetzte, der Busen, die Waden — genug Alles, Alles, — nur das Herz, das Herz war ohne Falsch.

Rollen wie „Oberförsterin," u. s. w., ja selbst „Elisabeth", und „Orsina", fanden in Frau Henriette Schultz, trotz ihrer fünfzig Jahre, eine vortreffliche Vertreterin. Diese Frau — ihrem Aeußern nach das, was man in der Theatersprache einen „Blender" nennt —, war wirklich eine Künstlerin und hätte, an einen angemessenern Platz gestellt, gewiß einen hervorragenden Namen gehabt. Jetzt natürlich war sie versauert und verkommen im Misère des Wanderlebens, hatte sich mit der, älteren Frauen oft eigenen Leidenschaftlichkeit, an einen blutjungen Burschen gehängt, dem sie Alles zusteckte, was sie, wie man sagt, bei der Seele hatte, so daß sie in ihrer Straßentoilette häufig einer Vogelscheuche ähnlicher als einer Dame sah.

Die Soubrette, Fräulein Emilie Gennerlich, war ein kleines schwarzhaariges, stumpfnäsiges Ding, von ganz dezidirter Schnippigkeit, wie es ja ihr Fach auch mit sich brachte. Ihre nicht besonders großen, aber desto brennenderen schwarzen Augen verstanden ex profundo ein leichtsinniges Spiel mit den Herren des

Parquets und der Logen — wo Parquet war, verstieg sie sich nie in's Parterre — zu treiben; wofür dann diese natürlich dankbarlichst ihrem Spiel applaudirten. Selbstverständlich nannten sämmtliche Colleginnen dies Augenspiel „bodenlose Frechheit“, wobei sie leider vergaßen, daß sie selbst recht wohl den guten Willen, aber leider nicht die nöthigen Fähigkeiten dazu hatten.

Des Directors Töchterlein, — man wollte wissen, sie danke eigentlich einem stimmbegabten Tenor ihren Ursprung — spielte die Pagen und muntern Liebhaberinnen mit vieler Natürlichkeit; wie sie denn auch selbst mit großer Lust einem flotten Courmacher zweifelsohne in die Arme gesprungen wäre.

Begeben wir uns jetzt zu den Herren der Schöpfung, so stellen wir natürlich in erster Reihe den Director in Person vor. Zunächst zahlte er als Mensch und Casseninhaber die Gagen an seine Mitglieder reell und pünktlich, jeden Thaler einzeln in Papier gewickelt, auf die Minute aus. Auf Vorschüsse, Reiseentschädigungen und was dergleichen Weitläufigkeiten mehr sind, ließ er sich nie ein; dagegen passirte es ihm oft, daß er bei Anhäufung einzelner Silbergroschen, nur achtundzwanzig oder neunundzwanzig auf eine Thalerdüte zählte. Einige freche und eigennützige Mitglieder beharrten deshalb mit unverantwortlichem Starrsinn auch bei dem Verlangen, die Gage nur auf seinem Zimmer empfangen zu wollen, um dann jede Düte einzeln nachzuzählen. Als Director und Vorsteher

eines Kunstinstituts war er ein umsichtiger, thätiger Mann, der sich Inscenirung und Ausstattung zugkräftiger Stücke oftmals ein für seine Verhältnisse tüchtiges Stück Geld kosten ließ, wobei er indessen auch andere, weniger künstlerische Mittel nicht verschmähte, die Massen in's Theater zu locken. So z. B. lief er bei bevorstehender Aufführung des „Tell“, acht Tage lang mit einer mächtigen Armbrust in der Stadt herum, oder exercirte, wie bei der „Jungfrau von Orleans“, eine Cohorte Statisten auf offnem Markt. Als Künstler spielte er Heldenväter, Characterrollen, überhaupt, wie die Schauspieler sagten: „Alles, was gut war.“ Er war eigentlich nicht „schlecht“ zu nennen, aber er übertrieb auf oft widerliche Art in pathetischen, auf zotige in komischen Partieen. Seine Herzöge, Fürsten, Kammerherren im modernen Conversationsstück gab er unvermeidlich im braunen Frack mit runden Schößen und Pattentaschen, und in weißbaumwollenen Handschuhen. — Als Gatte und Vater endlich ging er jeden Vormittag nach der Probe und jeden Abend nach der Vorstellung regelmäßig und pünktlich in's Bierhaus. —

Was von Heldenvätern u. s. w., dem spielwüthigen Director nicht effectvoll genug erschien, überließ er Herrn Eugen Tigider. Dieser brave Mime war ein echter Berliner und wohlerfahren in allen möglichen Spielen: vom Pharao, L'hombre, Whist, Ecarté, Piquet herunter bis zum Schafkopf und Dreikart, selbstver=

ständlich einschließlich des unvermeidlichen Sechs-und-Sechzig. Nur in dem Spiele, das er als Lebensberuf erwählt, stand er stets auf quarante-sept. Dagegen florirte er aber als Held des Wirthshauses, als Blagueur und colossaler Aufschneider in dem Grade, daß es selbst für den seligen Münchhausen eine Preisaufgabe gewesen wäre, ihm ein Paroli zu bringen. Alexander von Humboldt war sein Onkel, der König selbst hatte des öfteren sich nach ihm erkundigt und nur seine hohen Verwandten in Berlin wünschten seine Anstellung beim dortigen Hoftheater nicht, die sonst ohnfehlbar sofort durch königlichen Cabinetsbefehl erfolgen würde. Mit bewundernswürdiger Consequenz, einer bessern Sache werth, kaute er beständig seine beiden Ohrzipfel, durch welche halsbrechenden Uebungen sein Mund eine solche Breite erreicht hatte, daß selbst ein yorkshirer Fuchsjäger den Sprung refüsirt hätte.

Als Komiker fungirten die Herren Gründling und Gabel. Ersterer, ein kleiner dicker Kerl mit recht passabler Baritonstimme leistete die sogenannten gesangskomischen Partieen, wie sie die trostlose Possenwirthschaft der letzten Lustra in erstickender Menge geschaffen. Couplets und Angelfischerei bildeten die bewegenden Räder seines sonst friedlichen und unschädlichen Daseins. Erwähnen wir noch, daß er Winter und Sommer in Stulpenstiefeln und Lederhosen umherlief, so haben wir mehr als genug gethan. Otto Gabel, sein College im Fach, war ein Genie, aber ein schon im

Keime verkommenes. Entschiedener Antipode Kranichfeld's, bewies er täglich die Unhaltbarkeit von dessen Lehrsatz: „Alkohol ist Gift!" thatsächlich, indem er dies Gift mit Zucker und Wasser versetzt, Morgens, Mittags, Abends, überhaupt immer, in Massen zu sich nahm. Nur mit Wehmuth und Bedauern konnte der Menschenfreund auf dies verfehlte Dasein seine Blicke richten. In den unbedeutendsten Rollen oft, die in hundert Anderer Händen spurlos vorübergegangen wären, trieb Gabel's Genie die wunderbarsten Blüthen, sprühte die leuchtendsten Blitze und riß selbst ein minder gebildetes Publikum zum lautesten Beifall hin. Dann aber wieder war es zu Zeiten total vorbei, und müde und schleppend haspelte er seine Rolle aus dem Souffleurkasten ab. Studiren und lernen waren ihm längst unbekannte Dinge; was er von den Rollen wußte, behielt er auf den Proben. Nirgends mehr, in keiner andern Kunst, als in der der Menschendarstellung findet man so viel Mittelmäßigkeit auf breiten Stühlen sitzen und, geehrt im Leben, mit Pomp zu Grabe getragen, während so manches Genie, in Schmutz und Elend verkommen, nackt und bloß vor Hunger hinterm Zaune crepirt! Doch wir vergessen uns.

Für die ersten Helden und Liebhaber war der Herr Matinsky vorhanden. Eine nicht üble Persönlichkeit, litt er aber leider an einer, für einen Tragiker erschreckenden Dünnheit des Organs; ja es paß-

sirte ihm nicht selten, daß sich die Stimme bei bedeutenden Anläufen auf dem Cothurn in fabelhaften Purzelbäumen überschlug. Im Ritterwamms und Mantelanzug bewegte er sich leichter und ungenirter, als im modernen Frack, obwohl er seine Lords und Grafen des zweiten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts stets mit weißen Casimirbeinkleidern und blauem Frack mit Goldknöpfen ausstattete, was er für ganz besonders nobel hielt. Ein früherer Jünger Vulkan's, schleppte er sich mit breiten, rothen Fäusten und krummen Knieen, was ihn aber nicht hinderte, im Besitz einer recht hübschen Frau von vieler Dummheit zu sein, die ihm schon ein nicht zu verachtendes Kinderhäuflein geboren hatte.

Erwähnen wir nun noch flüchtig des Herrn von Schmaltzhuhn, der das interessante Deutsch der Stralsunder und Rostocker Gegend sprach und stets im bissigsten Streit mit dem „Z“ lag, als Künstler aber das Fach der höheren Anmelderollen als: „Gnädige Frau, der Wagen,“ u. s. w., inne hatte, nichtsdestoweniger aber seine Anwartschaft auf einen ersten Platz am Berliner Hoftheater nicht aufgeben wollte; — gedenken wir auch der zweiten und dritten Liebhaber, unglücklicher Opfer lachlustigen Galeriepublikums bei Trauerspielen am Sonntag —, so gelangen wir zum Souffleur und Requisiteur, um uns dann wieder bis zum Regisseur zu erheben.

Souffleur Lorenz war ein edles, aber geknechtetes

Wesen, in ewigem weißen Flausch und unbeschreibbarem Cylinder. Seine Sehnsucht war das Ende des Orts und das sich daran knüpfende Journalgeld; mit dem er dann stets in heißer Menschenliebe armen, hülfsbedürftigen, aber hübschen Fabrikarbeiterinnen auf's Uneigennützigste beisprang. Acht Tage in der Regel dauerte diese Menschenliebe; dann war die Börse leer bis auf den letzten Pfennig, und finster und verdrossen brachte er seine freie Zeit im Bette zu, unablässig Boccaccio's Decamerone in der Ausgabe von 1844 studirend. Zur Zeit der Menschenliebe und des Geldes war er heiter und liebenswürdig und ertrug alle Grobheiten des Directors und schlecht memorirender Schauspieler schweigend und mit der Ruhe des Philosophen. Zur andern Zeit aber murmelte er die schrecklichsten Verwünschungen, wie solche nur ein geschundener Souffleur erfinden kann, in den Kasten, griff auch häufig im gräßlichsten Zorn in den Busen, um einen verborgenen Dolch — nein! — eine große Dose hervorzuziehen, aus der er wuthschnaubend colossale Prisen nahm. Nie hat ihn ein Sterblicher aber in der Periode der Menschenliebe schnupfen sehen.

Ganz das Gegentheil des finstern, unterirdischen Einbläsers, war der auf heitrer Oberwelt, im sonnigen Licht der Theaterlampen verkehrende und sein Wesen treibende Requisiteur und Zettelträger Schipping. Ein ewig lächelnder baumlanger Sachse, setzte er dem Toben und Schimpfen des Directors und In=

spicienten über aufgeschriebene, aber fehlende Requisiten, oder den Flüchen der Schauspieler, denen er bei Diners und Soupers auf der Bühne, mit Mehl bestreute Rübenscheiben oder steinharte Commißbrodstücke vorsetzte, und die noch halb erstickt und hustend nach dem Actus auf ihn einstürmten, die stereotypen, unvermeidlichen Worte entgegen: „Ja, mein gudes Härrchen, vor zehn Dahler Gage mit die Eßwaaren kann ich Sie das nich liefern.“ — Auf die höchste Höhe tragischen Schmerzes aber hob er sich, wenn schadenfrohe Schauspieler ihn an die Zeiten erinnerten, wo er selbst einst als „Adelungen“ und „Jaromir“, als „Abällino“ und „Carl Moor“ die Soffiten erzittern gemacht hatte. Dann war er Lear, der seine Kronen weggegeben, und als närrischer Bettler auf der Haide irrt; und unbedingt fehlten an dem Abend die nothwendigsten Requisiten. Ein Verbot des Directors: nie an den Erinnerungen des Requisiteurs zu rütteln, hatte natürlich nur das Gegentheil zum Erfolg.

Wenden wir uns jetzt endlich zum unbedingt merkwürdigsten Subject der ganzen Gesellschaft, dem Regisseur Herrn von Feinwedel. Von ihm konnte man mit Recht mit König Philipp sagen:

„Anders als sonst in Menschenköpfen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt!“

Ihm war die Welt ein großes Krankenhaus und sein — leider verfehlter! Lebensberuf: ihr großer, universeller Arzt zu werden. Was er nun, seiner Meinung nach,

am großen Ganzen nicht erreichen konnte, wollte er wenigstens dem unmittelbaren engen Kreise seiner Collegen nicht vorenthalten. Auf den Proben sah er jeden Morgen Allen ernsthaft in's Gesicht, fühlte ihren Puls und wisperte dann dem Betreffenden mit wichtiger Miene in's Ohr: „Ihnen fehlt das und das, nehmen Sie doch um Gottes willen das und das." Vom „Selbstarzt" des großen Weltbeglückers und in partibus Inspicienten des Berliner Uraniatheaters, Bullrich, bis zur Strahl'schen „habituellen Leibesverstopfung", las er alle medicinischen Schriften und Brochüren, deren er habhaft werden konnte; — von den Streukügelchen Arthur Lutze's bis zu den mit Calomel geschwängerten Brodpillen Morrisson's und den Kräutern Louis Wundram's; von den Apparaten des medizinischen Magnetiseurs Kunzemann und dem Apfelwein des Apostels Petsch, bis zum Lilionese Ferdinand Rothe's und Idiaton Dr. Breslauer's, vom Gliadinpflaster des Lieutnant a. D. Klose bis zum „Töpfchen für sechs Silbergroschen" von Marianne Grimmert — probirte er Alles, was schlauer und gewitzter Charlatanismus gläubiger öffentlicher Dummheit empfahl und anpries, an seinem eignen beklagenswerthen Körper. Ja, seit der Kladderadatsch jenen mit Revalenta-arabica gefütterten, berühmten Musterknaben öffentlich ausgestellt, quälte er seine unglücklichen drei Mädchen wenigstens vier Wochen mit diesem schauerlichen Bohnen- und rothen Wickenmehl. An

ihm konnte man mit Staunen und Bewunderung wahrnehmen, was ein menschlicher Körper Alles an und in sich aufzunehmen fähig ist. Im Uebrigen war er ein harmloser, liebenswürdiger Mensch und nicht übler Darsteller sogenannter Chevaliers und alter Gecken; nur hatte er eine eigenthümliche Antipathie gegen Wasser, so weit man dasselbe als Reinigungsmittel benutzt. Seine in's Röthliche spielenden Haare färbte er mit bester englischer Glanzwichse glänzend schwarz, und seine sämmtlichen Schmink- und Toilettengegenstände trug er in einem pensionirten alten Strumpf Abends eigenhändig in's Theater. —

Im Hôtel zur „Stadt Berlin" war Ismaël abgestiegen. Am andern Morgen erkundigte er sich beim Kellner nach der Wohnung des Directors Conradini, was zur Folge hatte, daß dieser, ihn mit Staunen und Grauen betrachtend und nur durch einen Seitenblick auf die wohlgefüllten Koffer sich beruhigend, ihm schleunigst die Rechnung zur „geneigten Durchsicht", will sagen „Bezahlung" präsentirte.

Rondara hatte eine einfache Präsentationstoilette gemacht und begab sich in die bezeichnete Wohnung des Bühnenvorstandes.

Wie wir uns verpflichtet halten, dem hochgeneigten und vielgeliebten Leser selbst von der geringfügigsten Kleinigkeit, die unsern Helden betrifft, Rechenschaft zu geben, so haben wir bisher auf unverantwortliche Weise versäumt, die sonderbar und eigenthümlich er-

schreinende Idee desselben, unter manchen, ihm viel-leicht näheren Auswegen, seine Existenz zu finden, gerade die Laufbahn des Schauspielers zu erwählen, zu begründen.

Fast könnte man es als unumstößliche Wahrheit aufzustellen wagen, daß mehr oder weniger in jedem Menschen der oft unbewußte Trieb liegt, Charaktere und Leidenschaften im Spiegelrahmen der Bühne zur Anschauung zu bringen. Woher sonst diese alle Schichten der Gesellschaft gleichmäßig durchdringende Neigung, Komödie zu spielen? Woher sonst diese zahllosen Massen sogenannter Liebhabertheater? In den höheren Regionen der Gesellschaft soll irgend ein Fest, ein Geburtstag auf's Solennste celebrirt werden. Was thut man? Man spielt unter hundert Fällen gewiß neunundneunzig Mal Komödie, oder stellt lebende Bilder, oder führt Charaden auf — enfin! man stellt dar! Die Putzmacherin, die Nätherin, der Buchhalter eines Banquierhauses und der Commis des Häringskrämers, der Fabrikarbeiter und die Arbeiterin — Alle sind Mitglieder, wirkende Mitglieder eines Liebhabertheaters. Die Gutsbesitzer auf dem Lande, die Kleinbürger des jämmerlichsten Krähwinkels, — sie haben ihr Liebhabertheater und sind stolz darauf. Wir sind durchaus nicht so kühn, hierdurch nun den oben aufgestellten Satz für bewiesen zu erachten; wir sind sogar der entschiedenen Meinung, daß eine berufenere Feder dazu gehören würde, als die unsere ist;

weshalb wir denn auch einer solchen die weitere Ausführung überlassen wollen.

In dem letzten Jahre seiner Anwesenheit in Rußland hatte Rondara unter seinen deutschen Lehrern einen jungen Mann gehabt, der, bei den umfassendsten, gediegensten Kenntnissen in der alten sowohl wie der neuen classischen Literatur, ein vollendeter Fantast und Schwärmer war. Sohn eines Predigers und selbst für die Theologie bestimmt, hatte er diese nach abgelegtem zweiten Examen quittirt und sich ganz auf das Studium der Literatur geworfen. Als Privatdozent an einer bedeutenden Universität habilitirt, wußte er seinen interessanten Vorträgen einen weiten Zuhörerkreis zu erwerben; aber der sich auch an den Hochschulen immer mehr und mehr breit machende, jede frische Regung niederdrückende schaamlose Pietismus, mit seinem endlosen Gefolge von Bosheit, Heuchelei und wie die Namen dieser Kinder der Finsterniß alle sind — vertrieb ihn nach kurzer Zeit. Ohne augenblickliche Existenz nahm er die ihm durch Zufall gebotene Hofmeisterstelle in Rußland an, und hier in der Einsamkeit des taurischen Landhauses bildete sich nun bei ihm die Idee aus, daß er berufen sei, als Prediger von der Schaubühne herab den Umschwung der dramatischen Literatur seines Vaterlandes zu verkünden, ja, daß er selbst durch sein Beispiel im Stande sein werde, auf Wesen und Bildung des Schauspielers einen mächtigen Einfluß zu üben, vielleicht sogar eine

totale Neu- und Wiedergeburt der deutschen Bühne zu bewirken. Indem er nun seinem wißbegierigen Schüler die reichen Schatzkammern deutscher Poesie und philosophischen Denkens öffnete, suchte er dessen Gemüth für seine Ideen zu begeistern. Ismaël's Herz und Seele aber, wenn er auch mit offenem Ohr und Sinn den begeisterten Reden seines Lehrers lauschte, erfüllte damals noch ganz die Steppe und ihre tausend Freuden, und lächelnd schüttelte er den Kopf, wenn Hovemann, so hieß der Hofmeister, ihm vorschlug, mit ihm nach Deutschland zu gehen und Schauspieler zu werden. Daß das Verhängniß Lehrer und Schüler, auf gleicher Bahn sich begegnend, einst zusammenführen würde, ahnten damals wohl Beide nimmer.

Sonderbarer Weise wollte Hovemann den Anfang der Wiedergeburt der Nationalbühne nicht von den großen, reich dotirten Hofbühnen oder subventionirten Stadttheatern ausgehen wissen, sondern in den kleinen Wanderbühnen, behauptete er, läge der Keim des zu gebärenden Kindes, und nur die Befruchtung sei die bisher ungelöste Frage. Vielleicht hatte der Mann Recht! —

An dem Tage nun, wo das Schicksal Ismaël in einer Secunde herabgeschleudert hatte von des Lebens Höhen, aus dem Fürstensohn, dem unermeßlich reichen Erben einen heimathlosen Bettler schaffend, — hatte er sich seines Lehrers und seiner begeisterten Reden

erinnert, und in demselben Moment war sein Entschluß gefaßt. Künstler! War er nicht auch ein Fürst, geehrt und geliebt, wenn es ihm gelang, die höchsten Höhen zu ersteigen? Wohl hätte er lieber das Roß der Steppe getummelt und als beglückter und beglückender Gatte und Vater der endlosen Ebenen Kinder mit milder Hand regiert, aber die eiserne Nothwendigkeit zwang ihn, diesen schönen Träumen zu entsagen und — zu erwerben! Unzweifelhaft würde Adolphe Franconi den schönen kühnen Reiter, den liebenswürdigen Cavalier mit Vergnügen den Reihen seiner Künstler einverleibt haben, aber aus leicht begreiflichem Stolze verschmähete Ismaël diesen Ausweg. Dort wenigstens, wo er gekannt war, wollte er den geschwundenen Glanz seiner Erscheinung, ohne sein Verschulden verloren, nicht kränkendem Mitleid oder spöttischen Bemerkungen aussetzen.

In der Conditorei von Sparagnapani unter den Linden in Berlin findet man sämmtliche Theaterzeitungen. Ismaël hatte sich vom Garçon die nächste beste reichen lassen und las unter der stereotypen Rubrik: „Ortsveränderungen reisender Directoren,“ — „Director Conradini in St.“ Das genügte. —

Director Conradini, in einen neuen buntfarbigen Schlafrock von sogenanntem Möbelcattun gehüllt, die Brille auf der Nase und Papilloten im Haar, durchmaß mit langen Schritten sein Zimmer, das ihm als Wohn-, Schlaf-, Besuchs- und Ankleidezimmer

zu gleicher Zeit diente, und las mit tönender Stimme ein neues Stück durch. Jede Rolle im Charakter, wie das seine Gewohnheit war. Auf dem Sopha saß Tina oder „Tindel", wie er sie nannte, — seine bessere Hälfte, und sortirte Billets, während Emilie, sein Töchterlein, sich höchst prosaisch mit der Präparation von „Rollfleisch", einem Gericht echt schlesischer Gourmandise, an einem Ecktisch beschäftigte. In einem kleinen Nebenzimmer saß Müller, der kleine bucklige Schneider, der Empfänger spärlicher Gage, aber zahlreicher Directorial- und Künstlerfußtritte, und besserte unermüdlich defecte Garderobenstücke.

Unbedingt ist es nicht leicht, bei einem so plötzlichen Wechsel, vom Reichthum und glänzender Stellung zum armen vagirenden Künstler, die nöthige Festigkeit des Willens und thatkräftigen Handelns zu bewahren; eben so wenig wie es angenehm ist, das was man bisher als unbedingt nothwendige Bedürfnisse des Lebens betrachtete, als solche auch von Geburt an kennen gelernt hat, mit einem Male entbehren zu müssen; aber Rondarà hatte die Energie seines Großvaters, Fürst Victor's, geerbt, und mit Leichtigkeit fand er sich in der neuen Situation.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Director Conradini zu sehen?" redete Ismaël den augenblicklichen Herrn seiner Zukunft an, sich mit dem Anstand des geborenen Edelmanns verbeugend.

Der Director schob die Brille in die Höhe und

richtete seine Blicke auf den Eingetretenen. Augenscheinlich imponirte ihm der schöne, elegante Fremde, indem er alles andere wohl eher vermuthete, als einen Engagement suchenden Schauspieler, und er begrüßte ihn deßhalb mit der Verneigung des Hofmarschalls aus „Der geheime Agent". „Mein Name ist Conradini, Ihnen zu dienen. Was steht zu Ihren Befehlen?"

Der ehrenwerthe Bühnenchef sprach im gewöhnlichen Leben schlesisch, im breitesten Brieger Dialect; und besäßen wir Holtei's geniale und treffende Feder, würden wir den würdigen Mann in dieser Sprachweise redend einführen. So aber müssen wir und der geehrte Leser darauf verzichten.

„Ich bin der Schauspieler Alfred Steppmann," fuhr Ismaël fort, „und erlaube mir, Sie um ein Engagement bei Ihrer renommirten Bühne, im Fall ich Ihnen anstehe, zu bitten."

Ein Schauspieler? Sapperment, und so begrüßt! Ah, jetzt war er wieder vollständig Director der erhabene Mann, obgleich er augenscheinlich nicht wagte, den so sicher und nobel ihm gegenüberstehenden jungen Mann wie einen gewöhnlichen engagementslosen Schauspieler zu behandeln.

„Ja, sehen Sie," antwortete der würdige Vorsteher, „ich bin rangirt, alle Fächer besetzt. Indessen vielleicht macht sich's doch; Ihr Aeußeres gefällt mir —".

Ismael verbeugte sich lächelnd — „was spielen Sie denn eigentlich?"

Rondara, den Sinn dieser „technischen" Frage wohl ahnend aber nicht ganz fassend, hielt es für's Beste, sich gleich zu decouvriren.

„Ah, mein Herr, ich habe bis jetzt noch gar nicht gespielt; ich bin Anfänger, der den ersten Schritt auf den Brettern noch thun soll."

Anfänger? Wasser auf der Mühle des Bühnenchefs! Er liebte die Anfänger. Ueberall mußten sie sich hinstellen lassen, wo „alte Mimen", die auf's „Fach" hielten, nimmer stehen wollten; und dann die Hauptsache, sie begnügten sich mit 6 höchstens 8 Thalern Monatsgage. Wenn er also einen zweiten Liebhaber entließ, und diesen „schönen jungen Mann mit der eleganten Garderobe" dafür eintreten ließ, waren mindestens 4 Thaler monatlich gespart.

„So, so? noch gar nicht gespielt?" wiederholte der Director, „na, wissen Sie, das thut nichts; ich werde Sie behalten und Ihnen eine monatliche Gage von 6 Thalern" — Rondara zuckte fast schmerzlich zusammen, so daß Tindel es bemerkte und bedeutsam hüstete — „nu, meinetwegen 8 —" Tindel's „hm! hm!" erklang wiederum, „10 Thaler, wollte ich sagen, geben."

„Ich bin es zufrieden, mein Herr; und danke Ihnen. Haben Sie die Güte, über mich zu verfügen."

„Hören Sie," fuhr der Director fort, „Sie können gleich einmal mit auf die Probe kommen; da lernen Sie die Mitglieder kennen und sehen, wie ich so 'ne Probe abhalte."

„Zu Ihren Befehlen, mein Herr."

Der achtbare Kunstinstitutsvorsteher schlüpfte sans gêne aus dem Schlafrock in einen gelben Surtout, zog die Papilloten aus dem Haar, machte einige geniale Kammstriche und war bereit.

Ismaël verbeugte sich tief und achtungsvoll vor den Damen, und ließ vorzugsweise auf die Frau Directorin einen Blick aufrichtiger Dankbarkeit gleiten.

„Ei, Muttel, ein schöner Mann!" sagte Milchen, nachdem beide Herren das Zimmer verlassen.

„Ein wundervoller Mann, ein Gott!" seufzte emphatisch die Mutter und senkte das dünnbehaarte Haupt in die Hände.

„Bei der Mutter wird's einmal wieder rappeln, aber wenn er mir die Cour macht, diesmal weiche ich ihr nicht;" — dachte Emilie, gab aber ihren Gedanken keinen Ausdruck.

Mutter und Tochter hatten häufig das beklagenswerthe Unglück Nebenbuhlerinnen zu sein.

Die Theaterräume befanden sich in den oberen Stockwerken des großen, alten und alterthümlichen Rathhauses und waren mit einer hübschen Anzahl schön und zweckmäßig gemalter Decorationen Eigenthum der Stadt. Die jeweilig anwesenden Directoren

reisender Bühnen nahmen dieselben in ihrer Gesammtheit vom Magistrat in Pacht.

Eine große, breite Treppe führte unmittelbar von der Straße auf einen weiten Vorflur, aus dem man über einen Corridor zu den Eingängen der verschiedenen Ränge, und durch einen schmalen Gang zur Bühne und den Garderoben gelangte.

Sämmtliche Mitglieder beiderlei Geschlechts renommirter Conradini'scher Gesellschaft waren auf besagtem Vorflur versammelt und harrten der Ankunft des gestrengen Chefs, in verschiedenen Gruppen sich in verschiedenen Gesprächen ergehend.

Hier erzählte Herr Tigider einigen lauschenden zweiten Liebhabern und dem finstern Souffleur von einem famosen Ungarweinscat, den er gestern im „goldenen Löwen“ gemacht, und klapperte dazu mit einigen harten Thalern, die er dem Grafen X. Y. Z. in einem weiteren Ecarté abgenommen; — dort flüsterte die blonde Frau des Heldenspielers der schwärmerischen Agnes in's Ohr: „der neue Hut der Gennerlich sei schon wieder von einem andern Anbeter aus dem Publikum“, welche Nachricht die verlassene Ariadne mit Entsetzen erfüllte und alsbald den übrigen Damen in tugendhafter Entrüstung mitgetheilt wurde. Fünf Köpfe unter Kappen, Kapotten und Hüten staken augenblicklich flüsternd und zischelnd zusammen, und das Wort „Hut“ und „Anbeter“ ward mehrmals, mit bedeutsamen verständlichen Augenwinken

nach der kleinen Soubrette hin, vernommen. Diese lehnte in harmloser Selbstvergessenheit an dem hohen Bogenfenster und ließ sich lächelnd die überaus täppische Cour des Herrn von Schmalzhuhn gefallen, als die erwähnten Worte scharf an ihr Ohr schlugen.

„Cavalier von Feinwedel,“ sprach sie augenblicklich zu dem in tiefen Gedanken auf und ab wandelnden Regisseur so laut, daß Alle aufmerksam wurden, „wie findet Ihr meinen neuen Hut?“

„Ja, Kind,“ antwortete dieser, wahrscheinlich mit der Composition eines neuen Remediums beschäftigt, und wie aus tiefen Träumen erwachend, „Senfpflaster auf den Bauch und die Fußsohlen mit Zwiebeln gerieben, wird wohl das Beste sein.“ Ein lautes Gelächter der Schauspieler vereitelte den erwarteten Triumph der kleinen Soubrette und verletzte auf's Bitterste den menschenbeglückenden Weltarzt. Da erschien der Director mit Rondara und gab den Gedanken Aller eine neue Richtung.

„Herr Alfred Steppmann, neuengagirtes Mitglied, meine Herrschaften, betritt bei mir zum ersten Mal die Bühne,“ stellte der Bretterfürst Rondara vor. „Wissen Sie,“ fuhr er zu diesem gewendet fort, „Ihnen jeden Einzelnen beim Namen zu nennen, hält zu lange auf; Sie werden sich schon kennen lernen. Na, fangen wir an.“

Der Inspicient gab das Zeichen und die Probe begann. Man gab das „Turnier zu Kronstein“, dies

beste aller Ritterlustspiele, welches die deutsche Bühne besitzt.

Ein neu eintretendes Mitglied bei einer Wandergesellschaft ist ein Ereigniß, das gebührendermaaßen von den alten Mitgliedern einer scharfen und eingehenden Kritik unterworfen wird. Auf der Probe war wenig Zeit dazu, denn Conradini wußte seine Künstler in Athem zu erhalten, desto mehr aber am Abend vor Anfang der Vorstellung in den Garderoben.

„Ich glaube, er ist ein verunglückter Candidat der Theologie,“ meinte der Heldenspieler Matinsky in der Herrengarderobe, den federgeschmückten Helm aufprobirend.

„Un ick sage Euch, Kinder, det is'n weggeloofner Koofmannsdiener,“ sagte Herr Tigider.

„Vielleicht ein Schreiber vom Gericht,“ bemerkte schüchtern ein Episodenspieler, der selbst erst kürzlich diese Laufbahn quittirt.

„Ach, warum nicht gar 'n Rattenfänger,“ fuhr den Erschreckenden der kleine dicke Komiker an; „schweigt Ihr doch still, wenn Leute reden. Ich will's Euch sagen, was er gewesen ist; 'n Clavierlehrer, das steht fest, man darf nur seine Hände ansehen. Nicht wahr, Feinwedel?“

„Ja, ich glaube, er leidet an taenia; er fuhr sich mehrmals mit dem Taschentuch an die Nase —“

„Na, nu hört's auf,“ unterbrach der Komiker den tiefsinnigen Hippocraten; „dacht' ich's doch, daß der

wieder mit Quacksalbereien ankäme. Das Taschentuch, kann ich Euch versichern, hatte einen ganz andern Grund; wo zwanzig Statisten —"

Otto Gabel, der, mit den glasigen Augen in's Leere starrend, bisher theilnahmlos den Gesprächen der Collegen zugehört hatte, erhob sich jetzt plötzlich aus dem defecten Lehnstuhl, zum Schrecken des kleinen Schneiders, der ihm eben die schwarzen Strümpfe zum „Kanzler Eberhard" auf die Wattons nähte, — und sagte mit dröhnender Stimme: „Und ich sage Euch, daß der Mensch so sicher ein geborner Edelmann ist, wie Ihr Alle geborne Esel seid!" Sprach's und fiel in den Stuhl zurück.

Die Collegen schwiegen.

Seltsam, sonderbar, fast dämonisch möchte man sagen, war die geistige Hegemonie, die dieser verkommene Mensch über Alle ausübte. Oft sprach er wochenlang kein Wort und beantwortete jede Anrede nur mit einem dumpfen Grunzen; dennoch appellirten in allen zweifelhaften Fällen über Auffassung einer Stelle, Aussprache eines Fremdwortes u. s. w. Direction und Schauspieler an ihn in letzter Instanz. Sein Ausspruch war entscheidend, wenn er sich herbeiließ, einen solchen zu thun; in der Regel antwortete er jedoch mit einer Sentenz aus Shakespeare, den er im Kopfe hatte vom α bis zum ω, die aber, zwar immer passend, natürlich selten verstanden wurde. Sein Urtheil über Ismael war auch hier maaßgebend.

In der Damengarderobe war die Unterhaltung ähnlich, nur untersuchte man hier nicht den Character, sondern die Nationalität.

Er sei ein Pole, behauptete Lottchen Keller, die früher einmal mit einem „Lissaer Ungetauften" ein zartes Verhältniß gehabt hatte, sich also auf diese Nation verstehen mußte, während Agnes Götzel sich für italienischen Typus entschied.

„Na, Jötzel," sagte Henriette Schultze, das reine Hochdeutsch ihrer-Geburtsstadt nur auf der Bühne verleugnend, „wenn Sie man nich jriechsch meenen!" Schallendes Gelächter krönte diesen Witz, und die arme Gekränkte barg unter der Schminke erbleichend das Gesicht in den Händen.

„Uebrijens," fuhr die würdige Dame fort, und entnahm einer kleinen Düte eine ansehnliche Prise, „übrijens haben Sie beinah' den Vogel abjeschossen; wat Fremdländ'sches hat er, det steht fest, un wat Nobles dazu. Er verbeugte sich wie'n Jrand von Spanien."

„Ja, und Handschuhe trug er 7¼," fuhr die kleine Soubrette eifrig fort, „ich hab's gesehen, wie er einen verlor —"

„Den Sie ihm schleunigst ufnahmen," fiel ihr die Heldenmutter wieder in's Wort; „ne, Kinder, wat zu arg is, is zu arg. Is der Mensch kaum anjekommen und wird schon wieder Jagd uf ihn jemacht.

Sie drajen wol ooch dieselbe Nummer Handschuhe, jutste Gennerlich?"

„Und Sie tragen nur Naturhandschuhe mit Schnupftabak gefärbt, aber wenigstens Nummer 10!" erwiderte schnippisch Fräulein Gennerlich und rauschte, das Stumpfnäschen hoch emporhebend, in voller Parüre zur Garderobe hinaus.

„Nee, Kinder, so wat is denn doch noch nich da jewesen! Will mir dieser kleene Kobold von Schnupptoback sajen! Det saje ick Ihnen, Jötzel, — uf Lottchen is nich zu rechnen, wenigstens hier nich, — lassen Sie die Gennerlich diesen neuen Braminen, denn is't mit unsre Freundschaft aus." Sprach's und rauschte ebenfalls auf die Bühne.

„Fern im Süd, das schöne Spanien!" lispelte schwärmerisch Agnes.

Der Inspicient gab das Zeichen und die Vorstellung begann. —

Hast Du jemals, geehrter und vielgeliebter Leser, das Unglück gehabt, mit dem an sich sehr lobenswerthen Institut der Polizei in Berührung zu kommen, so wirst Du auch die Erfahrung gemacht haben, daß es zuweilen recht widerliche Subjecte unter diesen Wächtern der öffentlichen Sicherheit geben kann, und daß, je tiefer und nichtssagender die Rangstufe ist, die der betreffende Beamte einnimmt, desto anmaßender, insolenter und brutaler sein Benehmen sein wird. Wir können Dir indessen die tröstliche Versicherung geben,

daß derlei, ekelhaften Schmeißfliegen gleiche Individuen nur selten sind, daß die größere Mehrzahl der Angestellten aus humanen, ja, liebenswürdigen Männern besteht.

Ein so außerordentlich freundlicher Beamter war der Polizei-Inspector in St.

Ismaël begab sich zu ihm und setzte ihm in wenigen Worten auseinander, wie Verhältnisse es ihm wünschenswerth erscheinen ließen, auf dem Theaterzettel einen andern Namen zu führen.

„Mein Herr," sagte der Beamte, mit forschenden Blicken Rondara's Gestalt und Air betrachtend, „Ihr Paß ist vollgültig in Ordnung und das genügt der Polizei. Der Theaterzettel ist keine Norm für uns, nennen Sie sich auf ihm wie Sie wollen."

Director Conradini hatte für einen der nächsten Tage Raupach's „Vor hundert Jahren" auf's Repertoir gesetzt und Alfred — wie wir unsern Helden denn auch von jetzt ab für eine geraume Zeit nennen werden — die Rolle des „Mortier, Soldat und Friseur" zugetheilt.

Dieser besagte Friseur Mortier hat ungefähr ein und einen halben Bogen französisch und deutsch vor Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Leopold von Dessau und in einer kleinen Liebesscene mit der Köchin Sr. Magnificenz, des Rectors Lange, zu schwatzen.

Alfred hatte die kleine Rolle auf's Genaueste me-

morirt, auch unschwer sich in Character und Situation versetzt.

Die Probe kam.

Sämmtliche Mitglieder, auch die nicht beschäftigten Damen, waren anwesend und warteten neugierig auf die Scene des neuen Mitgliedes, die erst der zweite Act brachte. Wie Alles ein Ende nimmt, so auch der erste Act. Die Scene des Mortier kam und Alfred erschien.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl zum ersten Mal öffentlich in einem andern Character zu sprechen, und mag man sich auch in den Salons und Boudoirs der großen Welt mit feinstem Tact und der weltmännischsten Tournüre jahrelang zwanglos, frei und ungenirt, sans peur et sans reproche, bewegt haben, auf der Bühne schwindet, für Augenblicke wenigstens, selbst dem Beherztesten der Muth und nur die Macht der Gewohnheit läßt nach und nach diese herzklopfende Bangigkeit schwinden.

Otto Gabel, dem es sonst so ungeheuer gleichgültig war, was er spielte, hatte seltsamer Weise nach Zutheilung der Rolle des Mortier an Alfred, mit kurzen Worten verlangt, die Rolle des alten Dessauers zu spielen, und der Director sich beeilt, diesen Wunsch zu erfüllen. Zum Aerger des Herrn Tigider allerdings, der sonst diese Rolle inne hatte.

Also Gabel als Fürst Leopold saß auf der Scene im Lehnstuhl, und durch die Mitte trat zitternd Mor-

tier — Alfred. Vor ihm der dunkle Raum des Parquets, rechts und links die durch wenige Lampen schwach erhellten Coulissen mit den lauschenden Comödianten. Einen Moment versetzte ihm der Athem und das Herz drohte zu zerspringen. Aber nur ein Moment — dann begann er zu sprechen. Leicht floß ihm die Rede von den Lippen und die Scene war vorüber.

„Na, hören Sie, das wird schon gehen," rief der für diese Scene bis in den tiefsten Hintergrund des Parterre's geeilte Director. „Sie haben ein wunderschönes Organ und französisch reden Sie wie Wasser," — der Edle verstand selbst kein Wörtchen dieser — wie Holtei sehr richtig bemerkt — Sprache der Diplomaten und Gaukler — „nur Courage auf den Abend, es wird schon gehen."

In der zweiten Scene des Mortier drückte ihm die kleine Soubrette Gennerlich, als Lange's Köchin, bedeutungsvoll die Hand und sah ihm sehr herausfordernd in die Augen, was die auf diese Scene in der Seitencoulisse lauernde Madame Schulz bewog, der hinter ihr stehenden Agnes Götzel zuzuflüstern: „Ick saje Ihnen, Jötzel, diese Creatur wird ihn angeln, un Sie haben't Nachsehen, wenn Sie nich anders uftreten."

„Komm Du holder, brauner Knabe!" flüsterte melancholisch Agnes.

„Jott, ne, wenn't wieder sentimentalsch bei Ihnen rappelt, dann is't Essig. Mit Sentimentalität krieg'n

Sie d e n nich. Det sag ick Ihnen. Ju'n Nacht! Adieu, wollt ick sag'n."

Der Abend kam.

Das Theater war voll, und der schöne junge Mann in der netten Uniform, mit den blitzenden Augen und dem so eigenthümlich klingenden französisch, war allgemein aufgefallen. Die Scene der Probe des Vormittags hatte sich wiederholt. Angst und Herzklopfen hinter der Mittelthür, schwarz vor den Augen beim Heraustreten, ein Moment des Todes — dann allmähliches Ablösen dieses Starrkrampfs und Sprache. Es ging! In der zweiten Scene heftiges Händedrücken der Köchin — Gennerlich, mit obligatem Augenspiel.

Otto Gabel gab an dem Abend als alter Dessauer eine Leistung, so groß, erhaben und lebenswahr, daß er das Publikum elektrisirte.

Alfred war begeistert von solcher Darstellung. Nach der Vorstellung ging er auf den in der Garderobe schlaff und schweigsam dasitzenden Schauspieler, dem der Schneider die Kleider vom Leibe zog, zu und sagte, ihm die Hand hinstreckend: „Ah, mein Herr, Dank für Ihre Schöpfung; Sie haben mir als Künstler mächtig imponirt."

„So?" antwortete der Angeredete, zum Staunen der Collegen die dargebotene Hand ergreifend, fast wehmüthig freundlich, „und Sie mir als Mensch, dann sind wir quitt."

Es war so. Alfred hatte dem seltsamen im Unter-

gang begriffenen Manne als Mensch imponirt; was er, Gabel, nun als Mensch nicht konnte, wollte er als Künstler. Es war ihm vollständig gelungen. Nur einmal noch, während ihres weiteren Zusammenseins, sprach er mit Alfred.

Mit Kraft und Energie lag der Schauspieler Alfred nun dem Studium seiner Rollen ob und benutzte eifrig jede freie Stunde, die Heroen der deutschen Literatur, und vorzugsweise den der Welt angehörenden brittischen Giganten zu durchlesen und in ihren Geist einzudringen. Daneben aber versäumte er nicht, täglich laute Redeübungen zu halten und bemühte sich, den ihm eignen leisen fremden Hauch seiner Sprache zu entfernen. Der Director beschäftigte den fleißigen jungen Mann viel und in den verschiedensten Rollen, obgleich er ihn seiner schönen eleganten Figur und seiner noblen Manieren halber am meisten als Liebhaber verwendete.

Den Umgang mit den Collegen weder suchend noch meidend, hatte er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine sich stets gleichbleibende, wenn auch gemessene Freundlichkeit, sich die Achtung des Männerpersonals erworben; und bei den weiblichen Mitgliedern war er an und für sich joli coeur, da er Alle ohne Ausnahme, von der Aeltesten bis zur Jüngsten, gleichmäßig mit der ausgesuchtesten Courtoisie behandelte. Geangelt hatte ihn keine. Weder die Frau Directorin noch

die schwärmerische Agnes — obgleich sich Beide in schwärmerischer Narrheit überboten — noch Emil'chen oder die Soubrette. Letztere hatte ihm zwar, wie boshafte Zungen behaupteten, hinter einem Prospect mit dürren Worten gesagt: „Ach, wenn Sie mir die Cour machen wollten?“ und dabei Etliches geseufzt und, die Augen spielen lassend, seine Hand an ihren Busen gedrückt, worauf er ihr lächelnd und galant erwidert hatte: „Aber, meine Gnädige, das thue ich ja täglich!“ und die Sache war beim Alten geblieben. „Aber, mein Gott!“ höre ich meine schönen Leserinnen fragen, „war denn der bedauernswerthe Mann so unempfindlich gegen weibliche Reize?“ Nein, gewiß nicht, geliebte Leserin! Nur war eben keine der ehrenwerthen Künstlerinnen im Stande, sein Herz irgendwie zu afficiren. Wie unser Held über „Liebe“ dachte, haben wir früher schon erwähnt; nach einer großen, erhabenen Liebe sehnte sich sein Herz, wie der Wüstenpilger nach dem Quell der Oase; doch später erst ward ihm dies unnennbare Glück zu Theil. Aber der Umgang mit liebenswürdigen Frauen war ihm, wie wohl jedem Manne von Geist und Gemüth, ein Bedürfniß und gern und leicht knüpfte er ein vorübergehendes Attachement. —

Das gesellige Leben in St. leidet glücklicherweise weniger am Krebsschaden aller kleineren Städte, dem leidigen Kastengeist, wie so viele andere. Offiziere der Garnison, höhere Beamte und was sonst von sogenannter Aristocratie in größeren Festungen sich findet, enfilirten sich

gern mit dem gebildeten Theil der übrigen Einwohner, und öffentliche Vergnügungen, Bälle u. s. w., gewannen auf diese Weise den Stempel nobler, aber zwangloser Gemüthlichkeit. —

Wenn man monatlich nur ein Einkommen von zehn Thalern zur Disposition hat, so wird selbst der in untergeordneteren Kreisen geborne, und von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnte Mensch, Mühe und Noth haben, sich mit dieser geringfügigen Summe durchzuschlagen, sobald ihm die Verhältnisse gebieten, wenigstens äußerlich einen gewissen Schein zu wahren. Um wie viel mehr nun wird Jemand zu kämpfen haben, in dessen Leben das Wort „Entbehrung" bisher ein unbekannter Laut gewesen, dem das „naturgemäße Bedürfnisse", was tausend Andere kaum dem Namen nach kennen!

Obgleich Alfred sich in dieser angeführten Lage befand, beherrschte er doch die Verhältnisse mit bewundernswerther Kraft und trug mit Heiterkeit und Gleichmuth den Contrast seines jetzigen und früheren Lebens. —

Vor dem O.=Thore in St. liegt ein großer, anmuthiger öffentlicher Garten, dessen Glashaus, als Wintergarten benutzt, an den Wochentagen ein Versammlungsort der feinen Welt ist.

An dem Nachmittage eines heitern Apriltages hatte unser Held auf einem Spaziergange seinen Weg hierhin gelenkt, um sich das seltene Vergnügen zu gewähren,

in den anmuthigen, blumendurchdufteten Räumen des Wintergärtchens eine Tasse Kaffee zu trinken, eine gute Cigarre zu rauchen und Gedankenspäne zu machen.

Das Glashaus bestand aus drei dem Publikum geöffneten Räumen, von denen der eine, von den andern durch ein sogenanntes Kalthaus getrennt, ausschließlich von den Offizieren der Garnison benutzt wurde, während diese letzteren beiden, durch eine offne Flügelthür verbunden, den Damen der haute volée einen stets besuchten Aufenthalt gewährten. Ein Gang führte unmittelbar von der Straße in diese Räume.

Bei Alfred's Eintritt waren beide Zimmer noch leer, nur eine Aufwärterin stäubte an den weißlackirten Tischen und bequemen Rohrstühlen.

„Du wirst mir eine Tasse guten Kaffee bringen, mein Kind, nicht wahr?" sagte Alfred, und kniff lächelnd den vollen, runden Arm des schmucken Mädchens. Lindel, die Aufwärterin, schlug erröthend die Augen nieder und eilte, das unvermeidliche „sogleich!" kaum über die Lippen bringend, aus der Thür.

Der Schauspieler ist eine öffentliche Person, und schön oder häßlich, stellt er sein Aeußeres, oft auch sein innerstes Herzblut, Abend für Abend für wenige Groschen dem Publikum zur Schau. Auf der Bühne gehört er der Oeffentlichkeit, nur über sein Privatleben ist er Herr. Konnte nun auch bis jetzt Niemand sich rühmen, Alfred im Privatleben kaum begegnet zu sein, viel weniger kennen gelernt zu haben,

so war es doch natürlich, daß ihn fast Jedermann von der Bühne her kannte, und schon acht Tage nach seinem Auftreten waren über den „schönen Schauspieler“ im Städtchen die abenteuerlichsten Gerüchte im Umlaufe.

In allen Gesellschaften sprach man von ihm und mehrmals schon war der Wunsch laut geworden, ob man ihn nicht einmal einladen solle; ja als sogar die verwegene Frau eines Kreisgerichts-Assessors, ein Residenzkind, das Wort zu Fleisch werden ließ, und den Künstler, natürlich im Namen des Mannes, zu einer Abendgesellschaft einlud, — welche Einladung Alfred auf's Höflichste ablehnte, — stieg die Neu- und Wißbegierde auf den höchsten Gipfelpunkt. Couvert und Papier des in den gewähltesten Ausdrücken abgefaßten Ablehnungsbriefchens hatten ein so eigenthümliches Parfüm, wie die Frau Assessorin und sämmtliche Damen ihres Kreises sich nicht erinnern konnten, jemals gerochen zu haben und das Siegel des Couverts zeigte ein Wappen, dessen zwei Felder ein mit einer sonderbaren Krone gekrönter schwebender Vogel, und ein mit gleicher Krone gekröntes springendes Roß einnahmen. Ein gelehrter Heraldiker des Städtchens, dem dies Siegel vorgelegt wurde, erklärte es für ein russisches, jedenfalls fürstliches Wappen. Obendrein hatte „Assessor-Jettel“ ihrer Herrin und selbstverständlich allen Kameradinnen erzählt: „als sie, Jettel, die Einladungskarte zu dem Herrn Schauspieler gebracht,

habe er in seinem kleinen Stübel beim Maler Brinkstein gerade beim Kaffee gesessen. Dieser Kaffee sei in einer ordinairen Bunzelschen Kanne gewesen und ein kleines Weißbrod, aber ein großes Commisbrod habe daneben auf einem Teller gelegen. Alles sehr sauber und rein, denn die Brinkstein-Gustel sei schon eine accurate Person, das müsse ihr der Neid lassen; — aber für einen so schönen jungen Herrn sei so schlechtes Geschirr doch nicht passend. Einen prachtvoll weißen Damenshwal mit wunderbar bunter Kante habe der Herr Schauspieler sich umgenommen gehabt — lautete ferner Jettel's umständlicher Bericht, — und seidene Hosen getragen und Stiefeln, wie sie solche im Leben noch nicht gesehen habe; und aus einem goldnen Portemonnaie, in dem aber nicht viel Geld mehr gewesen wäre, habe er ihr ein Achtgroschenstück gegeben, das sie schon hätte nicht nehmen wollen, weil die Herren Schauspieler ja doch auch nicht viel Geld hätten, aber dieser Herr Schauspieler habe sich so vornehm umgedreht, wie kaum der Herr Commandant, und da habe sie eiligst ihren Knix gemacht und sei gegangen."

Unter sothanen Umständen war es kaum zu verwundern, daß das schmucke Lindel im Wintergärtchen den schönen Schauspieler sofort erkannte, und mit dieser Nachricht schleunigst zu ihrer Frau eilte.

Frau Bertha Kleinhans, die Besitzerin des Gartens, war ein frisches, junges Weib, von kaum 24 Jahren

mit hellen Augen und schönem braunen Haar; dabei kinderlose Wittwe. Mit Umsicht und Energie stand das liebenswürdige Weibchen ihrem großen Hauswesen vor und war das Ziel der stillen und lauten Wünsche manches jungen Mannes, der neben einer jungen, schmucken Frau ein sorgenfreies Auskommen ersehnte. Bertha hatte aber bis jetzt alle Bewerber standhaft abgewiesen; ihr lediger Stand schien ihr zu gefallen und die Bemerkungen der bösen Welt: „es passe ihr wohl deshalb die Wittwe so gut, weil sie sich so ungenirt von den Herren Offizieren könne die Cour machen lassen," ertrug sie mit philosophischem Gleichmuth. Leugnen ließ es sich nicht, sie hatte es gern, wenn die kriegerischen Marssöhne ihr die runde, nicht unschöne, fleischige Hand küßten, aber mit klugem Takt wußte sie die gemessenste Grenze zu halten.

Heute war sie bei ihrer gewöhnlichen Nachmittagsbeschäftigung, der Ordnung zahlloser Tassen und Kännchen in dem saubern Buffet, während in einer kleinen, vom Zimmer aus sichtlichen Küche ein zweites Mädchen in reinster Kleidung auf mächtigen Porzellanmaschinen den Kaffee bereitete.

„Ei du meine Güte, Frau!" sagte die eiligst eintretende Lindel, „im Glashaus ist der schöne Schauspieler ganz allein, und verlangt eine Tasse Kaffee."

Frau Bertha erröthete bis unter das Haar und ließ beinahe die Kannen, die sie eben rangirte, fallen. Der schöne Schauspieler endlich in ihrem Wintergarten?

Und allein, noch Niemand weiter da?! Ihre extravagantesten Träume nur hatten ihr das gezeigt. Damit wir's nur gleich gestehen, Frau Bertha war sterblich in unsern Helden verliebt und besuchte jeden Abend das Theater, sobald der Name Alfred Steppmann auf dem Zettel stand.

„Was sagst Du, Lindel, Herr Steppmann im Glashause?"

„Gewiß, Frau," antwortete diese, „und er sagte, ich solle ihm eine Tasse guten Kaffee bringen, als ob unser Kaffee nicht immer gut, was freilich Leute, die noch nie hier waren, nicht wissen können."

Lindel war eine kleine schlaue Person, die die Leidenschaft ihrer Herrin längst bemerkt hatte, weshalb sie auch wohlweislich verschwieg, daß Alfred ihr den Arm gedrückt.

„Guten Kaffee?" sagte Frau Bertha ganz verwirrt, „ah, gewiß, unser Kaffee ist immer gut. Hier, Gustel, nimm von diesen frischgebrannten Bohnen, — auf der kleinen Maschine mit dem Goldrand. Wenn ich nur wüßte, ob er ihn recht stark liebt? Du hättest auch fragen können, Lindel. Herrgott! sind auch wohl die Tische recht sauber? — ich werde ihm selbst den Kaffee bringen; lauf', Lindel, hole aus dem Schränkchen die silberne Zuckerschaale und die silberne Sahnenkanne, und eine reine Schürze für mich —"

„Aber, Frau," fiel ihr lächelnd Lindel in die Rede, „Ihre Schürze ist weiß wie Schnee, und Sie haben

sie ja vor kaum einer Viertelstunde erst vorgebunden, und was würden die anderen Gäste sagen, die doch jeden Augenblick kommen können, wenn Sie diesem Herrn eine silberne Zuckerschaale —"

„Du hast Recht! Gewiß, es können jeden Augenblick noch Gäste kommen. Gieb mir schnell den Kaffee."

Frau Bertha verließ höchst erregt das Zimmer.

„Gieb Acht, Gustel," sagte die schlaue Lindel zur Kameradin, „gieb Acht! wenn der anbeißt, so giebt's einen Herrn im Haus. Das sage ich Dir aber, so einen schönen Mann, und so freundlich, giebt's in der ganzen Welt nicht weiter."

„Na, ich glaube gar," brummte die schon ältliche Gustel, „ein Komödiant unser Herr, und unsrer Frauen Mann? Das wäre schön, dann kündigte ich meinen Dienst auf der Stelle, obgleich ich hier schon über zwanzig Jahre im Hause bin."

„Na, na," meinte Lindel, „Alter schützt vor Thorheit nicht, sieh ihn nur erst."

„Junges Volk, närr'sches Volk!" murmelte Gustel und mahlte gewaltig die Bohnen.

Alfred hatte sich's in einem der leichten Strohlehnstühle bequem gemacht und sah, der Eingangsthür den Rücken kehrend, zur breiten Glaswand hinaus.

Draußen machte die Mutter Erde eben die ersten schüchternen Versuche den Winterschlaf abzuschütteln, und die Gärtnerburschen waren eifrig beschäftigt, die schützenden

Strohmatten von den Blumenbeeten abzuheben und nach den frühen Sprößlingen der erwachenden Natur zu sehen.

„Ah, mein Kind, darf man rauchen in diesen anmuthigen Räumen?“ sagte Alfred, als die Thür ging und Tritte hörbar wurden, ohne sich umzusehen, die Aufwärterin mit den Kaffee vermuthend.

„Gewiß!“ antwortete eine leise Stimme, die ihn aufsehen machte.

„Ah, verzeihen Sie, Madame; — ich glaubte das Mädchen, — gewiß die Frau Wirthin?“ sprach der Schauspieler sich leicht verbeugend.

„Die bin ich, mein Herr,“ erwiderte bebend das schmucke Weibchen, bald roth, bald blaß werdend.

Dem jungen Mann konnte die Aufregung der kleinen Frau nicht entgehen, nur war er weit entfernt, sich selbst die Ursache derselben zuzuschreiben; vielmehr konnte er sich nicht enthalten, indem er langsam eine Cigarre aus dem eleganten Schildpatt-Etui nahm, zu ihr zu sagen: „Sie sind in Aufregung, Madame, ich will hoffen, daß es eine freudige ist.“

„Ach ja, eine recht freudige!“ lispelte die kleine Wittwe, und setzte, das Köpfchen senkend, muthig hinzu; „und Sie, mein Herr, sind die Ursache.“

„Ich?“ fragte Alfred verwundert; „ei, da müssen sie mir etwas Neugierde verzeihen.“

„Nun, sehen Sie, ich freue mich königlich, daß Sie endlich einmal meinen Garten besuchen —“

„Aber, Madame, Sie kennen mich?“

„Ach, wer sollte Sie nicht kennen!“ sagte Frau Bertha, die hellen Augen schüchtern zu ihm aufschlagend, „und nicht wahr?“ fuhr sie treuherzig fort, „Sie werden mich — meinen Garten meine ich, — jetzt alle, alle Tage besuchen?“

„Diese Räume sind so heimlich und nett, daß ich das unbedingt thun würde, wenn sich nur ein solcher Luxus mit der Kasse eines armen Menschendarstellers vertrüge —,“ erwiderte Alfred lächelnd, noch immer über die Intentionen des hübschen Frauchens nicht im Klaren.

Ach! Bertha hätte ja so gerne entgegnet: „Es ist ja Alles Dein eigen, sobald Du nur willst!“ — aber leider trat das Schicksal in Gestalt der klingelnden Außenthür zwischen Idee und Ausführung, und mit ihren beiden Händen die Rechte des erstaunten Künstlers ergreifend, mußte sich das verliebte Weibchen begnügen, einen heißen Kuß auf diese Hand zu drücken und zu flüstern: „O weh, Gäste! Aber gewiß, Sie kommen täglich?“

Dann eilte es schleunigst davon. —

Was soll das? dachte Alfred. Eine Eroberung? Ah, das schmucke Weibchen ist nicht übel! Nous verrons!

Es ist Dir, geliebter Leser, der Du vielleicht viel, oder ausschließlich nur in großen Städten gelebt hast, wohl auch schon passirt, daß Du, beim Eintritt in ein öffentliches Local einer kleinen Stadt, zweifelhaft

gewesen bist, sollst Du die anwesenden Gäste, dort heimisch und unter einander bekannt, grüßen oder nicht. Jedenfalls bist Du in einer mißlichen Lage. Grüßest Du, so wird man Dich anstarren und sich flüsternd fragen: „Wer ist das?“ — „Ja ich kenne ihn nicht“ — „Ich auch nicht.“ — „Aber, er grüßte?“ — Grüßest Du nicht, wird man Dich ebenfalls anstarren und weiter unter einander fragen: „Was ist denn das für ein Mensch? Der sagt ja nicht einmal guten Tag?“ Besser schon ging es in dieser Beziehung unserm Helden, der den Vortheil der früheren Anwesenheit für sich hatte, es also darauf ankommen lassen konnte, ob die Ankommenden ihn grüßten oder nicht.

Alfred hatte seinen Sitz dem Eingange zugedreht, und die bald eintretenden Damen neigten anmuthig die schönen Häupter. Es war selbstverständlich, daß er sofort die Cigarre beseitigte. Die Zimmer füllten sich nach und nach mehr und mehr, und einige Damen waren gezwungen an demselben Tische, den Alfred inne hatte, Platz zu nehmen. Seltsamer Weise war er heute der einzige anwesende Herr. Natürlich war er auch hier der Allgekannte, und es belustigte ihn, aus dem, an den verschiedenen Tischen alsbald entstehenden Geflüster häufig seinen Namen, mit bezüglichen Seitenblicken schwarzer, blauer, grauer und brauner Augen, herauszuhören. Im Stillen den verlornen Genuß der schönen Cigarre bedauernd, drehte er das, mit dem Wappen der Fürsten K. in massivem Golde, von klei-

nen Smaragden umgeben, gezierte Cigarrenetui, ein Geschenk seines Vaters, Fürst Alexander's; zwischen den Händen und erging sich in Vermuthungen über Rang und Stand der anwesenden Damen. Lindek schlüpfte dann und wann mit den Geschirren an ihm vorbei, die Frau Wirthin erschien aber nicht wieder.

An seinem Tische saß eine schon ältliche Dame im grauen Seidenkleid, mit ziemlich prononcirtem jüdischen Typus. An ihrer Seite ein junges vollbusiges, wunderschönes Mädchen, mit bedeutend weniger orientalischer Gesichtsbildung, — möglicherweise ihre Tochter.

Das junge Mädchen, welches im Anfange der Zwanziger sein konnte, hielt fortwährend das Köpfchen tief auf die elegante Perlarbeit gesenkt; nur dann und wann, sich unbeachtet glaubend, schoß es einen flüchtigen Blitz aus den großen, schwarzen Augen unter den starken Brauen hervor, auf den jungen Schauspieler.

„Sie haben lassen ausgehen die Cigarre, mein Herr. Warum? Ich und meine Tochter haben gerne diesen Geruch," sagte plötzlich die alte Dame mit großer Freundlichkeit.

„Ah, gnädige Frau," erwiderte Alfred über die unerwartete Anrede fast erschreckt, „Sie sind außerordentlich gütig, und ich würde mir auch gestatten, von dieser Güte Gebrauch zu machen, erlaubte mir augenblicklich meine Zeit einen längeren Aufenthalt in diesen anmuthigen Räumen. Aber leider! sie ist mein Herr!"

Unter diesen Worten hatte er das Geld für den Kaffee in die Tasse gleiten lassen und Hut und Paletot ergreifend, empfahl er sich mit achtungsvoller Verbeugung.

„Nicht wahr, meine Damen? schöner noch außer der Bühne, als auf derselben!“ sagte nach einer allgemeinen Pause die Frau Assessor B.

„Ah, sicher! Und welche Toilette! Diese Tournüre! Unbedingt ein besondrer Mensch!“ — in dieser Art summte die Unterhaltung nach Alfred's Verschwinden noch einige Zeit fort; jede Dame wußte etwas Besonderes, etwas Neues anzuführen. Nur die alte Dame im grauen Seidenkleide und ihre Tochter schwiegen, bis eine ganz junge Frau schüchtern bemerkte: „Haben Sie das feine Cigarrentäschchen bemerkt, Frau geheime Commerzienräthin? Es war von Schildpatt mit goldnem Schloß und kleinen grünen Nägeln.“

„Goldnes Schloß mit grünen Nägeln?“ wiederholte verächtlich die sobenannte alte Dame, „was Sie nicht bemerkt, haben Frau Sanitätsräthin! — Ich sage Ihnen, es war ein Wappenschild und Smaragden vom reinsten Wasser. Ich kenne das.“

„Jawohl, die Frau Geheimräthin kennt das,“ riefen alle übrigen Damen, und die kleine beschämte Frau erröthete und erblaßte. —

Der geheime Commerzienrath und Rittergutsbesitzer, Ritter des rothen Adlerordens 4. Classe, Herr von Silberhof, war von Urvätern her jüdischer Ab-

kunft; aber schon sein Großvater hatte sich taufen lassen, während seine Frau erst kurz vor ihrer Verheirathung übergetreten war. Von bedeutendem Reichthum und liebenswürdiger Bonhomie, genoß er die allgemeinste Achtung und war wohl, so zu sagen, der erste Mann von der Stadt. Von ihm in seine Gesellschaften gezogen zu werden, galt für eine Ehre, nach der Mancher vergebens strebte. Seine einzige Tochter Natalie, ein ziemlich spät geborner kaum mehr erwarteter Ehesegen, hatte kürzlich ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und war natürlich als schönes, liebenswürdiges Mädchen und einzige reiche Erbin ein vielumworbener Preis. Niemand hatte aber bis jetzt ihr Herz gerührt, und eine niedliche Anzahl zierlicher Körbchen waren von ihr schon vertheilt. —

Natalie von Silberhof besaß ein sanftes elegisches Gemüth, scheinbar ganz aus Blüthenduft und Nachtigallensang gewoben. Wir sagen scheinbar, denn in seiner selten zu Tage gekehrten Tiefe barg ihr Herz eine Unermeßlichkeit glühender Leidenschaft und jene starre Beharrlichkeit des Festhaltens einmal erfaßter Ideale, das die Töchter Juda's, von deren Blut noch genug in ihren Adern rollte, kennzeichnet und characterisirt. War ihr nun bisher noch kein Mann begegnet, der das auf dem Grunde ihrer Seele schlummernde Götterbild mit lebendigem Odem zu erfüllen gewußt hatte, der dies namenlose, vergeistigt sinnliche Sehnen der heißen Brust mit dem glühenden Hauche

seine Küsse zu stillen verstand, so war es erklärlich, daß diese bewußte, aber gegenstandslose Sehnsucht das schöne junge Mädchen zu verzehren drohte.

Papa Silberstein liebte sein Töchterchen mit der Zärtlichkeit eines — Bräutigams, möchten wir fast sagen, — nur bitten wir den Vergleich nicht mißzuverstehen, — und jeder ihrer leisesten Wünsche war für ihn ein kategorischer Befehl, der unter allen Umständen ausgeführt werden mußte. Lieber wäre es dem alten würdigen Lebemann — in bonam partem — allerdings gewesen, wenn sein Natal'chen im Hause umhergesprungen wäre, wie ein scherzendes, spielendes Kätzchen, oder einen Mann genommen und ihm ein halb Dutzend muntrer Enkel geboren hätte, — statt, daß sie jetzt fast den ganzen Tag am Flügel saß und träumerisch die Finger über die Tasten gleiten ließ, dann und wann mit leiser wundervoller Stimme Heine's Lied vom „Fichtenbaum auf Nordlands kahler Höhe" singend. Die Mama, deren Sinn entschieden auf das Practische gerichtet war, faßte auch diese Herzenskrankheit ihrer Tochter, wie sie deren ihr so höchst peinlichen Zustand nannte, von der möglich practischsten Seite in Betreff der Heilung auf und zwang fast das kränkelnde Mädchen, alle Bälle, Gesellschaften u. s. w. zu besuchen. Im Stillen hoffte die Mutter bei jeder Gelegenheit, der Tochter Sehnsucht würde endlich ein Ziel finden, und mit Freuden hätte auch sie einen Schwiegersohn willkommen geheißen.

Seit dem Erscheinen Alfred's in St. war nun in Nataliens Wesen zum Erstaunen und zur Freude ihrer Eltern eine vollständige Umwandlung eingetreten; ihre Augen glänzten und die bleichen Wangen färbten sich mit frischen Rosen. Auch jetzt saß sie noch tagelang am Clavier und sang vom „Fichtenbaum," aber ihre Stimme war hell und so ganz, ganz anders tönte ihr Gesang. Ihre Sehnsucht hatte einen Gegenstand gefunden; ihr Herz erzitterte und erbebte in Wonne und Bangigkeit und besitzen — ganz und ungetheilt ihn besitzen, war das Ziel, das sie erreichen wollte, mußte.

Es giebt keinen trostloseren Zustand, als den der Halbheit; selbst ganz unglücklich sein, ist immer noch besser, als nicht wissen, ob man glücklich oder unglücklich ist. Aus dieser aufreibenden Halbheit hatte Natalie sich herausgelöst; das schlummernde Ideal ihrer Seele hatte Leben gefunden und mit heißer Gluth nährte sie die Leidenschaft für den schönen Jüngling.

Mama's scharfem Blicke war der Schöpfer dieser zauberischen Verwandlung ihrer Tochter nicht unerkannt geblieben, aber klug und bedacht erwartete sie des Mädchens erstes Wort. Wäre auch unter anderen Umständen ein Künstler ihr ein wenig gewünschter Schwiegersohn gewesen, so ging ihr doch des geliebten Kindes Lebensglück über Alles, und nicht geringen Eindruck hatte überdem auch Alfred's eigenthümliche Männlichkeit und männliche Schönheit auf die alte

Dunkel gemacht. Daß der junge Mann ihre Tochter nicht lieben, vielleicht sogar eine ihm nahe gelegte Werbung um deren Hand von sich weisen würde, — diesen Gedanken im Entferntesten nicht zu fassen, muß man einer Mutter verzeihen. Anders dachte aber der Papa, der mit mehr Menschenkenntniß begabt als seine Gattin, nach Wahrnehmung der Liebe seiner Tochter zu dem Schauspieler Alfred, diesen einer eingehenden Beobachtung unterworfen hatte. Diese Beobachtung ließ ihn aber bald erkennen, daß nur persönliche Liebe des jungen Mannes zu seiner Tochter im Stande sein werde, eine Annäherung und schließlich Vereinigung herbeizuführen, — daß aber die Aussicht auf ein glänzendes Leben und bedeutenden Reichthum nimmer den liebenswürdigen Künstler bestimmen würde.

Auf dem Heimwege vom Wintergarten in die Stadt hatte Natalie der Mutter zugeflüstert: „Mama, der!“ und war dann schweigend neben der ebenfalls schweigenden Mutter hergegangen, um sich zu Hause in ihrem Zimmer einzuschließen.

Die geheime Commerzienräthin pflog an diesem Abend im ehelichen Schlafzimmer mit dem Gemahl während der Nachttoilette eine kurze Unterredung:

„Leberecht,“ sagte sie, „wir werden einladen morgen den Herrn Schauspieler Steppmann zum Diner.“

„Unbedingt, mein Schatz, wenn Du es befiehlst,“ erwiderte galant der Gemahl, „aber ich fürchte, er

wird die Einladung ablehnen, wie schon andere früher an ihn ergangene."

„Wir werden sehen." Mit diesen kurzen Worten beendete die würdige Frau die Unterredung.

Am folgenden Morgen war die Einladung ergangen, und, wie der Papa vorausgesehen, auf's höflichste abgelehnt. Klüglicherweise hatten beide Eltern hiervon nichts gegen die Tochter erwähnt, der schlaue Papa aber einen neuen Plan und hoffentlich erfolgreicheren, den spröden Künstler in die Nähe seines Kindes zu bringen, entworfen. Der geheime Commerzienrath war Maurer, und in der Loge „zu den drei W . . . .", der er angehörte, stand der zweite und letzte Ball dieser Saison bevor. Electrisirt das Wort „Ball" an und für sich schon alle jungen Herzen und Füße beiderlei Geschlechts, so waren doch besonders die Bälle dieser Loge von besondrer Anziehungskraft, denn mit der ausgesuchtesten Noblesse und Eleganz paarte sich auf ihnen die zwangloseste Gemüthlichkeit. Zu ihnen eingeladen zu werden, ohne der Loge als Maçon anzugehören, war eine Ehre, von der man noch lange Zeit zehrte, und mancher junge Lieutnant und Referendar strebte vergeblich nach einer Karte. Noch nie war es bis jetzt dagewesen, daß zu diesen Bällen ein Schauspieler eingeladen war, und wenn auch manche der verschiedenen, mit ihren Truppen die Stadt besuchenden Directoren als Logenbrüder mit ihrer Familie hätten Zutritt haben können,

so zögen diese es dennoch vor, die andere Loge zu den drei [illegible] zu besuchen.

An einem Abende kam der Director im Zwischenacte in die Garderobe gestürzt, roth vor Eifer und Aufregung und rief schon in der Thür: „Herrjeses, Herr Steppmann, kommen Sie doch flink herunter, der Herr geheime Commerzienrath von Silberhof steht unten auf der Bühne und bittet um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Er hat ausdrücklich gesagt: „er bäte um die Ehre.“

Er bäte um die Ehre? Der Herr geheime Commerzienrath von Silberhof, der erste Mann der Stadt? Den Schauspielern stand der Verstand still; nur Otto Gabel murmelte: „Muß ihm auch 'ne Ehre sein.“

„Wer ist der Herr und was wünscht er von mir?“ fragte Alfred.

„Gott, so kommen Sie doch nur,“ drängte der würdige Chef und ergriff seine Hand, um ihn die Treppe hinunterzuführen.

Besuchte auch der Commerzienrath als Kunstfreund mit Frau und Tochter Abend für Abend das Theater, ließ er sich wohl auch dann und wann auf der Bühne blicken, mit diesem und jenem der Schauspieler und Schauspielerinnen ein freundliches Wort wechselnd, so war es ihm doch bis dahin niemals in den Sinn gekommen, sich einen der Bühnenkünstler oder Künstlerinnen vorstellen zu lassen, viel weniger „um die

Ehre zu bitten," dem, der ihm selbst vorgestellt zu werden. Keinem der Schauspieler war eine Nothwendigkeit dessen auch nur im Entferntesten eingefallen, vielmehr hatten Alle das herablassend gütige: „Mein Lieber," oder „Meine Verehrte," des angesehenen Mannes als besonders schmeichelhaft hingenommen.

„Herr geheimer Commerzienrath von Silberhof," stellte der Director vor. Alfred verbeugte sich vor dem in bloßem Haupte vor ihm stehenden alten Herrn achtungsvoll, ehrerbietig, aber kalt.

„Ah, mein Herr," redete der Letztere Alfred mit ausgesuchter Artigkeit an, fast freundschaftlich seine Hand ergreifend, „ich müßte Ihnen eigentlich recht, recht böse sein. Sie haben meine freundliche Einladung auf eine Suppe zurückgewiesen, trotzdem meine Frau im Wintergarten die Ehre gehabt hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Im Wintergarten?" entgegnete dieser verwundert, „ich war nur einmal —"

„Nun, nun, Sie müssen die Paar Worte, die Sie mit ihr gewechselt haben, schon für eine Bekanntschaft gelten lassen," unterbrach ihn der Geheimrath lächelnd, „und heute vorzugsweise dürfen Sie dieselbe nicht verleugnen, wo ich als Gesandter einer mächtigen Großmacht zu Ihnen komme. Sehen Sie," fuhr er im jovialem Tone fort, „man giebt übermorgen in der Loge einen Ball, und da bin ich nun beauftragt —, in geheimer Mission, verstehen Sie — Sie mit Güte

oder Gewalt, auf diesen Ball zu schleppen. Aber ernsthaft gesprochen," ihm entging das eigenthümliche Blitzen in Alfred's Augen nicht — „meine Frau, deren Bekanntschaft Sie nun einmal anerkennen müssen, und ich bitten Sie um die Ehre, diesen Ball als unser Gast und in unsrer Gesellschaft zu besuchen."

„Sie erweisen mir, dem unbekannten Schauspieler besondere Ehre, Herr Geheimrath, und ich weiß wirklich nicht —"

„Ah, Sie sagen zu!" fiel ihm dieser schnell in die Rede, „o, das ist prächtig, herrlich! Mein Wagen wird also übermorgen um 6 Uhr zu Ihren Befehlen sein. Nein, nein, nein!" fuhr er heiter fort, als Alfred reden wollte, „Sie haben zugesagt; alle diese Damen" — wobei er auf die in gemessener Entfernung lauschenden Schauspielerinnen deutete — „sind Zeugen gewesen und so schöne Lippen werden Sie doch nicht zu falschem Zeugniß verleiten wollen?"

„Nun, Herr Geheimrath, ich nehme Ihre Einladung an; vielleicht wünscht man auf dem Balle einen tüchtigen Tänzer, — eh bien, den sollen Sie in mir finden."

Der Commerzienrath überhörte die leichte Ironie, die in den Worten des stolzen Künstlers lag, nicht, aber ignorirte sie und sagte nur unter freundschaftlichem Händedruck:

„Schön, schön! also um 6 Uhr steht der Wagen vor Ihrer Thür." Dann sich auch gegen die

übrigen Künstlern und Künstlerinnen artig verbeugend, verließ er unter den Complimenten des Directors die Bühne.

„Begreifen Sie so wat, Jöpel?“ sagte Henriette Schultze zur blonden Agnes nach diesem Vorgang; „ick nich.“

„Ach, stolz will ich den Spanier!“ flüsterte diese in gewohnter schwärmerischer Weise. —

Also die alte Dame in grauer Seide mit dem schönen Töchterlein war die Frau geheime Commerzienräthin von Silberhof? dachte Alfred. Blitz! scheint es doch, als stecke der Wintergarten voller Romantik! Zum Ball förmlich gepreßt; die schmucke Wirthin verliebt! Nun gut, sind wir einmal Künstler, seien wir leicht wie ein Künstler und nehmen das Leben wie es sich bietet.

Frau Bertha hatte den ersehnten Gast mehrere Tage vergeblich erwartet und doch wieder, im Stillen auf sein Kommen hoffend, jeden Nachmittag ihr freundliches, wohnliches Zimmer für ihn und seinen Empfang bereitet. Endlich an dem Nachmittage des Balltages trieb Alfred die Laune hinaus. Gewiß hatte das schmucke Weibchen sein Kommen mit dem Instinkt der Liebe geahnt; denn kaum hatte er den zu den Gesellschafträumen des Glashauses führenden Gang betreten, als ihm die eigenthümlich und verschmitzt lächelnde Lindel entgegen kam und selbst ob der sonderbaren Bitte erröthend sagte: „Ach, lieber Herr, die

Frau läßt recht schön bitten, doch den Kaffee in ihrem Zimmer zu trinken; im Gasthause würden Sie doch wieder zu rauchen sich geniren, wenn Damen kämen."

„So? meinst Du?" erwiderte Alfred lächelnd, „und woher wissen denn Deine Frau und Du, daß ich mich zu rauchen genire?"

„O, ich habe es wohl gesehen," antwortete das Mädchen schlau, „wie Sie die Cigarre wegwarfen, als die Damen eintraten." Daß sie dieselbe später aufgehoben und nun als einen Schatz bewahrte, verschwieg die kleine drollige Hexe.

„Aber ich werde in Eurem Zimmer die Aussicht auf den Garten entbehren, und —"

„Ach nein, lieber Herr, die Fenster von der Frau Zimmer gehen auch in den Garten. Aber treten Sie doch nur ein," sagte sie fast ärgerlich über sein Zögern, „es ist schon zum aushalten bei uns."

„Und wer zweifelt daran, kleiner Dränger? So führe mich denn hinein."

Lindel hatte nicht unwahr gesprochen; es war schon zum aushalten in Frau Bertha's Zimmer. Eine weiße Glanztapete mit goldenen Blumen deckte die Wände, die mit einigen, der oberflächlichen Beschauung nach, recht tüchtigen Oelgemälden, Blumen und Fruchtstücke darstellend, geziert waren. Dichte Epheugitter standen vor den bis auf den Boden nieder gehenden Fenstern, und eine gleiche Laube wölbte ihr angenehmes Grün über dem kleinen weichen Sopha

Ein Pianino nahm die Fensterwand ein; eine mit Silber und Perlmutter reich ausgelegte Guitarre hing daneben. Mit schneeweißer Decke war das Tischchen vor dem Sopha überdeckt und trug alle Vorrichtungen für einen gemüthlichen Kaffee. Silberne Zuckerschaale und Sahnenkännchen, in ebenfalls silbernem Körbchen von zierlichster Filigranarbeit, duftendes Backwerk; — und in einer Maschine vom feinsten Meißner Porzellan trug eben Lippel den herrlichen, levantischen Trank herein.

„Aber sag' mir, mein Kind," fragte der junge Mann, „erzeigt man allen Gästen, die hieher kommen, die Ehre, ihnen den Kaffee so reizend zu serviren, wie mir in diesem Augenblick?"

„Ach, was weiß ich! Da kommt die Frau."

Frau Bertha trug ein Kleid von ungefärbter Seide vom elegantesten Schnitt; das reiche braune Haar war in zierlichen Flechten, von goldenen Nadeln gehalten, aufgesteckt. Aber nicht ohne Berechnung und mit der allen Eva'stöchtern angebornen Coquetterie hatte sie zu dieser Toilette, scheinbar unpassend, eine Pichel-Schürze vom blendendsten Weiß angelegt. Erröthend trat sie auf unsern Helden zu und ihm die runde Hand reichend, sagte sie leise: „Seien Sie mir recht, recht sehr willkommen!"

Alfred zog die weiche Hand galant an seine Lippen. Er war wirklich einen Moment unsicher, welchen

Ton, er dieser Frau gegenüber anschlagen sollte, doch sagte er:

„Vor allen Dingen, schöne Frau, beantworten Sie mir eine Frage. Bin ich ein Gast, der hier, wie viele andere, für Geld seinen Kaffee trinkt, oder bin ich Ihr Gast?"

„Ja — nein," lispelte die verliebte kleine Frau, „ach, Sie werden es gewiß verschmähen; — Sie sind — ja — Sie sind mein Gast. Aber Sie werden über mich spotten," setzte sie fast traurig hinzu.

„Ueber Ihre mir so lieblich gebotene Gastfreundschaft spotten? Sicher nicht! Ich bin mit aufrichtigem Vergnügen, Ihr Gast, Madame." Und er drückte noch einmal einen leichten Kuß auf ihre Hand, die er bisher in der seinen gehalten hatte. „Also setzen wir uns," fuhr er mit gewandtem Tact fort, um dieser eigenen kleinen Scene ein Ende zu machen.

Junge und alte Junggesellen, versichere ich Dich, geliebter Leser, fühlen sich nirgends wohler, behaglicher und angeheimelter, als in den Zimmern und im Umgange mit jungen Wittwen. Die Ehe, mag sie auch von noch so kurzer Dauer gewesen sein, hat die jungfräuliche Scheu beseitigt und leichtere Gesprächsformen, ohne deshalb in's Frivole zu gerathen, finden Eingang —, während Anmuth und Grazie, von jeder Schüchternheit befreit, in liebenswürdiger, zwangloser Coquetterie sich geltend machen.

Frau Bertha war eine Frau von hinreichend ge-

reichender Bildung, um einem Gatten die Häuslichkeit zu verschönern und angenehm zu machen, auch vollkommen geeignet, in jeder Gesellschaft ihren Platz auszufüllen. Sie spielte Clavier und Guitarre und sang dazu mit frischer, hübscher Stimme, daß man ihr mit Vergnügen zuhörte; sie malte Blumen und Früchte nach der Natur mit sauberer Hand und kannte von heimischer und fremder Literatur so viel und so wenig, um zwar niemals Verstöße zu machen, aber auch nicht, wie so manche andre ihres Geschlechts, breitspurig brilliren zu wollen.

Alfred war in einer seltsamen Lage. Er fühlte, daß es bei ihm stand, mit einem Wort ein geliebter Gatte und solid bürgerlicher Hausvater zu werden, und wenn er auch lächelnd diesen Gedanken als thörichte Idee verwarf, auch weit entfernt war, für das schmucke Weib das nur im Geringsten zu fühlen, was er unter Liebe verstand, so empfand er doch ein warmes Interesse für dasselbe, vollkommen genug, um ein paar angenehme Wochen zu vertändeln.

„Sie treiben auch Musik, schöne Frau?“ sagte er, als ihm die hübsche Wittwe mit graziöser Anmuth den Kaffee servirte.

„Ach Gott! was man Musik treiben nennt, wohl nicht,“ erwiderte sie; „aber ich singe wie der Vogel in den Zweigen und vermag wohl dazu eine Begleitung zu spielen.“

„Ist hinreichend genug, um das Leben angenehm

zu machen; sehen Sie, da sind wir auf gleicher Stufe, nur daß Sie mich um eine überragen; denn ich greife nur mühsam einige Accorde auf der Guitarre. Wollen wir einmal gegenseitig unsre Kräfte prüfen?"

„Gewiß, aber Sie dürfen mich nicht auslachen."

„Ach, ich fürchte das eher von Ihnen, schöne Frau, und bitte von vornherein um Nachsicht."

„Die ich Ihnen gern gewähren will, wenn Sie mich nie wieder „schöne Frau" nennen. Ich höre das so sehr ungern von Ihnen; es klingt so trivial."

„Verbunden für die Lection," entgegnete Alfred, sich lachend verbeugend, „aber, mein Gott, wie soll ich Sie denn nennen? Geehrte Frau? oder gnädige Frau? oder —"

„Ach, Sie sollen mich Bertha nennen!" sagte sie hastig und eilte an's Clavier.

„Wenn Sie es befehlen, — gut. Also Frau Bertha —"

„Nein, nein! bloß Bertha, Sie böser Mann! Ach, Sie wollen mich kränken," und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und legte schmollend das Köpfchen auf's Pianino.

Alfred hatte die Guitarre von der Wand genommen, und leise mit den Fingern über die braunen Flechten der schönen Zürnenden fahrend, sagte er: „Soll Alfred Bertha in den Schlaf singen?"

Das liebenswürdige Weib hob den Kopf empor, und durch die Finger ihn anblinzelnd nickte sie leicht.

Das Instrument war trefflich, und voll und rein klangen die Accorde.

Ein kleiner Fauteuil stand in der Nähe; Alfred zog ihn herbei und sich Bertha gegenüber niederlassend, begann er in den melodischen Lauten seines Mutterlandes zu singen. Es war ein einfaches maurisches Wiegenliedchen, mit dem die geliebte, süße Mutter den wilden Knaben zahllose Male in den Schlaf gesungen, und die Erinnerung hieran machte seine Stimme zittern und tief und innig seinen Ausdruck. Als er geendet, standen zwei helle Thränen in seinen Augen und unwillkührlich breitete er die Arme aus und flüsterte: „O, mein Mütterlein, mein Engelsmütterlein!“ Da lispelte eine weiche, sanfte Stimme: „Geliebter Mann!“ — Zu seinen Füßen kniete Bertha. —

Georg hatte mit sorglicher Vorsicht die Koffer seines Herren gepackt, und sie bargen bis jetzt noch eine reiche Fülle der feinsten und elegantesten Garderobe.

Die Ausgesuchtheit und Vollkommenheit einer noblen Toilette besteht entschieden nicht in der modernen Feinheit der einzelnen Stücke, sondern nur an der harmonischen Uebereinstimmung des Ganzen läßt sie sich erkennen. Ihr hauptsächlichster Zauber besteht aber in dem unnachahmlichen, unerlernbaren, angebornen „Wie“ des Tragens. Während der eingebildete Parvenü mit Busennadeln besteckt und mit Goldketten behängt, im modischsten, vielleicht sogar mit einem Orden geschmückten Frack, immer wie ein Schustergeselle

im Sonntagsnachmittagsputz aussehen wird, ist der wirklich vornehme Mann selbst im abgeschabtesten Röckchen nimmer zu verkennen. Er wird selbst diesen abgeschabten Rock wie ein vornehmer Mann zu tragen wissen. —

Alfred trug den vorgeschriebenen schwarzen Ballanzug und deutete schweigend auf den über den Stuhl lehnenden Pelz, als der Bediente des Commerzienraths zur bestimmten Stunde den Wagen meldete.

Im Logengebäude empfing ihn der Geheimrath in der Herrengarderobe aufs Freundigste und führte ihn alsbald in den schön decorirten und aufs Glänzendste erleuchteten Ballsaal, ihn seiner Frau und Tochter vorzustellen.

„Hätte ich doch nimmer geahnt, gnädige Frau, daß mir die Begegnung im Wintergärtchen einen so hohen Vorzug bereiten würde,“ sagte Alfred, den weißen, glacirten Handschuh der Geheimräthin leicht an die Lippen führend, dann sich galant zur Tochter wendend, fuhr er fort: „Darf ich hoffen, gnädigstes Fräulein, daß Ihr Ballbuch auch für meinen Namen noch ein Plätzchen offen hat?“

Natalie erröthete und erblaßte abwechselnd, aber fest heftete sie die blitzenden Augen auf den schönen geliebten Mann, und die kleine goldene Kapsel mit dem Pergamenttäfelchen aus dem Gürtel ziehend, erwiderte sie: „Alle Tänze sind für Sie, sobald Sie es wollen,“ und die goldne Schaale glitt in seine Hand.

Was war das? Hier wollte man mehr als einen Tänzer! Alfred faßte das schöne Mädchen, das jetzt das Köpfchen gesenkt hatte, schärfer in's Auge und seltsame Gedanken stiegen in ihm auf. Aber mit jenem vornehmen Gleichgewicht, auf das Göthe mit Recht so viel Gewicht legt, sich gleich wieder fassend, sprach er schnell: „Ah, meine Gnädigste, ob ich es will, bedarf keiner Frage, aber —“

„Um Gotteswillen, wenn ich bitten darf, keinen Streit auf einem Logenball! das ist gegen alle maurerischen Regeln!“ unterbrach ihn scherzend der alte Geheimrath. „Kommen Sie, da sind noch manche Damen und Herren, die sehnlichst darauf warten, daß ich Sie ihnen vorstelle.“ Und cordial schob er seinen Arm unter den Alfred's und führte ihn fort, so der etwas peinlichen Unterredung ein Ende machend.

„Er wird mich nicht lieben, Mutter?“ sagte Natalie zur Mama.

„Wie willst Du's wissen jetzt schon!“ erwiderte diese.

„O, er soll, er soll! und müßte ich ihm folgen bis an's Ende der Welt!“ murmelte das excentrische Mädchen.

Teufel! dachte Alfred, sollte am Ende das Mädchen — und man glaubte mich? — ah, nein! nein! das wäre zu lächerlich, und dazu scheint mir der alte Mann zu viel Menschenkenntniß zu besitzen. Sicherlich

wäre er nicht zu mir gekommen, wenn? — ach, tanzen wir!

Wie so Vieles Andere ist auch das characterisirend für die Schlaffheit und blasirte Halbheit unsres Jahrhunderts, daß man so selten gute Tänzer sieht. Mehr findet man sie noch auf den Tanzböden der unteren Schichten, als da, wo man sie gerade suchen sollte: auf den Parquets der Gesellschaft. Betrachten wir unsre jungen Herren und Cavaliere der Gegenwart auf den Bällen. Mit eingeklemmtem Glase stehen sie gelangweilt cohortenweise in den Ecken und flüstern sich frivole, zweideutige Witze über die Damen in die Ohren, oder lassen sie sich wirklich herab zu tanzen, so gehen sie die Figuren der Quadrillen mit einer Negligeance und Salopperie, die oft an's Unverschämte grenzt. Jünglinge von zwanzig Jahren, kaum trocken hinter den Ohren, spielen mit lächerlicher Selbstgefälligkeit die blasirten Greise, haben Alles schon hinter sich, Alles schon genossen, und überlassen „der Jugend," wie sie sich ausdrücken, den Tanz. Die haarsträubendsten Carricaturen kommen aber dann auch zum Vorschein, sind sie gezwungen, zu einem Walzer oder einer Galoppade anzutreten. Der tanzt mit steifen Knieen und im Genick scheint ihm eine Eisenstange zu stecken; Jener legt sich mit dem ganzen Oberkörper über die Schultern seiner Dame und verdreht die Augen wie beim Veitstanz; Dieser rast gegen Tact und Musik dahin, als wäre er auf der

Rennbahn, während ein Andrer mit gespreizten Armen, zum Abbrechen vornübergebeugt, die Posteriora auf jene Art in die Luft reckt, die so einladend für die Pritsche des Harlekins ist. Wahrlich, wir leben in einem Zeitalter, wo Ritterlichkeit und Courtoisie zur Mythe geworden sind.

Alfred war ein leidenschaftlicher, und was mehr ist, er war ein guter Tänzer. Er verband mit der elastischen Schnellkraft der Kniebeugen und der leichten Beweglichkeit der Füße die plastische Ruhe und Grazie in der Haltung des Körpers, die für vollkommene Schönheit stets so maaßgebend ist. Nicht vergebens hatte sein Mütterlein mit dem jubelnden Knaben die kunstvollsten Pas spielend und scherzend geübt, nicht vergebens die Kosakenmädchen mit dem wilden, schönen Pann die Kasatscha auf dem Rasen der Steppe getanzt; und leichtes Spiel hatten seine späteren französischen maîtres de danse gehabt, den elegantesten, vollkommensten Tänzer aus ihm zu bilden.

Das wohlbesetzte Orchester introducirte die Polonaise und die Herren eilten zu den Damen. Mit dem vollendetsten Anstand trat Alfred zu Natalien und sich tief verbeugend, sagte er leicht: „Sie gaben mir ein Recht, mein gnädiges Fräulein, das ich so kühn bin in seinem ganzen Umfange auszuüben."

Das schöne Mädchen sah ihm wieder fest in die Augen und leise, aber jedes Wort betonend, erwiderte sie: „Ich gebe Ihnen jedes Recht auf mich und über

mich.“ Dann legte sie ihre Hand auf seinen dargereichten Arm, nicht leise und leicht — wie man wohl sonst gewohnt ist, sondern kräftig und sicher fühlte er den Druck ihrer feinen Finger.

Die Musik begann und die Polonaise bewegte sich in bunten Figuren durch den Saal und die anstoßenden eleganten Räume. Alfred war ernst geworden; die Worte des jungen Mädchens hatten einen seltsamen, fast erschreckenden Eindruck auf ihn gemacht. Er bemühte sich vergebens, den Anknüpfungsfaden eines gleichgültigen Gesprächs zu finden, zum ersten Mal verließ ihn die Gewandtheit, mit der er sonst gewohnt war, in den Salons der Gesellschaft so fesselnd über nichts zu conversiren.

„Sie werden mich jetzt täglich besuchen, Herr Steppmann?“ sagte plötzlich Natalie, besondern Nachdruck auf das Wörtchen „mich“ legend.

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Pflicht und Ehre mir nicht das Gegentheil gebieten werden;“ gab er fast rauh zur Antwort.

„Pflicht und Ehre sind schaale Worte, Begriffe ohne Sinn und Bedeutung, wenn das Herz eines Mädchens in die Waage fällt!“ flüsterte sie tonlos und ihre Finger preßten krampfhaft seine Hand.

Der Tanz war zu Ende und die Paare traten zurück.

„Werden Sie tanzen den Walzer mit meine

Tochter, Herr Steppmann?" sagte die Geheimräthin lächelnd.

„Zu Ihren Befehlen, gnädige Frau;" entgegnete er unter tiefer Verbeugung, sich ebenfalls zu galantem Lächeln zwingend, und begab sich in ein Nebenzimmer.

„Champagner, Mutter!" murmelte befehlend Natalie. Die Geheimräthin winkte einem der zahllosen Aufwärter und bald stand der eiskalte Schaumwein in hohen Kelchgläsern vor ihnen. Mit Hast senkte Natalie die bebende Lippe in den weißen Schaum, in den kühlen Perlen vergebens Ruhe und Beschwichtigung des tosenden Busens suchend. Vergebens! Heißer und heftiger nur jagte die Feuerrebe das Blut durch ihre Adern.

„Champagner!" rief auch auf's Heiterste der Commerzienrath, Alfred erwischend und seinen Arm durch den Seinen schiebend, „kommen Sie, mein theurer Freund, hier sind einige alte Knaben gleich mir im Streit über einen äußerst wichtigen Punkt, und Sie sollen unser Salomo sein. Sehen Sie," fuhr er lustig fort, den jungen Mann an einen Tisch führend, „dort der würdig aussehende alte Herr, nebenbei gesagt, Herr von St., hochfürstlich P.scher Cabinetsrath, auch Herr über Wohl und Wehe geknechteter Badegäste in Szb., aber nur im Sommer, behauptet das Alter huldige mehr dem wohlthuenden und nachhaltigeren Feuer des Tokayers, der Capweine und der

spanischen Trauben, während ich und meine Genossen: Herr Stadtrath R. und dieser ehrwürdige Erzpriester hier, der hochwürdige, hochwohlgeborne und stiftsfähige Probst von B., der Meinung sind, daß in der Verehrung und Anbetung der silberhäuptigen Wittwe Cliquot die Jugend mit dem Alter merkwürdiger Weise übereinstimme. Ich habe gesprochen und salvire meinen Geist, wie der Lateiner sagt."

„Ah, meine Herren," gab Alfred, sich achtungsvoll verbeugend und in den heitern Ton eingehend, zur Antwort, „wie wollen Sie von der Jugend in so kitzlicher Sache ein Urtheil verlangen? Geben Sie ihr einen Becher Ungar und ein Kelchglas aus den Bergen der welterobernden Wittwe, so bin ich überzeugt, von 100 jungen Männern werden 99 den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen, und erst den Tokayer und dann schleunigst den Schaumwein trinken."

„Bravo! Bravo!" jubelten die alten Knaben und der Geheimrath fügte in rosigster Laune hinzu: „Gebt ihm den Segen, Priester, — doch nein, ich höre die Musik, laßt ihn erst mit meiner Tochter walzen, dann mögt Ihr meinetwegen Beide segnen."

Unangenehm berührten diese scherzenden Worte den stolzen Jüngling und mit flüchtiger Verbeugung trat er in den Saal zurück, wo eben die Musik den Walzer signalisirte und die Paare sich rangirten.

„Kommen Sie, mein Fräulein," sagte er zu Natalien, ihr den Arm bietend und sich gewaltsam zu

leichtem Tone zwingend, „kommen Sie und lassen Sie uns einmal so recht von Herzen walzen. Sehen Sie, ich kenne nichts Angenehmeres, als sich so mit ganzer Seele der Lust des Tanzes hingeben!“

„Ah, ja, lassen Sie uns walzen!“ sagte auch das noch immer bebende Mädchen und schmiegte sich mit graziöser Innigkeit an den eleganten Tänzer.

Nirgends zeigt sich die Anmuth und Zierlichkeit eines Tänzerpaares lebhafter und hervorragender als beim Walzer. Alfred tanzte mit vollendeter Grazie und seine Tänzerin gab ihm darin nichts nach, so daß bald aller zuschauenden Mütter und Väter Augen auf dem schönen Paare ruhten und manch' schönes Mädchen sich voll Unlust von seinem plumpen Cavalier abwandte und sehnsüchtig wünschte, in dem nächsten Tanze auch so anmuthig und leicht in dem Arm des eleganten Schauspielers dahin zu schweben. Nataliens wunderbar schöner und üppiger Busen drängte sich in glühendem Verlangen fast dicht an die breite männliche Brust ihres Tänzers, und dann und wann schlug sie die in verklärtem Glanze schwimmenden Augen voll und sehnsuchtstief zu ihm auf. Nicht verhehlen konnte sich Alfred, daß, trotz des scheinbar fast aller jungfräulichen Schüchternheit baaren unbegreiflichen Entgegenkommens des liebenswürdigen Mädchens und bei vollkommner Kälte und Regungslosigkeit seines Herzens — dennoch ein tiefes Interesse für das liebeglühende Weib in ihm Platz gegriffen

hatte. Aber fern von jeder Erwiderung dieser so offen gebotenen und dargelegten Liebe war es nur das Interesse des Psychologen. Wie harmlos und unbefangen er auch Bertha's ihm so frei und edel gezeigte Neigung hingenommen, mit wie männlich schöner Offenheit er ihr gesagt hatte: „Ich vermag Dich nicht heiß und innig zu lieben, Weib; aber werth und theuer bist Du meinem Herzen und wie eine süße Erinnerung werden Deine Liebe, Dein Hingeben mein Leben durchziehen“ — um so abstoßender und unweiblicher erschien ihm Nataliens Leidenschaft. Zog er hierzu nun noch das ersichtliche Begünstigen dieser unverhüllten Neigungen von Seiten der Eltern, betrachtete er die so entschieden absichtsvoll, wenn auch scheinbar nur im Scherz, hingeworfene Bemerkung des Geheimraths, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein tieferer, vielleicht wenig ehrenvoller Beweggrund vorliege, obwohl sein edles, von jedem Mißtrauen so fernes Herz im nächsten Augenblick diesen widerlichen Gedanken wieder verwarf. Aber um jeden Preis beschloß er, sich Aufklärung zu verschaffen. —

Wie wenig kannte er das weibliche Herz! Wie wenig die aufopfernde Liebe von Eltern! Er wußte nicht, daß das Herz eines Mädchens, von einer großen, erhabenen Liebe erfaßt, Berge zu versetzen im Stande ist, um den Geliebten zu erringen; daß es alle Schranken, mit welcher Zucht und Sitte es sonst um-

mauern, überspringt, niederreiß't und mit Löwenmuth das Herz des Geliebten zu erkämpfen trachtet. Was kümmern ein glühend liebendes Weib die Welt, die Menschen! Aufgegangen sind Welt und Menschen in ihm, dem Einzigen; und kann es nimmer sich den geliebten Mann erringen, bleibt sein Herz kalt und ungerührt, so wird das ihre — sterben! Körperlich lebt es fort, eine wandelnde Statue, im Busen — ein todtes, gebrochenes Herz. Und die Elternliebe! Vom Himmel versucht sie die Sterne herunterzuholen für das geliebte Kind, — Tropfen für Tropfen rinnt das eigne Herzblut dahin; umgestürzt werden angeborne, tief eingewurzelte Meinungen und Grundsätze, gilt es das Glück des geliebten Kindes. —

Der Ball war vorgeschritten bis zum letzten Cotillon. Natalie saß neben Alfred und beachtete scheinbar kaum, wie bald das eine bald das andere der jungen Mädchen ihren Tänzer zu den Figuren herbeiholte. Plötzlich legte sie voll und fest ihre Hand auf seinen Arm und tonlos, aber mit sicherer Stimme sagte sie: „Alfred, eine einzige Frage: Kannst Du mich lieben? Ja oder nein!“

„Mein Fräulein, ich bitte, ich beschwöre Sie, was beginnen Sie!“ flüsterte er erschrocken.

„Ja oder nein?“ wiederholte sie heftig.

Alfred sah mit traurig ernstem Blick dem anscheinend so ruhig dasitzenden schönen Geschöpf in das marmorbleiche Gesicht, er fühlte die furchtbare Auf-

regung ihrer Seele an dem convulsivischen Vibriren ihrer Hand, die krampfhaft seinen Arm preßte. Verschwunden war jener schmähliche Verdacht und mit tiefem Mitleiden beklagte er die Leidenschaft des schönen Mädchens, die er doch nicht zu erwidern vermochte. Kaum hörbar hauchte er: „Natalie, ich vermag es nicht!“

Einen Moment schloß diese die Augen und ihre Hand verließ kraftlos des erschütterten jungen Mannes Arm. Sie drohte von dem Divan zu sinken. Aber nur einen Moment dauerte diese Schwäche. Dann lehnte sie das wundervolle Haupt fast dicht an seine Schulter und wie aus einer andern Welt klangen ihre Worte. — „Ich werde Dich besitzen, Alfred, und sollte ich einen Augenblick Deines Besitzes mit dem Leben bezahlen!“ sagte sie mit seltsam fester Stimme; und sich einige Minuten in den Divan zurücklehnend, fuhr sie dann fort: „Ich will den Ball verlassen, führen Sie mich zu meiner Mutter.“

Alfred erhob sich und reichte ihr seinen Arm. Ihre noch immer zitternde Hand ruhte bleischwer auf diesem, aber stolz und sicher durchschritt sie den Saal.

Der Ball war zu Ende und der Geheimrath bestand darauf, daß sein junger Freund mit ihm und dem Cabinetsrath von St. in seinem Cabinet noch eine sogenannte Friedenscigarre rauchen müsse. Obgleich Alfred sich sträubte, da er lieber daheim auf seinem Zimmer in stillem Nachdenken sich von den

mächtigen Erschütterungen dieser seltsamen Ballnacht erholt hätte, so gab er doch dem freundschaftlichen Drängen des alten Herrn nach, im Stillen hoffend, Gelegenheit zu einem offnen Wort zu finden.

Der Bediente meldete den Wagen zurück und man stieg ein. Das Cabinet des geheimen Commerzienraths war mit dem geschmackvollsten Reichthum möblirt und bot in traulicher Kaminecke einen Ueberfluß von Fauteuils und Causensen. Die Cigarren wurden angezündet, der Bediente servirte auf kleinem Marmortischchen den Caffee und die beiden alten Herrn dehnten behaglich die Glieder in den weichen Polstern. Aber die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen. Alfred war stumm, der Geheimrath schien über etwas nachzusinnen, nur der Cabinetsrath bemühte sich, obwohl vergeblich, ein Gespräch zu beginnen. Plötzlich legte der Letztere dem Commerzienrath die Hand auf die Schulter und sagte: „Rede!" Der alte Mann blickte fast erschrocken auf, dann schob er seinen Fauteuil nahe zu Alfred und seine Hand erfassend, sprach er wehmüthig leise: „Hat meine Tochter Ihre Liebe gewonnen, Herr Steppmann?"

„Herr Geheimrath," entgegnete dieser mit ehrerbietigem Ernst, „ich würde nimmer erröthen, ein in der Welt Augen so hohes, großes Glück anzunehmen, könnte ich dafür einsetzen, was gefordert wird. Dann wäre es Tausch um Tausch, für Liebe — Liebe! So aber, — verzeihen Sie mir, dem Herzen läßt sich

nicht gebieten, Liebe nicht erzwingen." Und sich tief und achtungsvoll verbeugend, zog er die zitternde Hand des schmerzbewegten Vaters an seine Lippen und verließ leise das Cabinet. —

Zwei Tage später reiste der geheime Commerzienrath von Silberhof mit Frau und Tochter nach Paris, und die Stadt erging sich in den widersprechendsten Gerüchten, in denen selbstverständlich unser Held eine hervorragende Rolle spielte. —

Werfen wir jetzt wieder einen Blick auf das Künstlerleben Alfred's, so finden wir, daß er sich das, was die Bühne „Routine" nennt und worunter sie die Ruhe und Sicherheit in der Bewegung und im Vortrag auf dem Theater versteht, ziemlich zu eigen gemacht hatte. Wir sind der Meinung, daß kein Künstler mehr und öfter nöthig habe sich das berühmte: „Erkenne Dich selbst!" zuzurufen, als der Bühnenkünstler. Unzählige Male wird ihn der Beifall des Publikums, der Rath und die Meinung Anderer, eigene Unsicherheit und was dergleichen mehr, zu falschen Schlüssen verleiten. Niemals sollte der strebende, der denkende Künstler einen andern Rathgeber in seinen Rollen, ja selbst nicht einmal einen andern Kritiker über seine Rollen annehmen und anerkennen, als sich selbst. Aber keinen erwägenderen Rathgeber, keinen strengeren, prüfenderen Kritiker muß es dann auch geben als ihn selbst. —

Alfred Steppmann hatte nach mehrmaligem Auf-

treten bald heraus gefunden, daß seine Ausführungen weit hinter seinen Intentionen zurückblieben, daß die Uebertragungen seiner geistigen Figuren in Fleisch und Blut oft nicht im Entferntesten den Spiegelbildern glichen, die er vor seinen geistigen Augen aufgestellt hatte. Beim Durchlesen einer neuen Rolle, nach Kenntniß des betreffenden Stücks, schuf ihm seine Phantasie sofort die vollständige Figur; vom Scheitel bis zur Sohle in Miene und Redeweise, Maske und Haltung, Kleidung und Bewegung sah er sie vor sich stehen. Beim nachherigen Studiren machte sich sein scharfer durchdringender Verstand die leisesten, kaum angedeuteten Intentionen des Dichters zu eigen, und über den Geist der Rolle war er vollkommen Herr. Aber kühl und matt, ihm selbst so blaß und ungenügend war seine Ausführung vor den Lampen, und langsam aber sicher überkam ihn das trostlose Gefühl, daß ihm das nothwendigste Requisit des darstellenden Künstlers, die Gabe der Darstellung seiner Ideen und Gedanken, das Talent der Verkörperung fehle. Blickte er dagegen auf Gabel, der trotz seiner Versunkenheit und seiner jetzt fast täglich sich verstärkenden Stumpfheit oft aus den jammervollsten Geschöpfen einer dichterisch unreifen und schaalen Phantasie Figuren schuf, die das Publikum zu Staunen und Enthusiasmus hinrissen, und die der Dichter nimmer als seine eignen Kinder erkannt hätte, so fühlte er tief und schmerzlich den eigenen Mangel.

Aber, was half ihm betrübt und traurig sein; vorwärts auf der einmal betretenen Bahn mußte und wollte er, und gelang ihm hin und wieder ein kleiner Wurf, so klammerte er sich mit erneuter Hoffnung an den einmal gefaßten Vorsatz, dennoch nach dem höchsten Ziel künstlerischer Größe zu streben. —

Nataliens heiße und glühende Leidenschaft, die er nicht zu erwidern vermochte, hatte einen bittern und schmerzlichen Eindruck bei ihm hinterlassen, und oft gedachte er mit tiefem Mitleiden des so schönen Mädchens. Er war sich bewußt, vollkommen redlich und wie ein Mann von Ehre gehandelt zu haben und zweifelte auch nicht, daß des liebenswürdigen Geschöpfes Liebe im Strome der Zeit und der Welt trotz ihrer Heftigkeit sich bald verlieren werde. Angenehm beschäftigte ihn dagegen Frau Bertha's heitre und naive Neigung, und in glücklicher Selbstvergessenheit genoß er diesen sprudelnden Freudenbecher. —

Der Frühling war vorüber und der Sommer hatte bereits begonnen, als Director Conradini die Bretter und Pfosten abbrach, um mit seiner Gesellschaft nach dem Badeort Szb. überzusiedeln. Dieser so lieblich in herrlichster Gebirgsnatur gelegene Badeort gehört dem Fürsten P., gefürsteten Grafen H., und erfreut sich seiner berühmten Heilquellen halber, ebenso wie seiner reizenden Lage wegen im Sommer des zahlreichsten Besuchs Kranker und Gesunder. Aristokratie und wohlhabende Bourgeoisie mischen sich hier im

bunter Abstufung, und mit reichem Erfolg bemüht sich die Badedirection für Comfort und Unterhaltung der zahlreichen Gäste Sorge zu tragen.

In diesem Sommer war die Frequenz der verschiedensten Badebesucher besonders stark, und der ehrenwerthe Bühnenchef Conradini rieb sich vor Vergnügen die Hände, wenn der bewölkte Himmel ihm die Kurgäste in Massen in's Theater trieb.

Die Musenbude in Szb. ist ein altes, großes, miserables Gebäude, das den einzigen Vorzug hat, daß man an heißen Tagen kühl und angenehm darin sitzt, bei Regenwetter aber ohne die Vorsicht eines mitgebrachten Regenschirmes sich unangenehmem Naßwerden aussetzt, denn das schadhafte Dach läßt durch tausend Ritzen den Regen durch.

Die Vorstellungen beginnen um 6 Uhr und sind um halb neun zu Ende.

Nur mit Mühe und Noth hatten die armen Künstler und Künstlerinnen ihren Leib beherbergt, da alle Wohnungen, die eigentlich überhaupt bewohnbar waren, von Badegästen besetzt waren. Unser Alfred hatte im P.'schen Hof noch glücklich ein 4 Quadratschuh großes Dachkäfterchen gefunden, wo er sich denn so gut wie möglich eingerichtet hatte.

Unter den hohen Gästen befand sich auch unser alter Freund, der Herzog von R.

Seine Hoheit waren älter, dicker und noch phlegmatischer geworden. Unvermählt, da er die Freuden

des Ehestandes nicht als solche anerkennen wollte, verzehrte er seine nicht allzubedeutenden Revenüen im Winter wie gewöhnlich in Paris und sparte im Sommer in den wohlfeileren kleineren Bädern seines Vaterlandes für die extravaganten Vergnügungen der geldverschlingenden Metropole. Für diesen Sommer nun hatte er Szb. zu seiner Villegiatura erkoren und fand denn auch hinreichende Beschäftigung darin, sich, im bequemen Stuhle auf der Terrasse des Kurhauses sitzend und die Promenadenbesucher musternd, Vormittags auf das Diner durch genügende Ruhe vorzubereiten, um dann Nachmittags von dieser anstrengenden Arbeit in langer Siesta auszuruhen. Uebrigens war er der harmloseste, gutmüthigste, zufriedenste Mensch, dessen einziges Leiden darin bestand, daß er niemals mit den Ansichten seines alten, ihn vollständig beherrschenden Kammerdieners übereinstimmte, was oft zu den ergötzlichsten und erbittertsten Kämpfen zwischen Beiden Anlaß gab, in denen natürlich der Herzog stets unterlag.

„Jacob, Du bist der Fluch meines Lebens, und mir zum Possen hat Dich der Teufel mit irgend einer verlaufenen, bissigen Kammerkatze in übler Laune gezeugt!“ war der unter den erschrecklichsten Seufzern nach jedem Streit regelmäßig widerkehrende herzogliche Schlußrefrain, worauf Jacob ebenfalls regelmäßig erwiderte: „Ja, Hoheit, dann jagen Sie mich doch zu meinem Vater!“

„Leicht gesagt, vermaledeites Rhinozeros! Gieb mir die Dose und laß vorfahren."

Seine Hoheit fuhren die paar Schritte aus dem E.-Hofe, wo Sie Wohnung genommen hatten, bis zum Kurhause — gehen war nie Ihre Passion — der Lakai schob den Fauteuil und die dicke Hoheit plumpten seufzend hinein. —

Unter den sonstigen Persönlichkeiten des Bades, die sich bemerklich machten, zeichnete sich besonders ein ehemaliger Assessor aus L. aus, der seit geraumen Jahren jeden Sommer Szb. besuchte. Dieser Mensch, der eigentlich gar kein Mensch war, sondern den man nur für die von einem Kleckser gemalte Copie eines solchen halten konnte, denn er sah aus wie ein photographisches Portrait, dessen Original sich gerade in dem Augenblicke, wo der Photograph die Kapsel vom Objectiv entfernt, um die Lichtstrahlen auf die Platte wirken zu lassen, eine Fliege auf die Nase setzt, oder der niesen muß, — konnte für die Plage sämmtlicher Gäste des Bades gelten. Früher arm und unbeachtet, hatte er später von irgend einer alten Tante ein bedeutendes Vermögen ererbt und rächte sich nun, oder versuchte es wenigstens, für die, auch jetzt noch fast allgemeine Nichtachtung, durch die hämischsten, boshaftesten Intriguen und Klatschereien, die er mit, einer bessern Sache würdiger, bewundernswerther Kunst überall anzuspinnen und zu ersinnen wußte. Wehe dem unglücklichen Badegast oder der bedauernswerthen

Dame, die sich irgend einem zarten Verhältnisse hingaben, und sich vor jeder Entdeckung sicher glaubten. Unfehlbar erzählte der Assessor am andern Morgen auf der Promenade das Rendezvous mit allen Details und zahllosen, boshaften Zusätzen, daß die Betreffenden oft nicht wußten, wo sie sich vor Scham verbergen sollten.

Mit langen Paviansarmen und krummen Beinen, war dieser widrige Mensch, — er hatte ein „von" vor seinem Namen und hieß wie jenes Städtchen in Bayern, wo irgend Jemand seinen „Strumpf verloren" hat — durchaus nicht ohne Geist, den er aber leider auf so unedle, gemeine Weise benutzte. Dabei war er eitel wie ein Pfau und begehrlich wie ein Affe, aber stets unglücklich in seinen Bewerbungen, denn selbst die aus der Provinzialhauptstadt zahlreich vertretenen Venuspriesterinnen nannten ihn nie anders, als den Frosch, und drehten ihm trotz seines Geldes verächtlich den Rücken. Wohl aber verstand er es aus dem Grunde, mit gutberechneter Schlauheit seine boshaften Nichtswürdigkeiten jeder Zeit so einzurichten und zu drehen, daß ihm Niemand eigentlich etwas anhaben konnte; und wenn auch die ganze Badegesellschaft sich gegen ihn verschwor, ja selbst die fürstliche Badedirection, unser vortrefflicher Cabinetsrath von St., als oberster Vertreter der landesherrlichen Polizei, mit Vergnügen eine Ursache gesucht hätte, den boshaften Plagegeist einmal gründlich zu strafen, so entging der schlaue Kobold doch immer allen Anfechtungen.

Für das in dem nahe gelegenen Städtchen F. erscheinende Localblatt, das im Badeort von Jedermann gelesen wurde, schrieb er Recensionen über die Vorstellungen der Conradini'schen Gesellschaft, und mit der ätzendsten Lauge niederträchtigster Bosheit übergoß er einzelne Mitglieder, unter denen er es besonders auf die kleine Soubrette Gennerlich und auf Alfred abgesehen hatte. Ersterer war er zuerst als schmachtender und begehrender Seladon genaht, und als diese seine Liebesworte mit Hohn und Spott zurückwies, hatte er sich in einen racheschnaubenden Feind verwandelt. Letzterer hatte von vorn herein seine mephistopholisch-freundschaftliche Annäherung mit souverainster Verachtung zurückgewiesen.

Wir können bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht zurückhalten, daß das Publikum die Aussprüche der Kritik nimmer als infallible Orakel hinnehmen würde, wüßte es, welch' schmutzigen, ekelhaften Federn sie oft entflossen, ja, in was für Händen überhaupt so häufig die Theaterkritiken sich befinden. Ist es uns doch selbst vorgekommen, daß ein Schuljunge, der mit dem Ranzen unterm Arm um 11 Uhr auf die Proben kam und bei den Chorist nnen scherwenzelte, für eine höchst geachtete Zeitung einer großen, auf Geist und Bildung so stolzen, norddeutschen Königsstadt die Theaterkritiken über das zweite Theater schrieb, und daß das hochgebildete Residenzpublikum diese aus Phrasen zusammengesetzten Recensionen, als unwiderlegbare Kunsturtheile gläubig aufnahm.

Konnte man nun den Beurtheilungen des Assessors Geist und boshaften Witz nicht absprechen, so waren sie doch von der dem Künstler so nothwendigen und wohlthuenden Kritik, die tadelnd lobt, weit, weit entfernt. Seine Tadel waren Ruthenstreiche, die dem Menschen galten, wenn sie den Künstler auch trafen; sein Lob waren scharflaugige Bemerkungen, die irgend eine kleine körperliche Schwäche, die der oder die Betreffende zu verhüllen strebte, eifrig aufdeckten und an's Licht zogen. Der Einzige, den seine Recensionen jederzeit lobhudelten, war Herr Tigider, der große Neffe Alexander von Humboldts. Dieser edle Bühnenkünstler und ausgezeichnete Mensch diente dem häßlichen Gnom als Galopin und gleichzeitig als stete Zielscheibe seines beißendsten Humors, was er sich mit zierlichem Fletschen des breiten Gewerfs gefallen lies und pflichtschuldigst bewieherte. Dafür aber tractirte auch der Assessor den wackern Mimen jederzeit auf's Bereitwilligste und pumpte ihm dann und wann einige Thaler. —

Eines schönen Abends nach beendeter Vorstellung saß die ganze Künstlergesellschaft außer der ehrenwerthen Direction und Herrn Tigider im Garten des E.'schen Hofes, und gab sich harmlos den verschiedenen Genüssen des Biertrinkens und Cigarrenrauchens, Theetrinkens u. s. w. hin, während in der Nähe und Ferne andere Gesellschaften von Badegästen die Wohlthat der angenehmen Abendkühle genossen. In nächster

Nähe des Künstlervölkchens hatten drei Herren, anscheinend Offiziere in Civil, Platz genommen.

Der kleine dicke Komiker, der Liebhaber Matinsky und zwei andere Herren der Truppe spielten einen geistreichen „Sechs und Sechzig à quatre", wobei der kleine Komiker in allen gangbaren und sonstigen nur ihm eigenen Redensarten auf die Dummheiten und Fehler seines Partners, des früheren Gerichtsschreibers, schimpfte, welchen geistvollen Redewendungen Alfred lächelnd zuhörte, während Otto Gabel, in unmöglicher Stellung in dem hölzernen Lehnsessel liegend, ungeheure Massen Rum mit Thee zu sich nahm, da er sich den Grog entschieden abgewöhnen wollte.

Die Damen ergötzten sich, an den Toiletten der vorüber promenirenden Damen ihr kritisches Talent zu prüfen.

In diesen Kreis harmlosen Vergnügtseins warf nun der Teufel einen stinkenden Schwärmer in Gestalt eines seiner Abgesandten, des Assessors von L., der in Begleitung seines Kamisols Tigider — dieser Ausdruck, geehrter Leser, ist unerklärbar, wenn Du seine Bedeutung nicht aus Deinen akademischen Jahren noch selbst kennst, — mit leichtem Gruß zur Gesellschaft trat und sich sofort mit den höhnischen Worten an Gabel wandte: „Nun, kleiner Erbe des großen Ludwig, wie viel Tassen Rum haben Sie denn heute schon zu sich genommen?"

Mit unnachahmlicher Geberde colossalster Ver-

achtung schnippte Otto Gabel die Asche seiner Cigarre dem Assessor fast in's Gesicht und drehte ihm dann ruhig den Rücken. Dieser that, als bemerke er die Handbewegung nicht und wandte sich zu Fräulein Gennerlich, in ihrer Nähe Platz nehmend: „Sagen Sie mir doch, mein werthes Fräulein, da der kleine Herr von H. gestern Nacht zum Verdruß der Kellner des Kursaals plötzlich abgereist ist, haben Sie ihr jungfräuliches Lager schon frisch aufschütteln lassen für alle Fälle?"

Die kleine Soubrette wurde blaß, aber schnell gefaßt, erwiderte sie heftig: „Ich will Ihnen etwas sagen, Sie widerlicher, unangenehmer Dings, Sie, wenn Sie noch einmal sich unterstehen, mit mir zu reden, so gieße ich Ihnen das erste beste Bier in ihre Affenfratze!"

Der Assessor schlug eine helle Lache auf, in die sein Kamisol wiehernd einstimmte; dann sich zur blonden Agnes wendend, fuhr er boshaft fort: „Ah, sehen Sie, Fräulein Götzel, während ihre kleine Collegin Gennerlich mit nächstem täglich stärker werden wird, nehmen Sie wahrhaft erschreckend täglich an Magerkeit zu, wir erleben noch, daß eines schönen Tages nichts weiter von Ihnen übrig sein wird, als die Watte des Busens und der Waden und das Wachs Ihrer wundervollen Zähne."

Pflichtschuldigst bewieherte abermals Herr Tigider diesen hämischen Witz seines Protectors, und während

Otto Gabel unmuthig brummte, flüsterte der Helden=spieler dem dicken Komiker zu: „Man müßte den Kerl doch eigentlich hauen!“

„Ach, macht kein Aufsehen und stört nicht das Spiel; Pique ist Trumpf“ — mahnte dieser.

Das arme gekränkte Mädchen seufzte und schlug die wasserblauen, thränenerfüllten Augen, wie Schutz=flehend zu Alfred auf, in dessen Nähe sie saß. Alfred drückte leicht ihren magern unschönen Arm und sagte leise, aber doch dem Assessor verständlich: „Weinen Sie nicht, liebes Fräulein, solch' Gewürme kann Sie gar nicht beleidigen.“

„Edler, edler Mann!“ lispelte schwärmerisch Agnes.

„Ei, ei, der Liebhaber tröstet wohl, verehrteste Darstellerin verfallner Schönheit?“ begann auf's Neue der Kobold, erfreut, sich einmal an Alfred persönlich reiben zu können.

„Sagt einmal, Tigider,“ wandte er sich zu diesem, „seid Ihr nicht auch der Meinung, daß Falstaff lauter Komödianten geworben hatte, als er dem Prinzen seine Recrutenbande vorstellte und sie Futter für Pul=ver nannte, sterbliche Menschen, gut genug die Lauf=gräben zu füllen?“

„Na, det is doch sicher!“ entgegnete dieser das breite Maul bis an die Ohren ziehend, obgleich er den beißenden Witz der Rede nicht verstand.

Alfred schwieg. Der Mensch war ihm zu ver=

ächtlich. Aber den boshaften Gnomen stach der Kitzel.

„Ums Himmelswillen, Fräulein Götzel," sagte er, „sehen Sie sich nur beim Küssen vor, daß Ihr Liebhaber nicht einmal ein Stück Wachs hinunterschluckt."

„Wir müssen den Kerl doch nächstens hauen!" murmelte abermals der Heldenspieler.

Die in nächster Nähe sitzenden drei Herren waren auf das Gespräch aufmerksam geworden und horchten herüber. Der Assessor bemerkte dies, und um sich noch mehr zu zeigen, fuhr er sehr laut zu Tigider gewandt fort: „Ihre Komödianten seid doch recht erbärmliche Menschen, wenn man Euch in's Gesicht schlägt, bedankt Ihr Euch noch."

„Donnerwetter! Das ist etwas stark!" sagte einer der drei Herren.

Das Kamisol lachte zähnefletschend und wiederum grunzte Otto Gabel vernehmlich, aber er war zu lethargisch, um zu reden.

Alfred war blaß geworden und seine großen Augen blitzten unheimlich.

„Mein Herr," sagte er mit imposanter Ruhe „Sie sind eigentlich verächtlicher als die Kröte, die man mit der Spitze des Fußes von sich stößt, und kaum ist es werth, ein Wort Ihretwegen zu verlieren. Aber dennoch befehle ich Ihnen, jetzt sofort unsern Kreis zu verlassen!" und er zeigte mit gebieterischer Handbewegung auf den seitwärts laufenden Kiesweg.

„Sie wollen mir befehlen, Sie jämmerlicher Lump, Sie?" rief höhnisch lachend der Assessor, sich im Sessel breit machend.

Alfred wandte sich nach dem Tisch, wo seine Handschuhe lagen, zog sie mit vollkommner Ruhe an und auf den Assessor zuschreitend, hob er den armseligen Wicht mit der Linken am Kragen hoch in die Höhe, gab ihm mit der Rechten eine colossale Ohrfeige und schlenderte ihn auf den Rasen des Bosquets. Dann wandte er sich um, zog die Handschuhe aus, ließ sie verächtlich fallen und sagte mit artiger Verbeugung: „Fräulein Götzel und Fräulein Gennerlich, ich bitte um die Ehre, Sie nach Hause führen zu dürfen, solche boshafte Subjecte sind niederträchtig in ihrer Rache."

Die Damen nahmen seinen Arm und man ging.

An der Thür des Gartens holte sie einer jener drei Herren ein, und sich höflich gegen Alfred verbeugend, zog er eine Karte aus einem eleganten Täschchen und sagte: „Mein Name ist Graf Königsmantel, mein Herr, im Fall eines Rencontre's zähle ich auf die besondre Ehre, Ihnen secundiren zu dürfen."

„Ah, mein Herr, ich danke Ihnen, und nehme Ihre Güte an," erwiderte Alfred in cavalierem Tone, sich leicht und vornehm verbeugend. —

Wuthschnaubend hatte sich der Assessor aufgerappelt und mit gräßlich verzerrtem Antlitz, Kaliban's Urbild,

stürzte er, „Blut und Rache!“ schreiend, aus dem Garten, gefolgt von seinem verblüfften Kamisol.

Die Schauspieler saßen noch in starrem Staunen ob des Unerhörten da, nur der kleine Komiker wiederholte in einem fort: „Donnerwetter, Kinder, die Ohrfeige, grandios, grandios!“

Da erhob sich Otto Gabel mühsam aus seinem Sessel und mit kaum bewegbarer, lallender Zunge sagte er: „Ich — bin — ein miserabler — versoffner — besoffner Lump, Ihr — seid — alle — Esel, der allein — ist — ein Mann!“ und mit wankenden Tritten schwankte er fort. Auch die Collegen trennten sich und auf dem Heimwege machte der Weltarzt Feinwedel zum Heldenspieler die geistvolle Bemerkung: „Der Assessor leide unbedingt an verdorbenem Gangliensystem, denn das sei stets die Ursache so schwarzgalligter Bosheit, und er werde ihm nächstens das Bullrich'sche Universalreinigungsmittel empfehlen.“ —

Am nächsten Morgen hatte sich Alfred seiner Gewohnheit nach zeitig vom Lager erhoben und ließ eben die frische würzige Gebirgsluft durch sein kleines Fensterchen in's Zimmer dringen, als draußen auf der Treppe polternde Tritte hörbar wurden und bald darauf schnaufend und pustend Jemand an seine Thür klopfte. Er öffnete und ein kleiner dicker Herr in grünem Oberrock trat, sich mit dem seidenen Tuche

den Schweiß von der kahlen Stirn trocknend, noch immer schnaufend ein.

„Sapperment!“ sagte er dem Künstler die fleischige Hand hinhaltend, „wohnen Sie aber hoch! Wäre durchaus nichts für mich! Guten Morgen, lieber Herr! Hätte bald alle Höflichkeit vergessen. Sehen Sie,“ fuhr er fort, sich auf dem gebotenen Brettstuhl niederlassend, — „ich bin nämlich der Steuerrath von M. — kommt da heute Morgen vor Thau und Nebel der Assessor von L. — Du lieber Gott! ich bin ein Vetter von ihm, von seiner Mutter und meiner Großmutter-Schwester-Tochterkind her, oder so etwas dergleichen, — habe mich nie um die Verwandtschaft gekümmert — an mein Bette gestürzt, weckt mich, daß ich mindestens glaube, eine telegraphische Depesche berichtet eine ungeheure Defraudation in meinem Bezirk, und behauptet, ich müsse in einer Ehrensache sein Secundant sein. Er habe sich gestern Abend mit dem Schauspieler Alfred Steppmann — das sind Sie also, — überworfen, wie er's nannte, und wolle sich jetzt durchaus mit ihm schlagen. Nun bitt' ich Sie, und deshalb muß ich um 4 Uhr aufstehen, und der unerhörte Mensch bedenkt nicht, daß ich sonst nie das Haus verlasse, ohne vorher — verzeihen Sie — einen gewissen Ort besucht zu haben, und das ist auch nicht so leicht, dazu gehört erst der Kaffee, dann die Cigarre und eine halbstündliche Zimmerpromenade!“

Alfred konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Ja, Sie lachen. Ich verzeihe Ihnen das gern, denn Sie leiden wahrscheinlich nicht an Hämorrhoidalbeschwerden," begann der dicke Herr weiter. „Aber um wieder auf besagten Assessor zu kommen, so habe ich also die Ehre, den Schauspieler Herrn Steppmann vor mir zu sehen?"

Alfred verbeugte sich.

„Bon! Also: ich komme zu Ihnen im Namen des Herrn Assessors von L., um Sie zu fordern, und bitte Sie, mir gefälligst Ihren Secundanten zu nennen, damit ich das Weitere mit dem besprechen kann. Sehen Sie, so ungefähr lautete der Satz, den der wüthende Mensch mir armen, friedlichen Mann wohl zehnmal vorgesprochen hat. Du lieber Himmel! wenn ich auch, ehe ich zur Steuerpartie überging, einige Semester auf Universitäten zugebracht, auch als Freiwilliger mein Jahr abgedient habe, so weiß ich doch den lieben Gott davon, wie man sich als Cartellträger und Secundant zu benehmen hat, habe mich von allen Händeln stets fern gehalten. Aber Ihr Secundant, wenn ich bitten darf?"

„Graf Königsmantel, B.'scher Hof, Zimmer 15, wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu ihm zu begeben."

Der Steuerrath machte bei Nennung dieses Namens große Augen. Es kam ihm dieser Schauspieler, der einen adligen Assessor mir nichts dir nichts ohrfeigte, und jetzt einen Grafen als Secundanten nannte, höchst

sonderbar vor. Aber er war nicht der Mann, sich auf Grübeleien einzulassen.

„Graf Königsmantel, B.'scher Hof, Zimmer 15,“ wiederholte er. „Nun, hat mich sehr gefreut die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Hoffe, daß die verdrießliche Angelegenheit nicht übel ausläuft. Gehorsamster Diener, gehorsamster Diener!“ Und stöhnend und pustend stieg der kleine dicke Mann die Treppen hinunter und begab sich in den B.'schen Hof.

Eine halbe Stunde später trat Graf Königsmantel in das Zimmer Alfred's und ihm freundlich die Hand reichend, sagte er: „Der kleine Steuerrath, der komischste Secundant übrigens, der mir jemals vorgekommen, war eben bei mir und haben wir Alles verabredet. Noch heute Morgen Punkt halb sieben Uhr im östlichen Wäldchen des S.'berges. Pistolen auf übliche Distance, den ersten Schuß entscheidet das Loos. Fehlen beide Gegner, verabreden die Secundanten neue Bedingungen. Sind Sie's zufrieden?“

„Vollkommen!“ entgegnete Alfred.

„Ich hielt gleich den heutigen Morgen für den geeignetsten. Noch hat sich die Geschichte nicht herum sprechen können, aber eine Stunde später ist sie in Jedermanns Munde. Der Cabinetsrath von St., der Sie zu kennen scheint, sagte gestern Abend im E.schen Hofe, wo man diese kostbare Ohrfeige noch besprach: er werde heute verreisen. Ob absichtslos oder nicht — gleichviel — er ist augenblicklich fort, und vielleicht

bleibt auf diese Art das Duell als öffentliches Geheimniß ohne weitere offizielle Kenntniß der Behörde. Verzeihen Sie die Frage: Sind Sie vertraut mit den Waffen?"

„Ich denke, Herr Graf;" gab Alfred lächelnd zur Antwort.

„Nun, so lassen Sie uns gehen. Der Wagen steht unten, der Pistolenkasten liegt darin, und außerdem sitzt auch noch der Dr. Z., dem ich einen Wink gegeben habe, mit Messern und Verbandzeug bereit. Doch noch Eins! Es ist nicht müßige Neugier, die mich das fragen läßt: Sie sind nicht, was Sie scheinen?"

„Ah, bester Graf, was sagt der Dichter? An dem Scheine mag der Blick sich laben! Glauben Sie immerhin, daß ich bin, was ich scheine! Heute Morgen aber werde ich scheinen, was ich bin!" erwiderte der Schauspieler cavalierement.

Unten im Wagen saß der Dr. Z. mit seinen furchtbaren Werkzeugen bereit; man stieg ebenfalls ein und hielt nach einer kleinen halben Stunde an dem bezeichneten Ort.

Der Assessor mit dem kleinen dicken Steuerrath waren schon da.

„Verzeihen Sie," sagte der Graf, seine Uhr ziehend, nach gegenseitiger höflicher Verbeugung, „verzeihen Sie, meine Herren, wenn wir Sie haben warten lassen. Aber nach meiner Uhr fehlen noch

7 Minuten bis halb. Indessen, wenn's gefällig ist, beginnen wir."

„Ja, beginnen wir!" sagte auch der Steuerrath; „das heißt: beginnen Sie, was weiß ich!"

Der Graf schritt die Distance und wies den Gegnern ihre Plätze an. Das Wäldchen bot hinreichenden Schatten, so daß weder der Eine noch der Andre den Vortheil oder Nachtheil der Sonne hatte. Dann machte er die Loose, und bot sie dem Steuerrath. Der Assessor hatte den ersten Schuß. Feige, wie alle boshaften Menschen hielt ihn nur Hochmuth, Eitelkeit und der Durst nach Rache aufrecht. Groß und ruhig, das blitzende Auge fest auf den jammervollen Gegner geheftet, mit einem Zug unbeschreiblichster Verachtung im Gesicht, stand Alfred da. Die Secundanten gaben das Zeichen. Zitternd hob der Assessor das Pistol, drückte ab und klatschend fuhr die Kugel hoch über des Künstlers Kopf in die Zweige. „Eine Secunde!" flüsterte der Assessor tonlos, sich matt den Angstschweiß von der Stirn trocknend.

Alfred ließ das schon gehobene Pistol sinken. „Schonen Sie den Wurm," sagte leise der Graf.

„Eine Lection der Angst wird ihm gut thun;" gab der Schauspieler zur Antwort, das Pistol auf's Neue hebend. Der Assessor zitterte convulsivisch. Da knallte der Schuß und pfeifend fuhr die sichere Kugel einen Zoll über dem Schädel des Schächers, seinen

Strohhut zerreißend, in den Baum. Mit einem gräßlichen Schrei sank der elende Held zu Boden.

„Ist er todt?" schrie der Steuerrath.

„Nein, nur ohnmächtig vor Angst," antwortete der Doctor, der zu dem Liegenden geeilt war und ihm ein Fläschchen Salmiak unter die Nase hielt, indeß der Steuerrath den Bedienten rief.

„Ein Meisterschuß!" sagte der Graf zu Alfred, mit höchster Achtung den Hut ziehend.

„Dank für das Compliment!" entgegnete dieser.

Der Assessor war aus seiner Ohnmacht erwacht, und alle Regeln der Höflichkeit außer Acht lassend, raffte er den durchschossenen Hut auf und eilte, von seinem Bedienten geführt, schleunigst davon.

„Nun, meine Herren," rief der kleine Steuerrath ihm erstaunt nachsehend, „von dieser Lebensart möchte ich mir doch ein Museum anlegen! Läuft der Esel, verzeihen Sie, davon und läßt mich hier stehen, und ich kann, wenn ich nicht Ihr Mitleid in Anspruch nehme, bei dieser beginnenden Hitze zu Fuß die halbe Meile nach Hause laufen. Aber, Sie werden Mitleid und Platz in Ihrem Wagen haben, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß!" gab der Graf zur Antwort. „Kommen Sie, steigen wir ein."

In seiner Wohnung angekommen, hatte der Assessor sofort Postpferde bestellen lassen und in aller Eile den Badeort verlassen.

Auf der Probe an diesem Vormittag hatten die

Schauspieler ihren Collegen mit bewunderndem Stau-
nen begrüßt und Otto Gabel ihm stumm aber beredt
die Hand gedrückt, während Agnes Götzel vor über-
schwänglicher Rührung und Ehrfurcht vor dem edlen
Mann, der ihretwegen keine Gefahr gescheut hatte,
kaum auf der Scene sprechen konnte.

„Ach! Ein Amadis, ein d'Artagnan!“ flüsterte sie
fortwährend.

Emilie Gennerlich drückte ihren Dank reeller aus
oder hatte wenigstens diese Absicht, denn sie wisperte
ihm hinter der finstern Coulisse zu, feurig seine Hand
pressend: „Für Sie Alles!“

„Nur nicht zu kühn,“ gab er scherzend zur Ant-
wort, „ich bin ein kecker Ritter und könnte Sie beim
Wort nehmen.“

„Jederzeit!“ rief sie feurig.

Die Mittagspromenade hatte den Vorfall von
gestern Abend, sowie das Duell von heute Morgen
und das Verschwinden des Assessors in Jedermanns
Mund gebracht. Ueber das Duell mußte unbedingt
der kleine Steuerrath einige Worte haben fallen lassen,
die nun nach Kräften ausgebeutet wurden. Selbst
Jacob, dem der boshafte Kobold von Assessor auch
schon einen höchst listigen Streich gespielt hatte, unter-
ließ nicht, der dicken Hoheit diesen kostbaren Witz bei
der Morgentoilette zu erzählen, so daß heute sogar
der gewöhnliche Streit unterblieb. Mit einem mäch-
tigen Binocle bewaffnet, saß nun der Herzog auf sei-

nem gewöhnlichen Platz auf der Terrasse und der hinter ihm stehende Jacob sollte ihm den merkwürdigen Schauspieler, der auf seiner Rückkehr aus dem oberhalb des Kursaals gelegenen Theater die Promenade passiren mußte, zeigen. Aber Alfred ließ die Promenadenbesucher und, höchst unhöflich, selbst Seine Hoheit vergeblich warten, da er, das Anstaunen auf der belebten Promenade ahnend, sich auf einem Umwege in seine Wohnung begeben hatte.

„Jacob, der Mensch scheint nicht zu kommen?" sagten Seine Hoheit.

„Scheint mir auch so;" gab Jacob zur Antwort.

„Ja, ich möchte ihn aber doch gerne sehen, Jacob!"

„Ja, Hoheit, da weiß ich keinen andern Rath, als Sie fahren heute Abend in's Theater. Ich gehe auch hinein."

„In's Theater? Wo denkst Du hin! Ich würde ja auf's Leichtsinnigste meine Verdauung stören! Nein! Könnte man den Menschen nicht zum Diner einladen? Was meinst Du?"

„Hoheit, wo denken Sie hin!" entgegnete Jacob indignirt, „einen Komödianten zum Diner?!"

„Mein Gott! in Paris haben wir mit ganz anderen Leuten zu Mittag gegessen, also sehe ich —"

„Ja, Hoheit, in Paris! aber in diesem kleinen Bade, das geht unbedingt nicht! Ich sehe mir den Menschen im Theater an, wenn Hoheit also wollen —"

„Ich werde meiner Neugier zum Opfer fallen!"

murmelte der unglückliche Fürst. „Nun, Ungeheuer, laß einen Fauteuil in's Orchester setzen, aber ich will nur den letzten Act sehen."

„Zu Befehl, Hoheit! —"

Das Theater war an diesem Abend zum höchsten Jubel des Directors bis auf den letzten Platz gefüllt. Alle Badegäste wollten dem Schauspieler ihre Freude bezeigen über die gründliche Abführung und Bestrafung des allgemein verhaßten Pavian-Assessors. Jubelnder Applaus und nicht enden wollender Ruf empfingen Alfred bei seinem Erscheinen auf der Bühne, der ihn freudig und schmerzlich zugleich bewegte. Freudig, daß er sich als Mensch den Beifall, die Anerkennung der Menschen erworben; schmerzlich, wenn er bedachte, wie wohlthuend es sein würde, wenn dieser Jubel auch dem Künstler gebracht würde.

Der letzte Act kam und Seine Hoheit hatten auf dem bereiten Fauteuil im Orchester Platz genommen. Der Vorhang hob sich und als bald darauf Alfred in der Scene erschien, flüsterte Jacob: „Das ist der Mensch, Hoheit."

Der Herzog richtete den Binocle auf den Schauspieler und verfolgte ihn mit seinen Blicken. Alfred trat im Gange des Stücks ab und die dicke Hoheit murmelte: „Wo war's? wo war's? wo war's?" Plötzlich schob er das Opernglas wieder vor die Augen und es auf den wiedererschienenen Schauspieler richtend, schlug er sich auf die mächtigen Schenkel und

rief vollkommen laut: „Soll mich der Teufel holen! Fürst Alexander's Sohn!"

Alfred erbleichte unter der Schminke und krampfhaft hielt er sich an einer Stuhllehne. Bald darauf war Actschluß und der Vorhang fiel.

„Wer war der Herr im Orchester, wissen Sie vielleicht?" fragte er noch immer blaß aber gefaßt den dicken Komiker, der ihm zunächst stand.

„Seine Hoheit, der Herzog von R.," antwortete dieser respectvoll.

Heiliger Gott! Sein Pathe! Aus Timofei's Erzählungen kannte er nur zu gut den Herzog. Er kleidete sich schleunigst aus und begab sich sofort zu seinem Gönner dem Badedirector, Cabinetsrath von St. —

„Habt Ihr's gehört, Kinder, was der dicke Herzog, der noch nie im Theater war, sagte, als er durch seinen großen Gucker fortwährend Steppmann ansah?" fragte nach Alfred's Verlassen der Garderobe der kleine Komiker die Collegen.

„Nein, was sagte er? Ihr und die Schultz standet ja allein mit ihm draußen!" antworteten diese.

„Er sagte: Soll mich der Teufel holen! Fürst Alexander's Sohn!" wiederholte der Komiker; „was soll man daraus machen? Wäre am Ende der Steppmann gar ein Fürstensohn?"

„Nichts sollt Ihr daraus machen, und für Euch ist der Steppmann nichts weiter als der Schauspieler

Steppmann!" sagte Otto Gabel mit Nachdruck. „Rathen würde ich überdem wohlmeinend Keinem von Euch, je eine Frage dieserwegen an ihn zu richten. Verstanden? Gut! Gute Nacht!"

„Sonderbar! Wunderbar! Eigenthümlich!" murmelten die Collegen noch eine Zeitlang fort, als plötzlich Herr von Schmaltzhuhn sagte: „Was is dänn dabei so sehr su bewundern? Wir Aedelmanns, wenns uns schlächt gäht, gähen immer sus Theäter."

Ein schallendes Gelächter war die Antwort, und der „Aedelmann" ging gekränkt nach Hause.

„Ah, die Zeiten in Paris! Die wundervollen Diners, die Loretten, der Graf von M., Lord B., Fürst Alexander, die himmlische Juana, seine Geliebte! O Jugendzeit! göttliche Zeit! und nun sein Sohn: ein Komödiant! Vielleicht im Elend! Ah, der Abschied am Wagen, unser Versprechen!" Das waren die lauten Gedanken Seiner Hoheit bei der Heimfahrt. „Jacob," sagte er auf seinen Zimmern angekommen, „Jacob, morgen früh wird sofort der Schauspieler auf's Höflichste gebeten, mich mit seinem Besuche zu beehren. Verstehst Du Jacob?"

„Aber, Hoheit," fragte dieser erstaunt, „mit seinem Besuche beehren? Ah, Hoheit, das ist lächerlich und unmöglich!"

„J — a — c — o — b!" brüllten Seine Hoheit und der umgewandelte Kammerdiener verbeugte sich bis zur Erde und flüsterte ängstlich und eilig:

„Zu unterthänigstem Befehl, Hoheit!“ worauf er schleunigst verschwand. Wenn Seine Hoheit brüllten, hörte jede Widersetzlichkeit auf, und die Herrschaft des Kammerdieners war, wenigstens bis zum andern Morgen, zu Ende.

„Wenn der junge Mann nun aber doch ein Andrer wäre?“ dachte der Herzog laut weiter; „aber es ist unmöglich! Das Gesicht der Tänzerin und die Figur, die Haltung, das ganze edle, so unendlich noble Air seines Vaters. Ah, wir werden sehen, wir werden sehen!“ Und der gutmüthige Fürst überließ sich nach diesen ungewohnten Emotionen der wohlverdienten Ruhe. —

Der wohlwollende Cabinetsrath von St., schon um Mittag von seiner Reise, die also wohl nicht weit her, oder besser gesagt, weit hin gewesen war, zurückgekehrt, befand sich durch glücklichen Zufall in seiner Wohnung und empfing unsern Alfred mit zuvorkommendster Freundlichkeit.

„Ah, mein bester junger Freund!“ redete er nach herzlichster Begrüßung den noch immer heftig erregten Künstler an, „als Badedirector und oberster Vertreter der Polizeigewalt weiß ich von nichts, aber als Friedrich von St. habe ich Ihr so überaus ehrenvolles und nobles Benehmen gegen den widrigen Assessor von B. mit freudiger Bewunderung vernommen. Sie haben der ganzen Badegesellschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen, und gewiß war der Dank, den

man Ihnen dafür heute Abend im Theater darbrachte, ein wohlverdienter."

„Sie waren im Theater, Herr Cabinetsrath?"

„Gewiß, lieber junger Freund, wie hätte ich heute fehlen dürfen?"

„Verzeihen Sie mir die Frage: haben Sie den Ausruf Seiner Hoheit, des Herzogs von R., gehört?"

„Da Sie mich selbst darnach fragen, ja, gewiß; er war überdem laut genug."

„So wird ihn unzweifelhaft das ganze Publicum, oder doch wenigstens ein großer Theil desselben ebenfalls gehört haben, und das ist die Ursache, die mich noch zu so unpassender, später Stunde zu Ihnen führt, um Ihr, mir so ehrenvoll und gütig erwiesenes Wohlwollen auf's Neue in Anspruch zu nehmen. Es liegen Verhältnisse vor, Verhältnisse, die zwar, ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, Niemand tangiren, als mich, die mir aber sehr, sehr wünschenswerth machen, noch diese Nacht Szb. zu verlassen. Schulden hinterlasse ich nicht, wohl aber, und das ist meine Bitte, sind meine Verpflichtungen gegen den Director nicht gelöst. Ich dürfte ihn eigentlich nicht verlassen, ohne vier Wochen vorher meine Stellung bei ihm gekündigt zu haben. Wollten Sie nun die besondere Güte haben, mit Ihrem Gewicht und Ansehen diese Sache zu erledigen, so würden Sie mich zum größten Danke verpflichten. Meinen Paß darf ich mir wohl auch heute Abend noch erbitten?"

„Mein theurer, lieber Alfred; — erlauben Sie mir, Sie so zu nennen, — ich habe Sie beim Geheimrath von Silberhof, — erröthen Sie nicht —, als einen so ehrenhaften Mann kennen gelernt, daß ich nur bedauern kann, Ihnen nicht näher zu stehen. Ihre Verhältnisse sind mir heilig und keine Frage soll Sie kränken. Mit dem Director werde ich sprechen, das ist übrigens Nebensache. Ihren Paß sende ich Ihnen binnen einer Stunde versiegelt in Ihre Wohnung. Reisen Sie mit Gott und Ihrem Glück.“ Der würdige, brave Alte zog den Jüngling an seine Brust und umarmte ihn väterlich.

„Tausend Dank, für Ihre Güte!“ sagte Alfred und verließ das Haus.

Um keinen Preis wollte und mochte er dem Herzog wieder zu Gesicht kommen; sein fürstliches Blut empörte sich bei dem Gedanken, daß ein Freund, ein Genosse seines Vaters, ihn, den Sohn Fürst Alexanders, als wandernden Komödianten gesehen und so vielleicht, seinen edlen Vater möglicherweise im Grabe noch der Pflichtvergessenheit und der Lieblosigkeit zeihend, ihm selbst seine Wohlthaten anbieten könnte. Noch bedurfte er keiner Wohlthaten, nimmer hoffentlich, und zwang ihn die Noth jemals Wohlthaten zu erbitten, so wollte er sie von fremden, unbekannten Menschen erflehen. —

Agnes Götzel hatte so eben alles Falsche von sich entfernt, um sich in reiner Echtheit in das keusche

Bettchen zu legen, als leise an der Thür ihres Kämmerchens gepocht ward.

„Mein Gott! wer ist da?" fragte sie erschreckt.

„Verzeihen Sie, bestes Fräulein," antwortete eine ihr nur zu bekannte Stimme, „wäre es möglich, daß Sie mir einen Augenblick schenkten?"

„Ach tausend, tausend!" rief sie emphatisch, „nur einen Moment gestatten Sie!"

In ihrem jetzt wattelosen Busen wogte und wallte es, ihr Kopf schwindelte fast. Alfred, der schöne Amadis, ihr Ritter, ihr Ideal stand um fast 11 Uhr Nachts vor ihrer Thür um sich — nein! — der Gedanke war zu entzückend, zu sinnverwirrend! um sich in verschwiegener Schäferstunde den Ritterdank zu holen! „Heil'ge Ludmilla! laß mich dann sterben, wenn ich genossen!" lispelte sie in höchster Extase und öffnete die Thür. Die falschen Locken waren in aller Eile wieder angesteckt, und ein weiter, etwas stark von der Zeit mitgenommener Mantel umhüllte die Gestalt des schwärmerischen Mädchens.

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, mein werthes Fräulein; aber ich reise noch diese Nacht, und wende mich an Sie, an Ihr gutes, edles Herz, mit einer großen, aber etwas prosaischen Bitte. Aber wollen Sie nicht Licht machen?"

„Ach der Mond blickt so herrlich in's Gemach!" flüsterte Agnes, „lassen Sie uns in seinem milden Scheine —"

„Nun wie Sie wollen," unterbrach sie Alfred etwas ungeduldig. „Sehen Sie," fuhr er fort, „ich kann meine Koffer heute nicht mitnehmen, und da wollte ich Sie nun bitten, sich dieser verlassenen Güter anzunehmen, sie mit ihrer kundigen Hand zu ordnen und mir nach Breslau nachzusenden. Wollen Sie?"

„Ob ich will? Ach, mit tausend Wonnen!"

„Nun gut. Ich werde die Wirthin instruiren. Adieu! Nochmals Dank und leben Sie herzlich wohl!"

„Ach, edler theurer Mann!" lispelte Agnes, „eine, nur eine Bitte noch!"

„Reden Sie, bestes Fräulein; wenn ich im Stande bin, mit Vergnügen."

„Ach, nur einen Kuß!" Der Mantel sank und im äußersten, äußersten Negligé stürzte das liebetolle Mädchen an Alfred's Brust.

„Alle Teufel!" murmelte dieser, machte aber bonne mine à mauvais jeu und ließ seine Lippen flüchtig die ihrigen streifen. Dann machte er sich eilends los und mit einem „Leben Sie wohl!" verließ er das Gemach.

„O Heil'ge! rufe Dein Kind zurück, ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet!" flüsterte extatisch die Jungfrau und sank mit einem tiefen Seufzer auf das Lager.

Vor der Thür seiner Wohnung traf Alfred Otto Gabel, der ihn erwartet hatte.

„Seltene, seltsame Ehre! liebster College," sagte der Erstere.

„Sie reisen?" fragte Gabel kurz.

„Ah, woher vermuthen Sie? — nun ja, ich reise."

„Ich habe es gedacht. Nur zwei Worte. Sie sind ein edler, ein tüchtiger Mensch, junger Mann, und wir alle nicht werth, Ihre Collegen zu heißen. Aber für das Misere des Bühnenlebens kleiner Banden taugen Sie nicht. Schärfe des Verstandes, Gabe der Auffassung haben Sie, aber, verzeihen Sie dem alten versoffenen Gabel diese Aufrichtigkeit, es mangelt Ihnen die Darstellungsart, das dumme Ungeheuer Publicum zu packen, was oft dem jämmerlichsten Possenreißer gelingt. Haben Sie die Verhältnisse in diese Bahn getrieben, müssen Sie darin bleiben — gut; noch einige Wochen bei irgend einer andern reisenden Schmiere, um die Routine zu befestigen, dann aber fort an ein größeres Theater und rastlos vorwärts gestrebt, sonst geht's Ihnen wie mir!" setzte er traurig hinzu. „Aber Sie sterben nicht beim Theater, wie Sie nicht dabei und dafür geboren sind. Erinnern Sie sich dann des versoffenen, verlumpten Künstlers; denn ein Künstler ist Otto Gabel! Leben Sie wohl!"

„Theurer, lieber College, tausend Dank! — aber —"

Alfred sprach in die leere Nacht hinein; Otto Gabel war schon verschwunden.

„Seltsamer Mann! Beklagenswerthe, beschmutzte Hülle eines großen, edlen Geistes!" murmelte er

traurig. „Sollte Fürst Alexander's Sohn auch wohl dahin kommen können? O nein! niemals darf das geschehen!" setzte er schaudernd hinzu.

Auf seinem Zimmer legte er eine leichte Reisetoilette an, ordnete seine Papiere und schob sie in eine elegante Umhängetasche. Dann zählte er die geringe Baarschaft seiner Börse und mit Sonnenaufgang wanderte er frisch und munter durch die romantische Gebirgsnatur einer neuen Zukunft entgegen.

Einige Stunden später erschien Agnes Götzel, um sich des ihr von dem theuren Mann gewordenen süßen Auftrags zu entledigen, und mit zärtlichster Sorgfalt und kundiger Hand ordnete sie seine Koffer. In einer Ecke des Zimmerchens fand sie ein Blättchen Papier, auf das Alfred in ironischen Humor das Wappen seines Vaters gezeichnet und mit großen Fragezeichen Alfred Steppmann darunter geschrieben hatte. Unter tausend Küssen barg sie dies theure Andenken auf dem heißen Busen unter Watte und Fischbein, und mit ihrem Werk zu Ende setzte sie sich träumend auf einen Koffer. Da klopfte es derb und hastig an die Thür.

„Wer stört die heil'ge Ruhe der trauernden Verlassnen?" declamirte sie pathetisch; „doch herein!"

Herr Jacob, der Kammerdiener Seiner Hoheit, des Herzogs von R., trat ein. Stutzend betrachtete er einen Moment die Dame, dann fragte er ziemlich freundlich mit der Miene gnädiger Herablassung,

„Man hat mir gesagt, meine Beste, hier wohne der Herr Schauspieler Steppmann? Ich bin doch recht?"

„Hat, hat! doch —!" antwortete in tragischem Tone Agnes, und bewegte wie in die Ferne zeigend die Arme.

„Wenn ich Sie recht verstehe, ist dieser Herr verreist. Dürfte ich vielleicht von Ihnen Auskunft erwarten, wohin?"

„Frage die seligen Geister, wohin sie entfliehen, Mann der Materie! werden sie Dir antworten?" tragirte die Schauspielerin weiter.

„Aber ich meinte," fuhr der kleine Kammerdiener fort, „Sie wüßten vielleicht? Denn Sie sind doch wohl seine Geliebte, oder so dergleichen?"

„Was sagst Du? Mensch des Staubes, Phantom der Unterwelt!" fuhr Agnes sich erhebend auf, „seine Geliebte? Wohl! Wohl! Selig war der Augenblick! Du hast Recht, ich bin seine Geliebte!" Und ihre magre Hand auf des Männchens Schulter legend, sagte sie mit schwärmerischem Augenaufschlag: „Wie schön mir der Kranz stände! O Mutter, wo ist Wilhelm — Alfred? Ha! was stehst Du noch säumiger Knapp? Fort! Fort! Dein Ritter ist gefallen im blutigen Kampf!" —

Herrn Jacob packte die entsetzlichste Angst, und so wie die Schauspielerin die Hand von seiner Schulter nahm, retirirte er schleunigst zur Thür hinaus.

„Das Weib ist toll!" murmelte er, „und seine

Hoheit dazu!" setzte er respectwidrig in Gedanken hinzu. „Mich in ein solches Nest zu schicken!" — —

„Nun Jacob, hast Du ihn gefunden und wird er kommen?"

„Kommen wird er nicht, und gefunden habe ich ihn auch nicht," entgegnete der Kammerdiener verdrießlich, „wohl aber ein tolles Weib von erschreckender Magerkeit, die auf einem gepackten Koffer in der Mitte des Kämmerchens saß und verrücktes, confuses Zeug schwatzte, aus dem ich nur so viel heraushörte, daß der Herr Komödiant verreist sei."

„Ah, fort? fort?" sagte der Herzog, „und in dieser Nacht? Teufel, sollte er wissen, wer ich bin? Ah, das ist am Ende erklärlich, das weiß hier jeder; aber, daß ich seinen Vater kannte? Unmöglich, und doch, wenn ich überlege, es ist möglich, es ist möglich! Er hat gestern Abend meinen Ausruf gehört, — er fragt, wer ich bin, — er erinnert sich von des Fürsten altem Kammerdiener, der Mutter und Kind damals begleitete und bei dem Knaben bleiben sollte, meinen Namen gehört zu haben — sieht sich hier erkannt, — — fürchtet meine Wohlthaten, — sein Stolz empört sich, — seines Vaters echter Sohn — voilà tout! er reist schleunigst ab! Aber er muß doch Papiere haben? — Halt! Der Badedirector! — Jacob, wenn ich ergebenst bitten dürfte, man solle einspannen!"

„Aber Hoheit, um diese frühe Stunde?"

„Einspannen! J — a — c — o — b!"

Jacob zog die Schelle und befahl dem Lakaien das Einspannen.

„Zum Badedirector!“ befahl der Herzog.

„Zum Badedirector! befahl Jacob dem Lakaien.

„Zum Badedirector!“ sagte der Lakai zum Kutscher und der Brougham rollte davon.

Der hochfürstliche Badedirector, unser Cabinetsrath, war höchlich erstaunt ob dieses außerordentlichen Besuchs des phlegmatischen Herzogs, bemühte sich aber natürlich unter zahllosen Aeußerungen der hohen Freude über diese huldvolle Herablassung und herablassende Huld und Gnade der Hoheit, Hochdieselbe in's Zimmer zu complimentiren.

„Sehen Sie, bester Cabinetsrath,“ begannen Seine Hoheit, nachdem Sie Etliches schnaufend in einen Fauteuil geplumpt waren, „sehen Sie, das ist eine ganz eigne Angelegenheit, die mich da zu Ihnen führt. Sagen Sie mir doch, wer ist denn eigentlich dieser famose Schauspieler, der da erst dem allbekannten Assessor von L., der sich, beiläufig bemerkt, sogar erfrecht hat, meinen Jacob zu chikaniren, im Garten des E.'schen Hofes eine wundervolle Ohrfeige zur Freude aller Badegäste applicirt und nachher noch dem Jammermann, der ihn fordert, mit exquisiter Geschicklichkeit einen Zoll über dem Schädel den Hut vom Kopfe schießt!“

„Hoheit geruhen,“ entgegnete mit verlegenem Lächeln der Cabinetsrath, „mir gnädigst eine Neuigkeit zu

erzählen. Ich weiß nur, daß der Schauspieler Steppmann dem Assessor von L., nach stärkster Provocation von Seiten des Letzteren, eine Ohrfeige gegeben hat. Der Assessor hat sich bei der Badedirection nicht beklagt—, weiter Hoheit, ist mir nichts bekannt."

„Ah, gut, gut! ich vergaß Ihr polizeiliches Amt. Aber — doch, was ich sagen wollte? — also Steppmann heißt der Mensch? Hm! hm! wo ist er denn eigentlich her?"

„Hoheit, ich muß mit Bedauern gestehen, daß ich selbst seinen Paß nicht einmal angesehen habe. Ich überlasse die Pässe dieser Herren dem Actuar."

Der Herzog fixirte mit den gutmüthigen Augen den in peinlicher Verlegenheit dastehenden Cabinetsrath einen Augenblick, dann sagte er ernst: „Hören Sie, Cabinetsrath, Sie weichen mir aus. Gut! Sie haben keine Verpflichtung, mir über die Pässe von Komödianten Rede zu stehen —"

„Ah, Hoheit, ich erkenne mein Unrecht —,"

„Lassen Sie. Wissen Sie, ich möchte nur erfahren, ob ich mich täusche, oder nicht. Der Steppmann, wie Sie ihn nannten, hat eine frappante Aehnlichkeit mit einem mir sehr theuren Jugendfreund, es liegt sogar in der Möglichkeit, daß dieser Schauspieler ein Sohn — Sie verstehen — dieses Jugendgenossen ist. Also lassen Sie einmal den Polizeidirector bei Seite und sagen Sie, der Edelmann dem Edelmann, was der

Polizeidirector weiß, aber vielleicht für gut hält zu verschweigen."

„Aber, Hoheit, wenn nun der Edelmann gerade sich verpflichtet hielt zu schweigen über etwas, das der Polizeidirector erfahren mußte, der Edelmann aber zu verschweigen versprach?"

„Ah, das ist etwas anders! Nun, gut! so will ich Ihnen den Namen nennen, der in dem Passe möglicherweise gestanden haben kann, und treffe ich ihn, — seien wir einmal echt jesuitisch und umgehen das Versprechen, ohne es zu brechen! — so bleiben Sie ruhig, treffe ich ihn nicht, so ziehen Sie die Schultern, wie ein Arzt in wichtigen Fällen seiner Unwissenheit. Uebrigens mein fürstliches Wort, ich will nichts, als nur Gewißheit. Wollen Sie Cabinetsrath?

„Hoheit, ich bin zu Befehl!"

„Nun," fuhr der Herzog, die Augen auf den Cabinetsrath geheftet, langsam, jedes Wort betonend fort, „in dem Passe stand der Name: Sennor Don Juan Ismaëlo de Rondara?"

Der Cabinetsrath verharrte in schweigender Stellung.

„Also doch!" sagte der Herzog, sich schnell erhebend, „sehen Sie, Cabinetsrath, dieser junge Mann ist ein echtes, wahres Fürstenkind! Tatarisches Fürstenblut vom Vater, maurisches Fürstenblut von der Mutter, und jetzt? — ein wandernder Komödiant! Aber sein Blut ist so rein, wie sein Stolz edel. Ich er-

kannte ihn gestern Abend im Theater, ich nannte unwillkührlich laut seines Vaters Namen. Aus den Erzählungen des alten Kammerdieners seines Vaters ist ihm der Herzog von N. als sein Pathe bekannt, — er hört meinen Ausruf, — fragt, wer ich bin, — und, Cabinetsrath, — was thut er? er geht noch dieselbe Nacht auf und davon! Ah, sehen Sie, so gern ich ihn auch bei mir gesehen, als meines theuren Freundes Sohn, meinen Pathen, ihn an mein Herz gedrückt hätte, so bin ich doch hoch erfreut und stolz darauf, daß er gehandelt, wie es geschehen. Der Sohn des Fürsten fürchtete, sich durch Wohlthaten erniedrigt zu sehen, er wollte nicht einmal von einem Fürsten diese angeboten haben, er ging davon, seiner eigenen Kraft vertrauend. Sehen Sie, Cabinetsrath, das ist das Blut, das Blut des Edelmanns, aber des echten, wahren Edelmanns, über das die philosophischen Narren und Thoren der Neuzeit spotten und lachen, das aber Jahrhunderte nicht hinweglachen werden. — Guten Morgen, bester Cabinetsrath! Blitz! ich bin ganz echauffirt und aus der Lage gerathen. Aber thut nichts, thut nichts! es giebt Erinnerungen, die auf Augenblicke Greise verjüngen. Guten Morgen! Guten Morgen!“ —

Herr Jacob war bestürzt und erschreckt, als Seine Hoheit so aufgeregt nach Hause kamen, und mit der zärtlichen Sorgfalt einer Mutter war er für seinen Herrn besorgt. Denn trotz der ewigen Streitigkeiten

zwischen seinem Herrn und ihm, und der steten Opposition seinerseits, war er schon seit undenklichen Jahren der stete Begleiter und treue Diener des Herzogs und liebte seinen fürstlichen Herrn mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Seine Hoheit fuhren diesen Morgen nicht auf die Terrasse, sondern nahmen ein niederschlagendes Pulver und dinirten erst sehr spät.

Die Schauspieler waren auf der Probe erstaunt und bestürzt, als Agnes Götzel unter emphatischen Ausrufungen die Abreise Alfred's erzählte, und ergingen sich in tausendfachen Vermuthungen. Darin aber stimmten sie, ein außerordentlicher Fall, seltsam überein: Alfred Steppmann sei der liebenswürdigste College gewesen und sein Abgang für die Gesellschaft höchlichst zu bedauern.

„Er war der nobelste Mensch, der mir jemals vorgekommen,“ sagte Madame Schultz im Kreise der Damen.

„Ach, mein Amadis! O süße, sel'ge Minute!“ flüsterte Agnes schwärmerisch, und die kleine Soubrette weinte in einer Ecke aufrichtige, heiße Thränen. Nur Herr Tigider meinte, die Ohrzipfel in beliebter Weise kauend, mit höhnischer, seinem entlaufenen Gönner von L. abgelauschter Miene: „Wat is denn egentlich mit dem hochfahrenden, impertinenten Kerl so Besondres los gewesen?“ Da aber zeigte ihm der Ritter Matinsky die rothe, gewichtige Heldenfaust und sagte: „Wenn Ihr noch zu einem Wort das breite Maul

über den Steppmann in unsrer Gegenwart aufthut, so — —“ und eine sehr verständliche Pantomime begleitete diese Worte. Herr Tigider hielt es für gerathen, sich schleunigst zu verziehen.

Dem Director Conradini hatte der Cabinetsrath einen Wink gegeben und er that den Schauspielern gegenüber, seine Directorialwürde und Ansehen behauptend, als sei die Abreise Alfred's mit seinem Wissen und Willen geschehen. Im Stillen aber bedauerte er höchlichst den Verlust des fleißigen, ihn nie chicanirenden, im Gegentheil, ihn immer mit ausgesuchter Höflichkeit behandelnden Mitgliedes.

Der geohrfeigte Assessor von L. blieb verschwunden und hat zur Freude des Cabinetsraths und zum Vortheil der Ruhe und des Friedens aller Badegäste seit diesem Sommer nie wieder Szb. mit seiner verhaßten Gegenwart belästigt. Ob die erhaltene Lection ihn gänzlich von seiner Bosheit geheilt oder ob er ein anderes Bad zum Schauplatz seiner Intriguen und Klatschereien erwählt hat, darüber, geliebter Leser, wissen wir nichts zu sagen, bedauern auch diese Unwissenheit nicht. — —

IV.

Auf der Miodowastraße in Warschau steht ein alter großer Palast. Seine zurückspringende Hauptfront schiebt zwei Seitenflügel bis an die Straße vor, und der auf diese Weise entstandene große und weite Vorhof wird durch ein hohes, eisernes Gitter von der Straße getrennt. Dieser Palast gehört dem Fürsten Casimir D., der aber, seine Zeit und seine bedeutenden Einkünfte in Paris genießend, seit einer Reihe von Jahren die glänzenden Gemächer nicht betreten hat. Traurig richteten denn auch die zahllosen Fenster ihre stets verhüllten Scheiben auf den öden Vorhof, und der uralte, eisgraue Castellan, der unter des Fürsten Großvater noch die Tage des Glanzes und der üppigsten Feste in diesen jetzt so todten Räumen erlebt hatte, schlich stumm und finster in den weiten Sälen umher, mit einem kleinen Häuflein ebenso alter Diener, leibeigner Hofesmenschen des Fürsten, immer und immer wieder den Staub aus den Polstern klopfend, und mit unermüdlicher Geduld, obwohl stets

vergebens, die Zimmer des erlauchten Herrn in Bereitschaft haltend.

Es mochte ungefähr im Anfange der vierziger Jahre sein, als eines schönen Tages vor dem linken Seitenflügel, dessen Portal — seit das große Hauptthor nach der letzten Anwesenheit des Fürsten wieder geschlossen war, — als Eingang diente, ein hochbepackter Reisewagen hielt. Im Fond desselben saß eine elegant gekleidete Dame, deren Alter man ungefähr auf die Mitte der Dreißiger schätzen konnte, und rief dem den schweren Thürklopfer in Bewegung setzenden Postillon unaufhörlich im feinsten Pariser Salonfranzösisch zu, schneller und lauter zu klopfen, während eine ebenfalls schwatzende Zofe sich abmühte, dem Kutscher thätlich Beistand zu leisten.

Endlich hörte Anjewko, der alte Castellan, das Klopfen und stürzte mit sämmtlichen Dienern eilfertig herbei, beim ersten Anblick des Reisewagens in lauten Jubel ausbrechend, da er die langersehnte, täglich gehoffte Ankunft seines Herrn vermuthete. Bitter ward er aber beim Anblick der Zofe und der inzwischen auch ausgestiegenen Dame getäuscht, und nur der Respekt vor dem mit dem Wappen seines Fürsten gesiegelten Briefe, den ihm Madame gracieus überreichte, hielt ihn ab, seinem Unmuth durch einige kräftige Worte Luft zu machen. Die edle Kunst des Lesens war dem alten Majordomus fremd, und er konnte nur ehrfurchtsvoll das Siegel an die Lippen

ziehen um dann einem der Diener einen bedeutsamen Wink zu geben, den dieser verstehend mit tiefer Verbeugung beantwortete und schleunigst in der Straße verschwand.

Wie alle Diener polnischer Großer, wenigstens die ihrer näheren Umgebung, verstand er aber genugsam französisch, um aus dem langen Sermon der Dame zu entnehmen: daß Fürst Casimir D., ihr, der Madame de Raillerie, das Parterregeschoß des Palastes mit seinem gesammten Inhalt an Möbeln u. s. w., und Alles, was sie sonst noch für ihre Bedürfnisse brauchbar im Schlosse vorfände, eingeräumt und zu ihrer Disposition gestellt habe, um darin ein Pensionat für die Töchter der höheren Stände zu errichten, wie der Brief Sr. Durchlaucht Alles bestätigen werde.

Madame de Raillerie war gewiß vor zehn Jahren und früher eine wunderschöne Person gewesen, wie sie denn auch in diesem Augenblick, etwas heftigen Embonpoint abgerechnet, noch für sehr passable gelten konnte, so daß die Vermuthung nahe liegt, der galante Fürst habe auf diese Weise eine mögliche Verbindlichkeit gegen sie zu tilgen gewußt.

„Heil'ge Mutter Gottes! schütze das Väterchen, das Haus und Anjewko!“ murmelte der alte Diener, dessen uralte ererbte Begriffe von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit hochfürstlicher Paläste sich schreckenerregend verwirrten, als der inzwischen herbeigeeilte

Sachwalter die Angaben Madame's aus dem Briefe Sr. Durchlaucht in ihrem ganzen Umfange erhärtete.

Aber der Fürst hätte befohlen und Anjewko war nicht gewohnt, Befehle erst eines Bedenkens zu unterwerfen; er gehorchte buchstäblich und Madame de Raillerie richtete sich in den Gemächern des alten Starosten-Palastes ein.

Einige Tage später folgten französische Musik-, Zeichnen- und Tanzmeister; andere Lehrer wurden in Warschau geworben und die Annoncen des von „höchsten Personen“ empfohlenen Instituts erlassen. Schon die Errichtung eines Pensionats im Palast O. erregte nicht wenig Aufsehen; und wie alles Effectvolle die Massen anzieht, so füllte sich die Anstalt bald und die alten bisher so stillen Räume hallten wieder von dem Lachen und den frischen Stimmen einer nicht geringen Anzahl junger Mädchen aller Altersklassen. Daß nur die Töchter der hohen Aristokratie Aufnahme fanden, war selbstverständlich.

Was in einem solchen Dressurhause für die Gesellschaft Alles gelehrt wird, weißt Du, geliebte und schöne Leserin, aus Erfahrung wahrscheinlich selbst. Solltest Du aber seltsamer Weise nicht das Unglück gehabt haben, in einem „noblen Institut“ verbildet worden zu sein, so wollen wir es Dir mittheilen. Man lehrte in dem Pensionat der Madame Raillerie Alles, was eigentlich ein junges Mädchen nicht zu wissen braucht und wonach neun Zehntel der Män-

verweilt bei einer Hausfrau, selbst der höchsten Kreise, nimmer fragt. Griechisch und Lateinisch war selbstverständlich, sogar hebräisch und die Sanskritsprache konnte gefordert werden; nicht zu gedenken des unvermeidlichen Englisch und Italienisch. Selbst die deutsche Sprache genoß die Ehre. Astronomie und Mathematik, Geschichte und Geographie, Naturgeschichte, von den Mammuths bis zu den Eingeweidewürmern und Infusorien; Literatur des vorsündfluthlichen und jüngstvergangenen und des jetzigen Geschlechts; Malerei, Plastik, Anatomie, Musik, — worin man es vorzugsweise im geist- und gefühllosen Abklappern möglichst schwieriger Beethoven'scher und anderer Meister Sonaten zur Vollendung zu bringen suchte, — Gesang, — natürlich nur italienische Bravourarien; — Tanz, Turnen, Schwimmen und Reiten, — Alles wurde im Institut der Madame de Raillerie gelehrt.

Daß Französisch die Umgangssprache war und auf Tact und Tournure ein hauptsächlichstes Gewicht gelegt wurde, bedarf eigentlich nicht erst der Erwähnung; ebensowenig, daß besonders um die Weihnachtszeit zahllose Stickerinnen und Tapisseriearbeiterinnen ein- und ausgingen, um für die jungen Damen schöne, große und auf's Sauberste gearbeitete Stickereien anzufertigen, die dann diese den lieben und hocherfreuten Eltern als „selbstgefertigte kunstvolle Cadeaux" mit nach Hause brachten.

Anjewsko, der treue Hüter des Fürstenpalastes, hatte sich mit den Dienern in die unzugänglichsten Gemächer zurückgezogen und ließ Madame und ihre Pensionairinnen schalten und walten, wie sie wollten, wobei ihn einzig der Gedanke tröstete, daß es wenigstens lauter Comtessen und hochadlige Fräuleins waren, die die Zimmer, Corridore, Hallen und Treppen mit ihrem Gelächter erfüllten. Nur mit starrer Strenge hielt er die Räume seines fürstlichen Herrn verschlossen und Niemand durfte diese betreten.

Seit einigen Monaten, nachdem das Institut schon in höchstem Flor excellirte, war die Zahl der Schülerinnen um die fast siebzehnjährige Gräfin Baleska W. vermehrt. War diese junge Dame, was Alter, körperliche Entwicklung und äußere Schönheit betrifft, unbestritten die vorgerückteste Pensionairin der ganzen Anstalt, so war sie in ihrer geistigen Ausbildung, einen außergewöhnlich scharfen natürlichen Verstand abgerechnet, hinter dem kleinsten Mädchen weit zurück. Dagegen aber trug sie als die waghalsigste kühnste Reiterin, als die Erfinderischste in tollen Pensionsstreichen und Possen, die selbst Madame nicht schonte, jederzeit den Sieg davon und beherrschte auf diese Weise binnen kurzer Zeit die ganze Anstalt. Mit ihrer Geburt schon mutterlose Waise, war ihr Vater, bei der Insurrection von 1830 betheiligt; als Flüchtling nach Paris gegangen, seine Güter confiscirt, er selbst wenige Jahre später, ein trauernder Ver-

kannter, im Exil gestorben. Ein weitläufiger Verwandter ihrer Mutter, Graf D., mit Mühe das mütterliche nicht unbedeutende Vermögen des jungen Kindes vor der Einziehung rettend, hatte sich ihrer in so weit angenommen, daß er ihr Vermögen verwaltete, sie selbst auf eins seiner Güter mit ihrer Amme schickte und sie dort dieser, Gott und der Natur überließ. Er selbst, ein hohes Staatsamt bekleidend, lebte stets um die Person des Großfürsten-Statthalters in Warschau.

Mit der Sorgfalt einer wirklichen Mutter sorgte Annuschka, die Amme, für das körperliche Gedeihen der kleinen Waise und sah ihre Mühe und Zärtlichkeit von dem herrlichsten Erfolg gekrönt. Baleska wurde ein schönes, wildes Kind, das sich auf's Roß schwang, mit den Buben und Töchtern der Frohnbauern sich herumbalgte und den Verwaltern und Aufsehern die tollsten Streiche spielte. Wie die Blume des Feldes wuchs sie auf, schön, wild und unbeschätzt. Beten und das Kreuz schlagen lehrte sie Annuschka, und des Verwalters Tochter brachte ihr, voll Liebe und Mitleid zu dem schönen Kinde, die ersten Anfänge des Lesens bei, d. h. so oft eben Baleska Zeit und Lust zum Stillsitzen hatte, was selten genug der Fall war. Als sie beinahe das sechszehnte Jahr erreicht hatte, wagte Annuschka dem Oheim-Vormund zu sagen, daß die Zeit der Firmung heran käme, was zur Folge hatte, daß der Graf befahl,

der Pfarrer sollte das Mädchen unterrichten und alsbald firmeln. Der Geistliche that was möglich war; Valeska leistete das Gleiche und die Firmung geschah. Nach diesem nahm der Graf das erwachsene, vollkommen entwickelte Mädchen nach Warschau, gab es der Madame de Raillerie zur schleunigsten Dressur, um es dann dem ersten besten, — bei der Jugend, Schönheit und dem nicht unbedeutenden Reichthum der Gräfin sicher nicht fehlenden, — standesgemäßen Bewerber als Gattin zu überliefern, und so der unwillkommnen Last des jungen Mädchens und der Verwaltung ihres Vermögens ledig zu werden. Graf D. selbst hatte nur einen Sohn, der augenblicklich im Auslande als Attaché einer Gesandtschaft lebte, und für den die Tochter des Gravirten keine Gattin sein konnte.

In dem Pensionat, wo sich die junge Gräfin in den tractirten Wissenschaften und Künsten von den kleinsten Mädchen überflügelt sah, legte sie sich in tief gekränktem Ehrgefühl mit einem Eifer und eiserner Ausdauer auf das Lernen, daß sie sich auch darin bald den Respekt ihrer Genossinnen erwarb. War sie in den freien Stunden die Führerin der Mädchenschaar, wenn es galt, Entdeckungsreisen in den weitläufigen Corridoren des Palastes zu machen, so verbot sie mit der gebietendsten Stimme den Pensionairinnen, jemals die gegebene Grenze zu überschreiten, als der alte Anjewski sie einst mit tiefer, tiefer Verbeugung flehentlich gebeten hatte, bezeichnete Räume

nicht zu betreten, und willig und ohne Widerspruch gehorchten ihr die Genossinen. Seit dieser Zeit besuchte das schöne, wilde Geschöpf oft den alten Castellan, und der eisgraue Leibeigene ließ sich in tiefster Demuth gefallen, wenn die Finger des schönen Herrenkindes ihm den langen Silberbart zupften. Ja sogar ging im Laufe der Zeit seine Verehrung und sein Vertrauen soweit, daß er der jungen Gräfin die Zimmer des Fürsten öffnete und zeigte. Eine Gunst, um die alle Genossinnen Valeska beneideten, aber vergeblich bei Anjewko um die gleiche baten, wie er denn auch schleunigst sich in seine Höhle zurückzog, sobald die andern Pensionairinnen sich ihm nähern wollten. —

Um diese Zeit hatte eine kleine Kunstreitertruppe auf dem A.=Platze ihre Bude aufgeschlagen, klein und ohne Pracht, aber mit erlesenem Geschmack decorirt. Wenig Pferde, wenig Leute; aber die Rosse edel und von vollendetster Dressur, die Künstler kühn, elegant und von vollkommenster Kunstfertigkeit, die Garderobe und Geschirre ohne vielen Wechsel, aber reich und von einer gewissen unbeschreiblichen Noblesse. Anfangs fast unbeachtet, erzählte bald der eine oder der andere der Cavaliere, den die Neugier oder der Zufall hineingeführt, in den Salons der Gesellschaft von der Reiterbude, von der Schönheit und Kühnheit des jungen, braunen Uszárdo, und dem wahrhaft vornehmen Anstand und der bewundernswürdigen Beherrschung der Rosse, in freier Dressur sowohl wie unterm Sattel

in den künstlichsten Schulgängen, des älteren Prinzipals, Sennor Juan's. Es währte nicht lange, so wagten einige Damen der hohen Aristocratie, die kleine Bude zu besuchen, und bald gehörte es zum guten Ton in der Gesellschaft, sich allabendlich in glänzendster Toilette vor der Barrière des Circus zu versammeln, wie denn überhaupt männliche Schönheit, gepaart mit Kraft und Kühnheit, nirgends bereitwilligere Anerkennung und Bewunderung findet, als bei den schönen, reizenden, üppigen Posinnen.

Madame de Raillerie, in Beobachtung des Tons und der Mode ihres Gleichen suchend, versäumte denn auch nicht, mit gerechtem Stolze jeden Abend eine reiche Gallerie weiblicher, entwickelter und werdender Schönheiten ihres Pensionats an die Lampen der Reiterbude zu führen, zu welchem gerechtfertigsten Stolze sich bald noch ein geheimes, egoistisches Interesse gesellte. Der schöne bronzene Götterknabe Uszárdo hatte nämlich auf das leicht empfängliche Herz der alternden, aber noch feurig empfindenden Französin einen heftigen Eindruck gemacht und sie zermarterte Nächte lang Geist und Gehirn, um einen Weg zu finden, wie sie sich, unbeschadet ihrer Würde als Vorsteherin eines Töchterpensionats, dem schönen Reiter nähern könne, oder richtiger gesagt, wie dies Vorhaben unentdeckt und in heimlicher Stille auszuführen sei. —

Zählte das Institut der Madame de Raillerie unter seinen Pensionairinnen viele schöne Gesichter und

Gestalten, so war, Valeska W., was Ausdruck des Gesichts und plastische Correktheit der üppigen Körperformen betrifft, unbedingt die Schönste.

Auch auf sie hatte der kühne braune Reiter einen tiefen, räthselhaften Eindruck gemacht und mit blitzendem Auge und fliegendem Athem folgte sie jeden Abend seiner Tour. Uebrigens konnte man auch nichts schöneres sehen, als diesen braunen Apoll. Zierliche, elegante Körperformen von kräftigster Muskulatur, schwarze brennende Augen vom intensivsten Feuer, frische, rothe Lippen, blendende Zähne, glänzend schwarzes Lockenhaar und Schnurrbart, — Uszárdo war schon gemacht, Herz und Sinne eines jungen feurigen Mädchens zu verwirren.

Die Besuche der Kunstreiterbude hatten das ganze Pensionat in Aufruhr gebracht; Pensionairinnen und Zofen sprachen nur von den Reitern, unter denen sich jede ihren Liebling auserwählt, ja selbst Madame vergaß zuweilen ihre Würde und ließ das verliebte kleine Ding, das man Herz nennt, mit dem Verstande davon gehen und stimmte mit ein in den Enthusiasmus der jungen Mädchen, in dem natürlich Uszárdo obenan stand. Nur Valeska schwieg jederzeit zu all' diesen Exclamationen und behauptete beharrlich, die Rosse interessirten sie weit mehr als die Reiter, und nur dieser wegen verlange sie jeden Abend in den Circus zu gehen.

Die Genossinnen verlachten sie natürlich und Ma-

dame bemerkte: „diese zwar sehr noble und einer hochgebornen Gräfin durchaus nicht unwürdige Passion müsse denn doch, wo die Erhabenheit menschlicher Schönheit, Kühnheit und Kraft so sehr dominire, wie bei diesen Reitern, etwas in den Hintergrund treten.“ Ach! was kümmerten Valeska die Rosse! Sie hatte nur Augen für den braunen schönen Mann, dem ihr Herz zugeflogen war mit der ganzen Gluth der ersten, zwischen heißer Sinnlichkeit und heil'ger, reiner Seelenwonne schwankender und getheilter Liebe. Aber scheu und sorgsam verbarg sie das süße Geheimniß. Nimmer nahm sie mehr Theil an dem muntern lärmenden Treiben der Pensionairinnen, aus dem Kinde war plötzlich, wie die Blume aus der Blüthe über Nacht, eine Jungfrau geworden.

Am liebsten saß sie bei Anjewko und erzählte dem staunend horchenden Greise von einem wilden Rosse, das dahinbrause wie der Sturmwind, und auf ihm ein Gott mit glühenden Augen und fliegenden Locken, und dieser Gott habe Valeska weh gethan, so weh! ach so weh! Und dann legte sie das glühende, wundervolle Gesicht auf des alten Mannes zitterndes Knie und weinte heiße Thränen. Anjewko verstand sie nicht und bemühte sich vergebens ihre Thränen zu trocknen. Aber wollte auch Valeska die Thränen gestillt wissen? O nein! Es that ihr so wohl, zu weinen und zu sprechen, zu erzählen von dem heißen Pochen ihres Busens. —

Es konnte nicht fehlen, daß Uszárdo unter der schönen Mädchenschaar, die jeden Abend die Vorstellungen besuchte, bald dies so hervorragende, üppige, schöne und in voller Blüthe stehende Kind Valeska bemerkte, ebensowenig, wie es seinen Augen entging, daß nur auf ihm und wieder und immer nur auf ihm ihre Blicke ruhten in leuchtender, verrätherischer Gluth. War es zu verwundern, wenn auch auf den schönen Knaben diese heißen, brennenden Sterne einen unverlöschlichen, wunderbaren Eindruck gemacht hatten? War es zu verwundern, wenn er kühn beschloß, dies liebeflehende Weib zu erobern. —

Am Ausgange der Bude drückte eines Abends ein altes braungelbes Weib der erschreckenden Valeska heimlich und von Allen unbemerkt ein Papier in die Hand. Schnell, unter heißem Erröthen, barg sie es im Busen, zitternd vor Wonne und scheuer Schaam zog sie es daheim auf ihrem Zimmer hervor und las die wenigen Worte in glühendem Entzücken. „Wer bist Du, schönes Mädchen? Darf Uszárdo Dich lieben und sehen?“ war Alles, was das Papier enthielt. —

Dergleichen alte Gebäude wie der Palast D. haben in der Regel eine Anzahl von Gängen, Treppen und geheimen Pförtchen, die gewiß oft der Besitzer selbst weder kennt, noch je betreten oder benutzt hat.

Valeska hatte bei ihren so häufig in jugendlichem Uebermuth und Forschungstrieb unternommenen Entdeckungsreisen durch den weiten Palast einen Gang

aufgefunden, zu dem man von der großen Treppenhalle aus nur auf zahllosen, den Unbekannten sicher tausendmal irreführenden Quergängen, Treppen und Treppchen gelangte, dessen eines Ende aber unmittelbar zu einem Pförtchen, das in die Straße ging, führte, während das andere plötzlich an einer Wand aufhörte. Mit dem ihr eignen Instinkt hatte sie bald herausgefunden, daß hier eine verborgene Thür vorhanden sein müsse, und tagelang beschäftigte sie sich in ihren Freistunden damit, den verdeckten Mechanismus zu finden. Endlich bemerkte sie eines Tages ein winziges Stückchen Glas, einem Bouteillenscherben gleich, den der Maurer vielleicht unbewußt unter den Mörtel, womit die Wand überzogen schien, gemischt hatte. Sie versuchte darauf zu drücken und zu ihrem Schrecken schob sich die Wand knarrend zur Seite, einen schmalen Durchgang freilassend. Durch den plötzlich entstandenen Zugwind war aber ihre Kerze verlöscht, und einen Augenblick stand das junge Mädchen doch etwas zitternd da. Aber Neugierde und jugendlicher Uebermuth siegten, und muthig drang sie im Finstern in den schmalen Eingang, mit den Händen an der Mauer tappend. Ein schwerer, weicher Stoff rauschte unter ihren ergreifenden Fingern, schob sich zurück und das matte Dämmerlicht verhüllter Fenster schlug ihr entgegen, — sie befand sich in den ihr wohlbekannten Zimmern des Fürsten, dem Hort Anjewko's. Jubelnd schlug sie in die Hände, sie war kindisch glücklich in

dem Gedanken, ein Geheimniß zu besitzen. Rasch brachte sie die Vorhänge wieder in Ordnung, die Feder der Thür spielte und das profane Auge sah nur die graue Wand. Stolz eilte Valeska davon. Aber, halt! wohin führt die kleine Pforte? Das mußte sie auch noch wissen, und kühn mußte dem alten Castellan das mächtige Schlüsselbund entwandt werden, was Valeska unschwer gelang. Mit Mühe wurden die rostigen Schlüssel durchprobirt. Endlich! Der paßte. Die Feder des seit Dezennien vielleicht nie geöffneten Schlosses versagte der zarten Mädchenhand fast, aber der jungen Gräfin Finger hatten nicht vergebens das Roß gelenkt und die Buben geprügelt, sie mußte dem kräftigen Druck nachgeben, und die Thür war auf. Durch einen kleinen Spalt lugte Valeska hinaus und erkannte, daß sie die E.=Straße vor sich habe. Hastig wurde die Pforte wieder verschlossen und geheim und vorsichtig Anjewko's Schlüsselbund an seine Stelle gebracht, nachdem vorher der Pfortenschlüssel von dessen Ringe entfernt war.

Valeska war überaus glücklich im Besitz dieses Geheimnisses, und mit großem Stolze erzählte sie den Pensionairinnen, „sie wisse etwas, was Niemand im ganzen, alten, großen Palaste wisse, selbst Anjewko nicht," aber auf weitere Auseinandersetzungen ließ sie sich trotz aller Bitten nicht ein, und die neugierigen, jungen Mädchen ergingen sich in den waghalsigsten Vermuthungen. Ach! Valeska, das große Kind, ahnte

damals noch nicht, welch süßes, unendliches Glück ihr diese Entdeckung vermitteln, welche tausend namenlose Wonnen ihr das Geheimniß bereiten würde. —

Die Gräfin las unter Schauern des Entzückens immer und immer wieder die wenigen Worte Uszárdo's. Ob er sie lieben dürfe, der Mann ihrer Sehnsucht? der unaufhörliche Gedanke ihres tosenden Busens? Ach, tausend und wieder tausendmal flüsterte ihre Seele: „Ja, ja! und immer ja!“ Aber sehen, sehen wollte er sie? Sah er sie denn nicht jeden Abend im Circus? O, wohl verstand sie ihn und in gleicher Gluth klopfte ihr Herz diesem Sehen entgegen. Aber wie? Ha! das Pförtchen! O selige, dreimal gepriesene Entdeckung! Hastig ergriff das bebende Mädchen die Feder, und bald stand in zitternden Zeilen auf dem Papier: „Heute Nacht um 11 Uhr im Palast D. an der Pforte in der E.-Straße. Valeska.“ — Du schüttelst das Köpfchen, das blonde, braune oder schwarze Lockenköpfchen, geliebte Leserin? Du zeihst Valeska unweiblicher Kühnheit, in tiefer Nacht den geliebten Mann zu empfangen, wenn Dein Herz in tugendhafter Empörung und schämiger Entrüstung nicht noch schlimmere Gedanken gegen sie hegt! Ah! Kind, hast Du auch schon geliebt? Ist es schon an Dich herangetreten das verzehrende, allgewaltige Gefühl heißer, glühender Liebe, das mit seinem Hauche umstürzt, niederreißt, überspringt, was sich ihm entgegenthürmt? Ist es, — so wirst Du das Köpfchen

erröthend senken und das namenlose Glück der eignen Brust noch einmal durchleben in der Erinnerung; ist es nicht? ah — so beklagen wir Dich! Sieh, draußen im Glanz der Sonne wird der kleine, leuchtende Käfer geboren, er liebt, und liebend stirbt und sterbend liebt er! Und dem reichen, großen Menschenherzen wollte man mit kalter Vernunft das Paradies der Liebe verschließen? Ah, laßt himmelhohe Mauern die Vernunft mit dem runzligen Gesicht und der verzerrenden Brille auf der erhabenen Nase um dies Paradies bauen, Eis und Schnee mit eifriger Hand in seinen Frühling tragen — der ewige Hauch der Liebe stürzt die Mauern und vor ihm zerfließen Eis und Schnee. —

Mit bebender Hand, hochklopfendem Busen und brennender Wange ließ Valeska am Abend das Papier in die Hand des wartenden Zigeunerweibes gleiten, das sich schleunigst damit entfernte.

„Nun, Mutter?" fragte hastig, mit unsichrer Stimme, in der kleinen Brettergarderobe die eintretende Mutter, Ujzárdo.

„Ah, mein Goldkind," entgegnete diese, „hat Kunganna nicht immer dem Sohne das Glück gebracht, seit sie ihn getränkt an ihren Brüsten?" Und sie reichte ihm das Papier, das er mit zitternder Hand empfing.

Als er es gelesen, leuchteten seine Augen und mit heftigem Schrei warf er sich in die Arme der braunen Mutter, die mit runzliger Hand, wie sänftigend, ihm

über die Locken, Stirn und Augen fuhr und murmelnd sagte: „Ah, Ruhe, Ruhe! die Kniee von Lurgauna's Sohn müssen fest sein wie der Stahl des Bogens und sicher sein Auge; denn Aluszko wiehert und stampft! Dann mag er die weiße Maid umarmen und sich freuen ihrer heißen Küsse!“

Ungeduldig stampfte Aluszko, Uszárdo's getigerter ungarischer Hengst, an der Faust des Stallknechts die Bahn; ungeduldiger noch und fieberischer pochte Valeska's Herz dem schönen geliebten Reiter entgegen. Da erschien er! Leuchtenden Auges und mit hoch erhobenem Haupt schritt er in die Bahn, stolz und flüchtig grüßte er das Publikum, aber ein heißer Blick des Dankes und der Freude traf die Geliebte, die bis unter die schwarzen Flechten erröthend tief in den Schooß das Köpfchen senkte. Hoch stand er auf des schnaubenden Renners Rücken, die herrlichen Glieder in seidenen, fleischfarbigen Tricot gehüllt, nur die Lenden mit goldgesticktem Röckchen gegürtet. Helm, Schwert und Schild reichte ihm der Diener, und dahin stürmte der losgelassene Hengst. Mit wundervoller Meisterschaft entwickelte der kühne, schöne Mann nun eine Reihe so edler, correkt plastischer Fechterstellungen, daß alle Damen und Herren des Publicums einig waren, so herrlich habe der braune Apoll noch niemals sich producirt, und Madame de Raillerie so collossale Liebes- und Sehnsuchtsseufzer ausstieß, daß die in ihrer nächsten Nähe sitzenden, jüngeren Pensionairinnen flü-

flernd einander in die Ohren zischelten und in die parfümirten Spitzentücher auffällig kicherten, was denn endlich Madame wieder zu sich selbst brachte. War übrigens Uszárdo's heute sich selbst übertreffende Kühnheit zu verwundern? Ruhte nicht das Auge der Liebe mit feuchtem Glanz und fliegendem Athem auf ihm und jeder seiner Bewegungen?

Auf den Schild schlug der braune Kämpfer, und der Gegner erschien. — Ah, Schlag auf Schlag, — ein heißer Kampf! Da trifft ihn die Klinge des Gegners, — er sinkt! Aber krampfhaft hält er Schwert und Schild und mit dem brechenden Auge die Geliebte suchend, bettet er den lang ausgestreckten, wunderherrlichen Leib auf jenem und schnaubend trägt der Renner den sterbenden Fechter aus der Bahn! — Eine kurze Pause des Aufathmens, — dann brach der lang verhaltene Beifall des Publikums in verdoppeltem Maaße los und jubelnd forderte die Menge Uszárdo. Er erschien, und sich leicht gegen das Beifall rufende Publikum verneigend, ruhte sein blitzendes Auge wie fragend auf der jungen Gräfin, die langsam den weißen Finger an die bebende Lippe führte und dann wieder eben so langsam sinken ließ. Wohl verstand Uszárdo die süße Pantomime und sich tief verneigend schritt er aus dem Circus. —

Um 11 Uhr klopfte Uszárdo mit leisem Finger an das Pförtchen, wo ihn Valeska schon lange in athemloser Spannung erwartete. Die kleine Thür

öffnete sich, eine bebende, zarte Hand umklammerte seine Finger und zog ihn in den finstern Gang. Ein einziger heißer, glühender Kuß, und leicht und lautlos schritt der schöne Knabe an der zitternden Hand der Geliebten den schützenden, verschwiegenen Zimmern zu. —

Verlange nicht, geliebter Leser und schöne Leserin, Dir die Liebe Valeska's und des braunen Reiters zu beschreiben; wer vermöchte mit schwarzer, tonloser Tinte diesen hellen, glänzenden Zaubertaumel zu malen! Nur so viel wollen wir erwähnen, daß, während Madame de Raillerie sich unten im Parterrestock Nacht für Nacht schlaflos auf ihrem Lager wälzte und ihr Embonpoint vor Herzensweh und ungestillter Sehnsucht zusehends schwand, oben in des Fürsten Zimmern Valeska Nacht für Nacht in seligen sinnverwirrenden Träumen und jauchzender Lust die heißen Küsse des Geliebten trank. Träumerisch, aber mit glänzenden Augen und hochklopfendem Herzen, in der Seele den höchsten Jubel unnennbarer Lust, wandelte sie am Tage unter den Genossinen umher, und mit dem seligsten Lächeln auf den rosigen, halbgeöffneten Lippen schüttelte sie lächelnd das schöne, stolzerhobene Haupt, wenn diese sie zu den alten, gewohnten Scherzen riefen. Was kümmerten die liebende, beglückte Valeska die Scherze dieser Kinder. — Die erste Liebe ist der wahre Mai in des Weibes Leben, mag er nun früh kommen oder spät; sein Glück, seine Wonnen bleiben sich immer gleich, und beklagenswerth und unsers tiefsten Mit=

leids würdig ist das Weib allein, das ungeliebt und unbegehrt dahinwelkt.

Darum, geliebte Leserin, klügle nicht in starrer Tugend, wenn der Mai zu Dir kommt mit seinen tausend Blüthen; auf jede zertretene und an kalter Vernunft erstickte Blüthe fallen nachher Millionen heißer Thränen des brennenden Weh's, wenn der Winter Dir den Schnee in die Locken streut und das todte Herz sich vergebens nach seinem Frühlingsmai banget und sehnt. Was auch später Dein Schicksal sein mag, wie traurig und finster sich auch die düstern Wetterwolken am Horizont Deines Lebens thürmen mögen, — leichter wirst Du Alles tragen, kannst Du mit der Erinnerung an einen Blüthenmai Deines Herzens die trauernde, trübe Seele in den Schlaf lullen. —

Der Sohn des Grafen D., der jetzt als wirklicher Legationsrath und Gesandtschaftssecretair bei der kaiserlichen Gesandtschaft am Hofe des Bürgerkönigs fungirte, erhielt eines Tages von seinem Herrn Vater einen Brief, dessen Schluß nach einem langen geschäftlichen Eingang folgendermaaßen lautete:

„Schließlich habe ich noch einen außergeschäftlichen, etwas delicaten Auftrag für Dich, den ich indessen mit der gewohnten diplomatischen Feinheit von Dir ausgeführt wünsche. Gräfin Valeska M., meine Mündel und, wie ich vermuthe, auch so etwas Nichte von mir, — sie nennt mich wenigstens Oheim, —

hat den albernen Streich begangen, sich mit einem Kunstreiter, — übrigens der schönste Zigeunerbube, den ich je gesehen, — in ein Verhältniß einzulassen, dessen Folgen schon zu Tage getreten sind. Die Gräfin war hier in dem Pensionat einer verrückten alten Französin, die ihre Wirthschaft in dem Palast D. treibt. Beiläufig bemerkt, müssen Fürst Casimir's Verbindlichkeiten gegen diese Schachtel ganz eigner Art gewesen sein, oder besser, sein, daß er ihr den Palast zu solchem Zweck überlassen hat. Die kleinen Mädchen der Pension, vom siebenten bis zum vierzehnten Jahr vertreten, unterhielten sich schon stark von den interessanten Verhältnissen ihrer Genossin, was sehr für ihren Scharfblick spricht, als endlich die würdige Vorsteherin, Madame de Raillerie nennt sie sich, die Affaire ebenfalls entdeckte, und jammernd und wehklagend über den ruinirten Ruf ihrer Anstalt zu mir kam. Nachdem ich mit Mühe die Närrin beseitigt, ließ ich sofort Valeska holen. Du kennst Deine Cousine oder kennst Du sie nicht? Ich weiß wirklich nicht! — Nun gleich viel! Also Deine Cousine, eine wunderschöne, üppige Persönlichkeit, noch interessanter in ihren diskreten Verhältnissen, erschien mit der Miene einer Königin in meinem Cabinet und antwortete stolz, als ich sie fragte: „Aber um Alles in der Welt, Kind, woran haben Sie gedacht?" — „An — ich habe den Namen des Zigeuners vergessen, — Liebe!"

„Aber die Folgen, beste Valeska?" fragte ich

weiter. „Was kümmern mich die Folgen," erwiderte sie verächtlich, „wo ich liebe!"

„Aber Sie können doch unmöglich daran denken, den Kunstreiter zu heirathen?" Ich mußte unwillkührlich lächeln als sie mit blitzenden Augen antwortete: „Und warum nicht, Oheim?" setzte ihr aber kurz auseinander, daß das denn doch unmöglich sei und wir auf eine andere, diese Angelegenheit möglichst, tödtende schnelle Verbindung denken müßten. „Gut, Oheim," sagte sie, „suchen Sie einen Mann, der mich heirathet, denn ich verlange nimmer von Uszárdo, — — jetzt fällt mir der Name ein, — daß er mir seine Freiheit opfert. Seine Liebe hat mich glücklich gemacht, — die Zukunft ist mir gleichgültig. Aber sagen Sie dem zukünftigen Gatten Valeska's, der sich herbeiläßt, ihr Vermögen zu heirathen, daß Uszárdo und meinem Kinde meine Liebe und mein Leben gehört!" — Und damit verließ sie mit stolzem Neigen des wirklich imposanten Hauptes das Cabinet und fuhr hinaus nach K., um sich von Annuschka, ihrer alten Amme, ferner bedienen und pflegen zu lassen und ihre Niederkunft abzuwarten. Daß die Reiterbande auf meinen Befehl sofort Warschau und das Königreich verlassen mußte, ist selbstverständlich. Der Polizeimeister, der mir über die Ausführung meiner Anordnung rapportirte, versicherte mir übrigens, daß der alte Prinzipal der Bande auf seinen ihm aus Neugier selbst überbrachten, wohl nicht sehr artigen Ausweisungsbefehl mit einer so

vornehm stolzen Verbeugung geantwortet habe, daß er in plötzlicher Verlegenheit unwillkührlich die Hand an die Dienstmütze gelegt habe. Dabei fällt mir ein, daß das tolle Mädchen, Waleska, auch faselte, der Zigeuner sei ein Fürst und — aber was weiß ich? Das Merkwürdigste bei dieser ganzen Sache ist indessen, daß gleich nach der Geburt das Kind, ein Mädchen, spurlos verschwand, und obgleich ich, selbst neugierig, den Sprößling eines Zigeunerfürsten und einer polnischen Gräfin zu sehen, die Polizei in Bewegung setzte, war und blieb das Kind verschwunden. Waleska natürlich tobte und raste wie die Löwin, der man ihr Junges geraubt, und ich mußte sie erst mit meinem Ehrenwort versichern, daß ich der Beseitigung des Kindes vollkommen fremd sei. Das ist die Geschichte, die ich Dir bloß ihres pikanten Humors halber so ausführlich mitgetheilt habe. Mein oben bemerkter Auftrag geht nun aber dahin: dort schleunigst einen standesgemäßen Gatten für die Gräfin zu finden, damit ich ihrer je eher je lieber los werde. Ihr Vermögen, ungefähr 400,000 Gulden, eher mehr als weniger, ich weiß es augenblicklich nicht genau und Adam ist nicht gegenwärtig, — Du kannst es ja unentschieden lassen! aber auf die Auszahlung sofort nach der Trauungsceremonie Gewicht legen, — ist in Staatspapieren angelegt und wird wohl irgend einen verlumpten Exilirten, deren es ja dort leider genug giebt, anziehen, ungerechnet des schönen Mädchens als Zugabe. Hat

sich ein Bewerber gefunden, so setze ihm aber an Zeit, damit er mir vielleicht später, wenn das Geld verschwunden, keine Geschichten macht, denn Valeska's folgenschweres Abenteuer findet sicher sein Echo in Paris. Sobald Du schreibst, sende ich die Gräfin, der Du dort wohl Zimmer einrichten läßt, — durch Adam, meinen vertrauten Secretair, nach Paris, und das Pärchen mag sich schleunigst trauen lassen, wobei Adam als mein Bevollmächtigter fungiren wird.“ — —

Der Gesandtschaftssecretair respondirte auf dies Schreiben des gräflichen Vaters alsbald: daß sich in der Person des Grafen Z. ein Bewerber gefunden habe, der, von *Allem* unterrichtet, sofort bereit sei, Valeska, oder besser gesagt, ihre 400,000 Gulden zu heirathen. Der Graf sei vom besten Adel, auch in der Gesellschaft außerordentlich accreditirt; man raune sich zwar in gewissen Kreisen ziemlich deutlich in die Ohren, der Graf corrigire seine zerrütteten Vermögensverhältnisse am grünen Tisch, oder deutlicher, er lebe einzig und allein vom jeu, aber das arrivire hundert andern eben so guten Edelleuten, und sei hier nun schon gar nicht von Belang. Adam möge also immerhin die interessante Cousine, auf deren Bekanntschaft er, Graf D., außerordentlich neugierig sei, zum Traualtar nach der Notre dame geleiten. —

Graf Z. war ein Edelmann vom exquisitesten aristocratischen Tic, und in jüngeren Jahren, wie die meisten polnischen Edlen, ein bildschöner Mann ge-

wesen. Jetzt aber waren seine Züge schlaff und verlebt, und die Leidenschaften hatten mit starker Hand unbarmherzig in seinem Gesicht ihre Furchen gezogen. Trotzdem war das Paar, das so eben den Altar der Notre-Dame-Kirche verlassen, nach den Begriffen der großen Welt so ungleich nicht, da wir dort leider gewohnt sind, täglich Jugend und Schönheit an Alter und Laster gekettet zu sehen.

Der edle Graf bezahlte mit dem Vermögen seiner nunmehrigen Gemahlin, Gräfin Valeska W., einen Theil seiner drängendsten Schulden und richtete, seinem Credite dadurch wieder neue Quellen eröffnend, auf der Rivolistraße eine elegante Etage ein. Seine Salons waren täglich von der eleganten Männerwelt der guten Gesellschaft und den nicht minder eleganten Damen der demi monde erfüllt, deren Börsen an der Bank des Grafen, die der Brave bereitwilligst jederzeit zur Unterhaltung seiner Gäste hielt, stets willkommen waren. Der Graf war ein Tyrann gegen seine Gemahlin, und mit wahrer Engelsgeduld ertrug Valeska die unwürdige Behandlung. Nur durfte er nie wagen ihr mit Beweisen seiner Zärtlichkeiten zu nahen; ebensowenig wie sie duldete, daß er Uszárdo's Namen nannte. Einmal hatte er es gethan; — nach der Zeit nie wieder.

Der alte Graf D. hatte ganz richtig prophezeit, das Abenteuer Valeska's in Warschau hatte bald seinen Weg nach Paris gefunden, und die Beaux gläub-

ten demnach bei der schönen Gräfin Z. leichtes Spiel zu haben. Wie sehr aber täuschten sie sich. Mit welcher vollendeten Anmuth und Welt Valeska auch die Honneurs ihrer Salons machte, mit welcher Höflichkeit sie auch die Gäste ihres Gemahls, — denn ihre konnte man solche unmöglich nennen! — empfing, mit so kalter Verachtung wies sie die Bewerbungen und Adorationen der Elegants der Aristocratie und Finanzwelt zurück; obwohl, wie das ja denn einmal so üblicher Brauch ist, mancher der jungen Börsenritter, — der echte Edelmann wird es zwar nie thun! — zweideutig lächelte, wenn von der Kälte und starren Sprödigkeit der Gräfin Z. in seinen Zirkeln die Rede war.

Einige Jahre trieb der Graf, gestützt auf den Credit, den ihm das zwar schon längst verschwundene Vermögen seiner Gemahlin, das natürlich durch das Gerücht bedeutend vergrößert war, bisher noch gewährt hatte, diese haltlose Scheinnoblesse und bodenlose Existenz fort; dann, durch einige unglückliche Abende an der Bank vollkommen ruinirt, raffte er die Trümmer zusammen und verließ still und eiligst Frankreich. So tief gesunken der Graf Z. auch war, so konnte man ihm doch nie und nimmer den Vorwurf machen, daß er — — — corriger la fortune! — —

Die Saison auf Helgoland war im Jahre 184.

besonders lebhaft und reich und die Aristocratie aller europäischen Zungen vertreten.

Wenn auch im Conversationshause Spielzimmer in Menge vorhanden sind, so findet man doch eine eigentliche stete Bank nicht; obgleich sich immer Glücksritter genug dort aufhalten, die mit Vergnügen bereit sind, einen grünen Tisch zu arrangiren.

In diesem Sommer nun hatte Graf Z., ein Pole von höchst zweideutigem Charakter, aber vollkommenstem Air der Gesellschaft, unser Bekannter, im Hof von England einen Spielsalon eröffnet, der durch die Gegenwart der zwar etwas kalten und stolzen, aber wunderschönen Gemahlin des Grafen noch an Interesse gewann. Bald fanden sich auch einige pariser Cavaliere, die den Grafen und seine Verhältnisse genau kannten, das Abenteuer seiner Gemahlin schleunigst erzählten und selbstverständlich den Spielsaal dadurch noch besuchter und die Gräfin umlagerter machten. Daß ausschließlich nur die Männerwelt in den gräflichen Salons verkehrte, ist natürlich.

Seit einigen Abenden hatte ein erst kürzlich angekommener westpreußischer Baron von E., der mit seinem Kammerdiener und einem riesigen Lakai unten in der „british Queen“ wohnte, die Gesellschaften des Grafen Z. besucht.

Der Baron von E. war ein kleiner, etwas verwachsener, überdem von der Gicht gekrümmter Mann in den hohen sechziger Jahren, mit interessantem geist-

vollen Gesicht und an Witz und Sarkasmus ein Scarron. Ohne am Spiel Theil zu nehmen, hatte er von vornherein der Gräfin, auf die ihn das auch ihm bekannt gewordene abenteuerliche Gerücht neugierig gemacht, seine achtungsvollsten Aufmerksamkeiten erzeigt, und seine liebenswürdige Art, sein muntrer Witz und seine stets treffenden Bemerkungen blieben denn auch bei der sonst so kalten und stolz verschlossenen Valeska nicht ohne Eindruck. Bald hörte sie ihm gern zu und erwartete mit Sehnsucht sein Kommen.

Eines Abends waren die Räume des Grafen Z. besonders gefüllt und der Graf, da die Bank brillante Geschäfte machte, in bester Laune. In dem kleinen als Boudoir der Gräfin eingerichteten Gemach, vom Spielsaal noch durch ein Zimmer getrennt, hatten sich um Valeska mehrere Herren versammelt, die der kleine Baron E. durch seinen sprühenden Witz und seine satyrische Laune auf's Geistreichste unterhielt. Plötzlich trat ein junger Mann mit hastigen Schritten in das kleine Cabinet und flüsterte einem andern Herren eilige Worte in's Ohr. Dieser reichte ihm schweigend die Börse.

„Die Bank scheint heute Abend im Glück zu sein," bemerkte der kleine Baron.

„Fabelhaft!" sagte ein eben herzugetretener alter Oberst aus Hr., „wir sind alle total gefegt, nur Lord B., Fürst L. und der mecklenburg'sche Wettrenner halten noch aus."

„Ja, was rathen Sie, meine Herren, da wäre es ja wohl jetzt an der Zeit, daß Jemand sein Glück versuchte, der sonst nie spielt? Man sagt immer, Neulinge gewönnen, sobald die Bank prosperirt?" fragte scherzend Baron E.

„Versuchen Sie's, bester Baron!" rief der alte Oberst, „Teufel! — Pardon, gnädigste Gräfin — ich bin verdammt neugierig."

Der Baron schlug leise in die gekrümmten Hände. Der baumstarke Lakai erschien, dem er einige Worte zuraunte, worauf dieser verschwand und nach kurzer Zeit mit einem Portfeuille zurückkehrte.

„Ah, die Truppen sind da!" grunzte der Oberst seinem Nachbar in's Ohr; „es wird ein Hauptspaß, wenn dieser kleine Pavian uns rächt."

„Soll ich einen kleinen Strauß mit dem Grafen wagen, gnädigste Gräfin?" wandte sich der Baron zu Waleska.

„Immerhin, Baron, aber wozu die Thorheit?" erwiderte diese.

„Ah, lassen Sie mich einmal thöricht sein! Wir haben heute St. Vitus und da gedeiht die Narrheit selbst beim Alter. Welche Karte würden Sie wählen?"

„Nun gut," versetzte die Gräfin, „ich will Ihnen gestatten, viermal zu pointiren, dreimal die Zehn und einmal die Dame. Aber dafür haben Sie die Verpflichtung, morgen schon am Vormittag auf dem Belvedere mein Cavalier zu sein," setzte sie hei-

ter hinzu, dem kleinen Greis die Hand zum Kuß reichend.

„Ah, Gnädigste, ich nehme Sie beim Wort!"

„Gewiß, Baron, Ihre Gesellschaft ist mir wohlthuend. Gute Nacht, meine Herren!"

Die Gräfin neigte leicht das Haupt gegen die tiefen Verbeugungen der Herren und verschwand.

Drinnen im Spielsaal wollte so eben Graf Z. die Bank schließen, da auch die drei letzten Pointeurs, ihres fortwährenden Unglücks müde, aufgehört hatten zu setzen, als der Lakai den Fauteuil des Baron E. an den Tisch schob.

„Nun, bester Graf," redete dieser den die Cassette schließenden Banquier scherzend an, sein Portefeuille auf die grüne Tafel schiebend; „hier sind 50,000 Thaler, wollen wir noch eine Taille machen?"

„Ei, Baron, welcher Einfall? Sie am grünen Tische? Gewiß stehe ich zu Befehl." Und die Cassette öffnend, zog er den Umschlag von einem Spiel.

„Also, Baron, wenn's beliebt, welche Karte?"

„Nun," sagte dieser, ein Buch nehmend, „sagen wir 10,000 für die dix!"

Der Graf zog ab. Die Zehn fiel rechts.

„Was sagte ich, meine Herren?" scherzte der Baron, „die Neulinge haben Glück. Darum vorwärts, aut Caesar, aut nihil! Sagen wir einmal va banque auf die Zehn!"

„Unerhört!" murmelten die Umstehenden, „nach

dem vierten Abzug va banque? Der Graf wird um ein Bedeutendes reicher zu Bett gehen."

Graf Z., seines Sieges jetzt ganz gewiß, schlug.

„Deux et neuf — sept et quatre — l'as et madame — roi et — — dix!" murmelte der Banquier bleich werdend.

Der Baron zog mit den zitternden gekrümmten Fingern die Banknoten und Goldrollen an sich.

„Ihre Börsen, meine Herren!" flüsterte der Graf zu den umstehenden Herren. Eine Anzahl mehr oder minder gefüllter Börsen lagen alsbald vor ihm.

„Ah, ich stehe gern zu Diensten, bester Graf," sagte der Baron; „Inhalt für Inhalt, zählen wir nachher."

Die zusehenden Cavaliere sahen stumm auf dies Schauspiel. Der Graf riß mit zitternder Hand die Schaale von einem neuen Spiel und melirte; der alte Oberst coupirte.

„Welche Karte?" fragte der Graf, der das Buch des Barons schon nicht mehr sah; es flimmerte ihm vor den Augen; verlor er, so war er ein Bettler, unfähig auch nur einen Louisd'or weiter zu legen.

„Ah, gewiß die Zehn," antwortete Baron E.

Der Graf zog ab — die zweite Karte war die Zehn!

„Ein Bettler! ein Bettler!" schrie der Graf mit tonloser Stimme, in den Sessel sinkend.

Die Herren waren stumm und sahen bald auf den

Grafen, bald auf den Baron. Es war ihnen Allen nichts Neues, dergleichen Scenen zu sehen; aber auch Alle kannten des Grafen Verhältnisse und wußten, daß er sich dem Nichts, dem reinen todten Nichts in diesem Augenblick gegenüber befand.

„Ah, mein lieber Graf, wie kann man sich einen Bettler nennen, wenn man im Besitz einer so schönen und liebenswürdigen Frau ist?“ scherzte mit eisigem Hohn der Baron. „Haben Sie Lust, — Sie setzen Ihre Gemahlin, ich mein Gold!“ Und er warf zu den Gold- und Papierhaufen noch sein gefülltes Portefeuille. Mit glasigen Augen stierte der Graf auf den Baron und den Geldhaufen. Was war ihm Valeska in diesem Augenblick, was war sie ihm je gewesen? Aber dennoch — — ! er fuhr mit der Hand über die eiskalte Stirn und griff zur Karte.

„Machen wir das Spiel noch etwas erregender, bester Graf,“ sprach Baron E.; „sagen wir gerade die Coeurdame.“

Alle sahen erstaunt auf den kleinen Greis; so mußte er verlieren. Ah, gewiß, er wollte auch verlieren. Der Graf schöpfte neue Hoffnung und begann zu schlagen.

„Sept et cinq — — — — immer noch nicht!“ murmelte er und seine Hände bebten convulsivisch. Die Taille war beinahe zu Ende, nur noch vier Karten. Unwillkührlich hielt er einen Moment an. Jetzt!

für es — — Madame!" Die Zehn gewann, gewann jetzt und die Dame verlor! — —

Der alte Oberst ließ ein „Kreuzmillionendonnerwetter" unter der bärtigen Lippe herausfahren und spritzte dem ohnmächtigen Grafen Massen von Wasser in's Gesicht. Als dieser sich erholt hatte, sagte der kleine Baron ernst, fast feierlich: „Meine Herren, Sie sind Zeuge gewesen, wie der Graf Z. an mich, den Baron Eckart von E., seine Gemahlin, die Gräfin Valeska Z. verspielt hat, und wie ich dieselbe in ehrlichem Spiel gewonnen habe. Stimmen Sie mir als Cavaliere und Ehrenmänner bei, wenn ich behaupte, daß der Graf Z. nie, unter keinerlei Vorwand das Recht hat, seine Gemahlin zurückzufordern, sobald es dieser beliebt, entweder mir zu folgen, oder anderweite Dispositionen zu treffen?"

„Niemals als Mann von Ehre, soll mich der Teufel holen!" gab der Oberst zur Antwort, und alle Anwesenden stimmten bei.

„Herr Graf von Z.," fuhr der Greis mit eisiger Kälte fort, „würde es Ihnen belieben, die Frau Gräfin von dem Vorgefallnen in Kenntniß zu setzen? Aber ich muß darauf bestehen, so seltsam und unedelmännisch das auch erscheinen mag: sofort und in Gegenwart dieser Herren."

„Sie wollen mich beleidigen, Baron!" fuhr der Graf auf.

„Wenn Sie das glauben, so steh ich trotz meiner

Sicht zu Diensten; aber bestehe nichtsdestoweniger auf meiner Forderung."

„Der Baron kann es verlangen! Er hat das Recht dazu! Es liegt keine Beleidigung vor!" mischten sich die andern Herren ein, die den kleinen Baron nicht begriffen und neugierig und gespannt auf das Ende dieses Drama's waren.

Der Graf erhob sich und erschien nach kurzer Zeit mit der Gräfin wieder im Salon. Waleska sah sich fragend um und ihre Augen hafteten auf dem Baron. Die Herren standen schweigend und verlegen da.

„Was soll dies?" fragte endlich stolz die Gräfin.

„Ich muß darauf dringen, daß Sie reden, Herr Graf!" sagte scharf der Baron.

„Was ist, Graf von Z.?" wiederholte die Gräfin, „ich will es jetzt wissen!"

„Der Baron hat Sie im Spiel gewonnen!" murmelte der Graf.

Waleska richtete die Augen einen Augenblick auf den Baron, der mit feierlich ernstem Gesicht ihren Blick aushielt.

„Mich verspielt?" sagte sie dann mit eisiger Ruhe und der verächtlichsten Kälte im Ton; „mich verspielt? und der Baron von E. mich gewonnen? Bestätigen Sie es, meine Herren?"

Die Herren verneigten sich stumm.

„Ich danke Ihnen, Graf Z.," fuhr sie mit kaltem

Hohn [illegible] und wandte sich zum Baron von E., ihre Augen groß und fragend auf ihn richtend.

„Gräfin von Z.," begann dieser, sie mit den kleinen klugen Augen zärtlich und liebevoll anblickend, mit weicher Stimme, „der Baron E. hat die Ehre zu fragen, wohin die gnädige Gräfin Ihre Reise richten wird? Sein Vermögen steht zu Ihrem Befehl."

„Sie haben mich gewonnen, Baron von E.? Wiederholen Sie es mir!"

„Es ist so, gnädige Gräfin!"

„Gut, so geben Sie Befehl, daß man für die Baronin von E. zur selben Stunde die Zimmer in Ihrem Hôtel herrichte; die Gräfin von Z. ist nicht mehr!" Die schöne, blasse Gestalt verneigte sich stolz gegen die Herren und verschwand.

„Graf von Z.," sagte der Baron, „ich habe die Gräfin von Z. in ehrlichem Spiel gewonnen; wollen Sie mir auch deren Trousseau verkaufen? Hier die Valuta." Und die gekrümmten Finger schoben achtlos Portefeuille, Banknoten, Börsen und Gold dem Grafen zu. Dann winkte er dem riesigen Lakai, der den Greis wie ein Kind in die Arme nahm.

„Gute Nacht, Messieurs!" rief er den Herren zu; „wir sind alle Edelleute! — Sie verstehen mich. Gute Nacht!"

„Gewiß!" antworteten die Herren und verließen ebenfalls die Salons.

Mit flammenden Augen raffte der Graf die Gold-

haufen zusammen. „70,000 Thaler!“ murmelte er; „was kümmert mich die Gräfin! Ich bin wieder reich für Monate; fort, nach Paris!“ —

Am nächsten Morgen ließ sich der Baron von E. bei der Gräfin melden.

„Valeska!“ sagte er, nachdem er ehrerbietig ihre Hand an seine dünnen Lippen gezogen hatte, mit sanfter Stimme: „Valeska, glauben Sie an Gott?“

„Was soll die Frage?“ versetzte diese kalt.

„Ich wiederhole: glauben Sie an Gott?“

„Ich habe geliebt, Baron, heiß, innig, glücklich! Und wer liebt, glaubt an Gott. Ich habe den Geliebten verloren und mein und sein Kind, nachdem ich es kaum gesehen; nicht durch den Tod, — das hätte mich traurig gemacht, aber nicht rasend, wie ich es war; — man hat es mir geraubt! Wer? Ich weiß es nicht! — — Ich habe den Schmerz kennen gelernt, den tiefen unvertilgbaren Schmerz, und wer den Schmerz kennt, der glaubt an Gott.“

„Wahr, wahr! Gräfin! Glauben Sie aber auch, daß es nicht der Zufall war, sondern die Hand des allmächtigen Gottes, die gestern die Karte warf? O, Valeska!“ fuhr er fast extatisch fort, „nimmer hat der krüppelhafte Greis bisher an Gott geglaubt; nimmer das selige Gefühl der Liebe kennen gelernt; nicht gefühlt den heißen Kuß eines geliebten Weibes, nicht gelauscht dem ersten Stammeln eines Kindes, seines Kindes! Verachtet, verspottet seiner armen Ge=

stalt halber, gehörte ihm nur der bittre Spott, der kalte, tödtende Hohn. Willst Du nun des verlachten Greises eigen sein? Seine Geliebte, seine Gattin, sein Kind? Willst Du, willst Du?" und er preßte heftig in den zitternden Händen die Finger der Gräfin.

Aus Valeska's Gesicht war jede Kälte geschwunden; milde und warm ruhten ihre Augen auf dem beklagenswerthen Krüppel und einen Kuß auf seine Stirn hauchend sagte sie ernst und feierlich: „Valeska will!"

Der Baron schrie laut auf. — Dann sank er überwältigt von wonniger Freude in den Fauteuil zurück.

Eine lange lange Pause des Schweigens.

„Und hat Valeska nimmer nach Kind und Geliebten geforscht?" fragte endlich leise der Greis.

„Unmöglich!" gab sie zur Antwort.

„So wird es die Aufgabe meines Lebensabends sein, Beide zu suchen!"

„Dank, Dank!" flüsterte die Gräfin.

Der Baron von E. bewohnte in E., dieser im Garten Westpreußens gelegenen reichen und ansehnlichen Handelsstadt, ein großes, prachtvolles Haus in der W. Vorstadt. Von großem Reichthum, war seine Wohnung mit dem erdenklichsten Luxus ausgestattet, und seine Gemäldesammlung und der Rosenflor seiner Gärten weit und breit berühmt; wie denn auch der Baron selbst seines liebenswürdigen Charakters wegen

nicht minder, wie seiner scharfen Zunge und seiner beißenden, jederzeit treffenden Satyre halber die allgemeinste Achtung, — auch Furcht unterweilen, — genoß.

Hierhin trug der elegante und mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgestattete Reisewagen des Barons ihn und die Gräfin, und die Herzensgüte und Liebenswürdigkeit Valeska's schuf dem Greis am Abend seines Lebens einen Frühling. Seine Dankbarkeit war ohne Grenzen und Himmel und Erde setzte er in Bewegung, eine Spur des geraubten Kindes zu finden, aber stets vergebens. Das allzeit fertige Gerücht hatte auch hier bald verrathen, der Baron habe sich seine Gemahlin für eine enorme Summe gekauft, was natürlich die guten C..er schaudernd vernahmen, trotzdem aber sich bemühten, die schöne und stolze Baronin in ihre Kreise zu ziehen. Aber Valeska wies kühl jede Annäherung zurück, ihr genügte die väterliche Zärtlichkeit und der geistvolle Umgang des Barons vollkommen. Barg sie überdem nicht in ihrem Herzen die Erinnerung, die süße, nimmer verlöschliche Erinnerung des blüthenduftigen Liebesfrühlings? — —

Ende des ersten Theiles.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Ferner:

Romane von Gustav Aimard.

I. Serie.

		Thlr.	Ngr.
1.	Die Trapper von Arkansas. 3 Bde.	1.	15.
2.	Die Grenzstreifer. 3 Bde.	1.	15.
3.	Die freien Schützen. 3 Bde.	1.	15.
4.	Treuherz. 3 Bde.	1.	15.

II. Serie.

1.	Antinahuel, der Aucashäuptling. 6 Bde.	3.	—
2.	Der Fährtensucher. 3 Bde.	1.	15
3.	Die Prairie-Piraten. 3 Bde.	1.	15.
4.	Das Lynch-Gesetz. 3 Bde.	1.	15.
5.	Der Wüstenzug. 3 Bde.	1.	15.
6.	Das Goldfieber. 2 Bde.	1.	10.
7.	Curumilla. 2 Bde.	1.	10.

III. Serie.

1.	Freikugel. 3 Bde.	1.	15.
2.	Der Späher. 4 Bde.	2.	—

NB. Die Nummern bezeichnen die Reihenfolge, in welcher jede Serie gelesen werden muß.

Ismaël.

Zweiter Theil.

Ismaël.

Gaukler-Roman

von

C. Spielmann.

„Ich habe durchzogen so manches Land."
Altes Volkslied.

Zweiter Theil.
(Opus II.)

Leipzig.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1862.

EN

V.

Wir verließen unsern Helden bei seiner schleunigen Abreise von Szb., und finden ihn als Mitglied des Hoftheaters einer kleinen norddeutschen Residenz wieder.

Nachdem er auf seiner Wanderung die erfreuliche Bekanntschaft eines sogenannten Collectenreisers gemacht, — einer Species künstlerischer Individuen, die nur dann ein Engagement bei einer Bühne suchen, wenn die Sohlen ihrer Stiefel jeglichen Dienst versagen, im Uebrigen aber von Ort zu Ort ziehend, überall, wo ein Theaterzettel an den Ecken klebt, von den Schauspielern unter dem Namen „Collecte für einen hülfsbedürftigen Collegen" ihr Viaticum einfordern, — kam er zu der Gesellschaft des braven Directors Altmann. Dieser alte Knabe, vertraut mit der Unfähigkeit leichtsinniger Jünger Thaliens, über große Geldmittel selbstständig zu disponiren, hatte diese Angelegenheit bei seiner Bühne vom rationellsten Gesichtspunkte aufgefaßt und eingerichtet. Jedes seiner Mitglieder, weiblich und männlich, erhielt je nach der

Stellung, die es in künstlerischer Beziehung einnahm, ein wöchentliches baares Taschengeld von 4 bis zu 12 Groschen, über welche Summe ihm freie Verfügung zustand. Für alle sonstigen Bedürfnisse sorgte der würdige Director mit Frau und Töchtern, und lieferte solche in natura. Die ganze kleine Truppe wohnte in mehreren Zimmern zusammen wie eine Familie, und „Malchen" und „Julel", des Alten nicht häßliche Mädel, kochten und wuschen, und spielten trotzdem am Abend Preziosa und Griseldis. Das ganze Verhältniß war ein wirklich patriarchalisches, und nie hörte man, daß bei der Altmann'schen Gesellschaft Excesse vorgekommen, wie sonst wohl bei reisenden Bühnen, oder daß sie bei der Abreise Schulden hinterlassen habe.

Fand sich nun auch Alfred leicht und scherzend in dies sonderbare Verhältniß, wühlte auch das schmucke und flotte Malchen mit Wonne in seinen gefüllten Koffern und glättete sauber und fein seine Wäsche; ja machte sie auch dem schönen Mann die deutlichsten Avancen; — so konnte dieser Zustand, den künstlerischen Standpunkt selbst ganz bei Seite gestellt, ihm doch selbstverständlich nur kurze Zeit behagen. Er verließ daher auch, zum Bedauern des Alten und tiefem Schmerz Malchens, dies zufriedene Völkchen und nahm ein ihm gebotenes Engagement bei der bedeutenderen Gesellschaft des Director Wieschang.

Dieser Bühnenchef, zwar erzdumm und bodenlos

hochmüthig, aber dabei nicht ohne eine gewisse berechnende Schlauheit, fühlte bald Alfred's geistiges Uebergewicht und redliches Kunststreben heraus, was ihn denn auch bewog, diesem, als er für den Winter zum ersten Mal das Stadttheater einer größeren Kreis- und Regierungsstadt in Pacht genommen hatte, einen bedeutenden Antheil an der künstlerischen Leitung seiner Bühne zu gewähren. Hatte nun Alfred hier reichlich Gelegenheit, sein Talent und seine Fähigkeiten in allen Rollenfächern zu erproben, so verhehlte er sich mit gewissenhafter Selbsterkenntniß um so weniger, daß er es wohl niemals über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinausbringen werde, und daß er einen großen Theil seiner bisher errungenen Erfolge nur seiner schönen, eleganten Persönlichkeit, seinen vornehmen Manieren und seinem unablässigen Fleiß zu danken habe, daß aber nimmer sein Darstellungs- und Verkörperungstalent mit seinen geistigen Intentionen Schritt halte. Oftmals sehnte er sich heiß und schmerzlich nach der Steppe, nach ihren Freuden, ja selbst nach dem Circus und den Rossen Franconi's! Er fühlte, auf dem Rosse wäre er ein Genie gewesen. —

Die Theateragenturen üben unleugbar auf das Wohl und Wehe des dramatischen Künstlers einen tief eingreifenden Einfluß aus, und wohl selten hat sich ein Schauspieler in den letzten drei Lustris diesem oft auf die niederträchtigste Weise gemißbrauchten Einfluß entheben können. Wir reden hier natürlich nicht von

den Künstlern, die Verdienst oder Glück, und öfter das Letztere, an eins der wenigen reich dotirten Hoftheater gesetzt hat, und die nur mit kaiserlichem oder königlichem Dekret im Portefeuille vornehm auf die Masse des krabbelnden Collegengewürms herabschauen; — sondern nur die, oft bedauernswerthen Kunstjünger haben wir im Auge, die die Posten der Stadttheater und Wanderbühnen füllen. Diese sind es, die alljährlich in Person die Zimmer, oder in Briefen die Repositorien und Register der Agenten beleben und vermehren.

Aber was sind denn eigentlich Theateragenturen? hören wir Dich fragen, lieber Leser. Wir wollen sie Dir erklären, indem wir sie schildern.

Gewiß hast Du schon oft, durch die Straßen einer größeren Stadt schreitend, hier und da ein Aushängeschild bemerkt mit den in Fractur gemalten Worten: „Gesindevermiethungscomtoir“. Siehst Du, hierher wendet sich der stellenlose Hausknecht, der Kaufbursche, das Hausmädchen. Oder Du hast in den Beilagen einer einflußreichen und geachteten Zeitung gelesen: „Damen mit Kenntnissen, die gute Stellen suchen, wollen sich bald melden bei Frau Doris Leisner.“ — oder: „Ein Wirthschaftsinspector findet sofort eine vortheilhafte Condition, wenn er sich wendet an die Gewerbebuchhandlung von Reinhold Feig. Einschreibegelder fallen fort, Honorare nur für wirkliche Leistungen“. Hierher schreitet die entlassene Kinder=

[illegible] und die [illegible] Kammerzofe, der herrschaftliche Kutscher und der geplagte Hauslehrer, und unter 100 Malen fallen 99 Mal allerdings die Einschreibegelder fort! Auf gleiche Weise ist nun ein Theateragenturbureau eingerichtet. Irgend ein Drechslergeselle geht, müde des ewigen Einerleis seines Tretrades, zum Theater und spielt mit Grimm und Wuth die Carl Moore, die Ingomar's und Faust's. Da hüpft ihm ein treues Dienstmädchen, das sich einige hundert Thaler gespart hat, in die geöffneten Arme; er quittirt die undankbaren Bretter und geht in die Residenz, eine „Schauspielermarktbude" zu etabliren. Bekanntschaften mit vagirenden Künstlern und ehrenwerthen Directoren reisender Schmieren hat er genug; die Concession für ein „Theateragenturbüreau" und eine Theaterzeitung" — denn ohne Zeitung geht es nicht, das ist ja der ewig geladene Armstrong, der dem armen Mimen droht, ihn zu zerschmettern! — wird erbettelt und die Sache ist gemacht. Aber halt! der Mann kann ja kaum seinen Namen schreiben! Was thut das? Am Monbijouplatz wohnt Eduard Rähse! Vier Wochen, und auch der Zeitungsredacteur ist fertig. Schuljungen, die in Rezensionen ihre Stylübungen machen, finden sich genug, und die Berichte über die auswärtigen Bühnen, d. h. die Lobhudeleien über einzelne und die nichtswürdigsten Verunglimpfungen über andere Schauspieler, — Abonnenten und Nichtabonnenten der Zeitung, — führt irgend ein der Feder

ein Etliches mächtiges Mitglied der betreffenden Bühne.
Zuerst hat der Herr Theateragent eine kleine bescheidene Wohnung, — aber bald miethen ihm die Provisionen, Contractsgebühren und Portothaler, aus dem bittern Schweiß und Hungerbrod bejammernswerther Bühnenkünstler gepreßt, eine comfortable eingerichtete Etage. Im Vorzimmer sitzt ein Schreiber, und das elegante Bureau des Herrn Agenten selbst strotzt von kostbaren Möbeln, Teppichen und Polstern. Vornehm zeigt eine an der Wand hängende gedruckte Nachricht in kurzen peremtorischen Worten an, daß die besuchenden Künstler gehalten seien, diese ihre Besuche möglichst abzukürzen.

Ein Schauspieler an irgend einem kleinen Provinzialtheater, strebsam, fleißig, noch von dem Nimbus der Kunst umflort, rafft die letzten Thaler zusammen, verläßt seine Bühne und macht die Reise in die Residenz, wo er vielleicht mit wenigen Groschen in der Tasche ankommt.

Kaum dem Waggon entstiegen, eilt er zum Agenten.

„Es wird gebeten, hier nicht zu rauchen!“ steht unter dem Namenschild mit großen Buchstaben an der Thür. Du lieber Gott! der arme Teufel hat auf der ganzen Reise sich keine Cigarre gestattet; aber doch erfüllt ihn dies Verbot mit um so größerem Respekt. Nach leisem Klopfen und donnerndem „Herein!“ tritt er zaghaft in das Heiligthum. Eine Barrière scheint

die Besuchenden von dem Inhaber des Bürean's. Dieser selbst, im elegantesten Schlafrock, eine goldgestickte Mütze auf dem leeren Schädel, eine feine Upmann von Fischel oder Gerold zwischen den großen moosbedeckten Zähnen, — sitzt vor dem Cylinderbureau, kaum von dem Eingetretenen Notiz nehmend.

„Mein Name ist N. N." wagt es dieser endlich zu sprechen; „ich wollte mir erlauben, wegen gütiger Vermittlung eines Engagements anzufragen."

Der bedeutende Mann wendet sich um, kurz fragend: „Sie kommen?"

„Aus L. vom Director A."

„Hm! nichts Besondres!"

Der Schreiber hat während dessen das Zeitungsabonnenten Register aufgeschlagen und schüttelt auf den fragenden Blick seines gestrengen Principals den Kopf. Was? nicht einmal auf die Zeitung abonnirt? Und wagt ein Engagement zu begehren?!

„Ja für den Augenblick, mein Lieber, ist nichts vorhanden. Aber Sie können ja gelegentlich wieder vorkommen; ich erwarte den Director H. und Y. und Z. — vielleicht findet sich da etwas. Ihr Repertoir — Sie haben doch eins? — können Sie hierlassen. Apropos, was lesen Sie denn für eine Zeitung? meine halten Sie nicht?"

„Wenn ich um ein Exemplar bitten dürfte?"

„Jawohl. Kostet 1 Thaler 22½ Silbergroschen.

Wird Ihnen jede Woche unter Kreuzband zugeschickt und der Betrag durch Postvorschuß entnommen.“

Der Schauspieler nimmt die Zeitung und entfernt sich mit ehrfurchtsvollster Verbeugung. Endlich nach vierzehn schweren Tagen, als er schon die letzte entbehrliche Modeste in's Pfandhaus getragen, um den Schlafwirth und den Hunger zu befriedigen, giebt ihm der Agent einen Contrakt — kostet 1 Thaler! — zum Direktor N. N.; zahlt ihm auch einen kleinen Vorschuß zur Reise aus. Ueber Contraktsgebühren, Provision, Prozentabzüge von der Gage, unterschreibt der Künstler einen Revers, wodurch er den betreffenden Director ermächtigt, dies Alles ihm an der Gage zu kürzen. Er unterschreibt mit Vergnügen. Ach, er hätte ja, wenn es sein müßte, mit Blut seine Seele dem Teufel verschrieben. Und hat er es vielleicht nicht?

Endlich reist der Schauspieler erfreut ab — in's Engagement. Die Direction ist anständig, die Gagen fallen. Jetzt kommt der erste Gagetag, dem der arme Bühnenkünstler mit Sehnsucht entgegen sah. Natürlich zieht zuerst der Director den vom Agenten verlegten und ihm belasteten Reisevorschuß ab; dann die Contraktsgebühren, Prozente des Agenten u. s. w. — Dem Schauspieler bleiben nur wenige Thaler und zu Hause hat sein Hauswirth schon heute Morgen die Rechnung gebracht, und der Kaufmann, von dem er die so nöthigen Beinkleider auf Abzahlung entnommen, hat auch schon seinen Lehrling als Mahner geschickt.

Der arme Mime zahlt, was er kann und kauft sich für den letzten Silbergroschen vier Cigarren, der einzige Genuß des Gagetages! Da erscheint das Verhängniß am andern Tage in Gestalt des Postboten mit der mit Postvorschuß belasteten Zeitung. Heil'ger Gott! die Zeitung! Er bittet auf dem Post-Amt, dieselbe noch einige Tage liegen zu lassen, er werde sie abholen. Das Postamt wartet drei Tage und wieder erscheint der Briefträger. „Lieber Herr, jetzt geht's nicht länger, entweder Sie müssen zahlen, oder der Brief geht zurück.“

„Zurück?“ Schreckliches, folgenschweres Wort!

„Vorschuß, Herr Director! nur 2 Thaler für die Theaterzeitung!“

„Herr! sind Sie toll? zwei Tage nach dem Gagetage Vorschuß? Woran denken Sie?“

„Nun so reiß, männliche Geduld!“...

Die Zeitung geht zurück, und in den nächsten Nummern steht der Schauspieler als Lump und Lumpazi in dem darin ständigen schwarzen Brett fauler Zahler. Und hätte er auf dem Theater gespielt wie ein Gott, seine Leistungen würden jetzt unbarmherzig gerissen! „Wer mir an mein Geld greift, greift mir an's Leben!“ sagte ein berühmter oder, besser bezeichnet, berüchtigter Agent.

Von diesem Augenblick an ist der Schauspieler den bösen Mächten verfallen. Wann soll er soviel erschwingen, dem erzürnten Agenten zu opfern, wie dem

Bel zu Babel, daß er ihn nicht verschlinge? Niemals! Und: „der See kann sich, nie der Agent erbarmen!“ Tritt er aus dem augenblicklichen Engagement, so ist er gezwungen, sich an einen andern Agenten zu wenden, und dasselbe Spiel beginnt von Neuem! — Es giebt zwar auch einige ehrenwerthe Theateragenturen, aber diese sind „weiße Raben!“ —

Eine solche ehrenwerthe Agentur nun hatte unsern Helden, der sich an sie gewandt, ein Engagement bei dem Hoftheater zu N. vermittelt, wo er denn auch nach Vorschrift seines Contractes im October eintraf.

Die Physiognomie einer kleinen Residenz ist trist und öd, und mitunter könnte man dreist sagen: „Ein Königreich für einen Menschen!“ so leer und todt sind die Straßen.

In N. bestand der Hof aus dem regierenden Fürsten, einem greisen Herrn von königlicher Würde und großer persönlicher Milde und Liebenswürdigkeit, seiner Gemahlin, dem ebenfalls vermählten Erbprinzen und der verwittweten Fürstin E.; Hofmarschall, Oberstallmeister, Forst- und Oberjägermeister, Hoftheaterintendant und Kammerherren bildeten die Hofchargen, während die Regierung durch einen Minister, einige Regierungsräthe, und die militärische Macht durch den Major, einige Hauptleute und verschiedene Lieutenants vertreten wurde.

Die Stadt selbst, erst aus den jüngstvergangenen Jahrhunderten stammend, bot nichts Merkwürdiges

den; einfache Häuser, einfache kleinbürgerliche Menschen; kein Handel, keine Fabriken, kein Ackerbau; — nichts als Gevatter Schneider, der den Rock flickt, und Gevatter Handschuhmacher, der Lederhosen und weiße Handschuhe für die fürstlichen Vorreiter und Kutscher macht. —

Das Hoftheater, von dem vorzugsweise Musik und Oper liebenden regierenden Herrn reich den Verhältnissen nach dotirt, stand unter einem Intendanten und einem artistischen Director. War der Intendant als Bühnenchef eine Null, so war er dagegen als Mensch das liebenswürdigste, gutmüthigste Wesen, das nur existiren konnte. Hätten die Schauspieler verlangt, der Intendant müsse heute soufflirèn, sonst könne nicht gespielt werden, der Mann wäre mit einem Anstand in den Kasten gekrochen, als führe er die Hofdame ihrer Durchlaucht zur Marschallstafel. Vollständig geistig von dem artistischen Director, Herrn Dr. Lerchenschlag abhängig, ließ er diesem in allen theatralischen Angelegenheiten plein pouvoir, und repräsentirte als Intendant nur die Hofcharge, jeden Morgen die Allerhöchsten Befehle einholend, die aber, sobald sie die Ansichten des Directors kreuzten, niemals zur Ausführung kamen.

Dr. Lerchenschlag, selbst einer der bedeutendsten und hervorragendsten Characterdarsteller Deutschlands, auch nicht unberühmter dramatischer Schriftsteller, führte das Bühnensteuer mit starker, künstlerischer, aber

außerordentlich strenger, mitunter etwas grober Hand, und war daher bei den Herren Schauspielern und Sängern, männlich und weiblich, hoch geachtet, aber auch gefürchtet, und zuweilen heimlich verwünscht.

In dem Katechismus des Directors war die Kunst das erste Gebot, und Alles mußte sich diesem unterordnen. Wo ihre Interessen gefährdet erschienen, kannte der Brave keine Rücksichten, so oft er auch den edlen Intendanten dadurch in die peinlichsten Verlegenheiten brachte. Irgend ein Künstler beliebigen Ranges hat ein kleines Schürzenverhältniß bei Hof mit der Kammerzofe einer Hofdame, oder so dergleichen. Lieber Himmel! wer verargt es ihm! Aber die Sache nimmt eine andere Wendung. Besagter ehrenwerthe und auch ohne Zweifel höchst tüchtige Künstler hat ein Gelüsten auf eine Rolle, die ihm Dr. Lerchenschlag aber niemals zutheilen würde, aus dem einfachen Grunde, weil er zu ihrer Ausführung unfähig ist. Des Künstlers Ansichten divergiren aber entschieden mit denen des Directors, — wie? er nicht diese Rolle ausführen? Ha! nichts als Intrigue eines begünstigten Collegen, vielleicht sogar Neid Lerchenschlag's, der dieselbe früher ja auch einmal gespielt, daß er, der zurückgesetzte Künstler, ihn überflügele! — und mit großer, sittlicher Entrüstung über unterdrücktes Talent, absichtliches Beiseiteschieben u. s. w., theilt der empörte Künstler in schäferlichen Stunde der geliebten Zofe diese Angelegenheit mit. Minette,

oder wie sie sonst heißt, verfehlt nicht bei gelegener Zeit ihrer Dame hiervon einige Worte zu sagen und die Bemerkung hinzuzufügen: „Wenn gnädige Gräfin nur die Gnade haben wollten, dem Herrn Intendanten einen Wink zu geben, so würde sich das schon ändern.“ Die arme Hofdame, die sich den lieben Gott um die Angelegenheiten des Theaters kümmert, weil sie augenblicklich weit wichtigere Dinge beschäftigen, für sie wenigstens, denn der Reisestallmeister hat sich gestern endlich im Geheimen erklärt, die aber um Alles in der Welt sich nicht den Zorn ihrer Zofe zuziehen möchte, verspricht, Minettens Wunsch zu erfüllen, und versäumt denn auch nicht des zurückgesetzten Künstlers vor allerhöchsten Ohren zu gedenken und eine leidenschaftliche Vorliebe für ein betreffendes Stück und Herrn N. in der Rolle des Y. zu simuliren.

Die Durchlaucht, in der Meinung, der vertrauten Hofdame gefällig zu sein, äußert denn auch am Abend im Hofconcert in etwas scharfem, sonderbarem Ton zu dem consternirten Intendanten: „Sagen Sie doch, Herr Intendant, man sieht ja den jungen N. so wenig auf der Bühne? Sollte der Mensch kein Talent haben? Oder wird er absichtlich unterdrückt? Der Y. im A. B. C. wäre gewiß eine Partie für ihn. Sind Sie nicht auch der Ansicht, Herr Intendant?“

„Zu Durchlaucht allerunterthänigstem Befehl!“ stottert der geängstigte Chef, „das huldreichst befohlene

Stück soll sofort aufs Repertoir gesetzt und Herr R. in der allergnädigst befohlenen Rolle beschäftigt werden."

Die Durchlaucht neigt ein weniges das Haupt und der Intendant ist entlassen. Unter erschrecklichsten Gedanken zieht er sich in den tiefsten Hintergrund eines leeren Zimmers zurück, und sinkt matt auf einen Divan. Er weiß, er hat Unmögliches verheißen, aber konnte, durfte er widersprechen? Ihre Durchlaucht sprachen so prononcirt ungnädig, — Herrgott! was wird daraus werden! Und der geängstigte Bühnenchef fährt nach Hause und hat eine schlaflose Nacht.

Und es kommt, wie er gefürchtet. Dr. Lerchenschlag erwidert ihm auf den Allerhöchst ausgesprochenen Wunsch kühl und ironisch: „Unsinn, Herr Intendant! Das kann die Fürstin gar nicht verlangt haben, dazu steht ihr die Kunst zu hoch. Irgend eine alberne Vorzimmergeschichte, die bis zu den Ohren der hohen Frau gedrungen, sie umlagert und gequält bis sie endlich müde der ewigen Bitten die Paar Worte gegen Sie geäußert."

„Aber, bester Doctor, was thun? Ihre Durchlaucht werden fragen, warum Ihr Befehl nicht ausgeführt? Was soll ich antworten?"

„Wir geben noch in dieser Woche das Stück, es steht und macht weiter gar keine Schwierigkeiten."

„Um's Himmelswillen Doctor! Das wäre ja

offenbare Opposition gegen Allerhöchste Befehle! Was soll daraus werden? Was wird daraus werden?"

Dr. Lerchenschlag hatte schon das Intendanturbureau verlassen, und der Intendant klagte sein Leid den Wänden.

An einem der nächsten Schauspieltage ist denn auch richtig für den Abend das bewußte Stück angesetzt, und Herr M. spielte seine unbedeutende Episode wie gewöhnlich. Der wüthende Schauspieler weint bittre Thränen an dem Busen seiner Zofe; die gekränkte Zofe legt sich den andern Morgen nach dem Kaffee wieder zu Bett und ihre Gebieterin ist in Verzweiflung. Jeden Augenblick kann der Reisestallmeister kommen, seine offizielle Werbung zu machen, und sie ist nicht frisirt, und eben Minette kann sie nur frisiren.

Die Durchlaucht bedauert aufrichtig ihre vertraute Hofdame, die sich vor Wuth und Zorn hat auch krank melden lassen, und der unglückliche Intendant ist acht Tage bei Hof der Gemiedene und Geflohene, denn seine Ungnade ist vollständig. Dr. Lerchenschlag lacht im Stillen und denkt: — doch wir wollen seine Gedanken nicht verrathen. —

War nun der Director im Bezug auf Alles, was die Kunst betraf vollkommen Autokrat, so herrschte er auch im ganzen Gebiet der Bühne als selbstständigster Fürst und duldete zum großen Verdruß der Kammerherren und Lieutnants niemals Besuche auf

der Bühne, weder bei den Proben noch in den Vorstellungen, und wagten es dennoch mitunter einige keke Neulinge, so setzten sie sich unzweifelhaft dem kaustischen Witze des Doctors, wenn nicht noch Unangenehmerem aus. Es giebt übrigens auch nichts deprimirenderes für einen Künstler, als wenn er die Dame, mit der er im nächsten Augenblick draußen auf der Bühne vielleicht eine imposante, tragische Scene spielen soll, im Zwischenact mit coquettem Lächeln und vielsagendem Augenspiel den Faseleien eines uniformirten Gecken lauschen sieht. — Von hoher Intendanz wegen war denn auch jeglicher Besuch Unberechtigter auf der Bühne strengstens untersagt.

So sehr man nun auch den Director Lerchenschlag als unangenehme, suffisante Persönlichkeit bei Hofe eigentlich haßte, so konnte man nicht umhin, seinen Verdiensten als Künstler und Bühnenleiter volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn der Ruf des kleinen Hoftheaters war ein bedeutender und weit verbreiteter, und selbst die größten Hofbühnen ließen gern die Künstler von N. als Gäste über ihre Bretter schreiten, wie es denn auch die renommirtesten Künstler anderer Bühnen nicht verschmähten, nach der kleinen Residenz ihre Gastreisen zu richten. Und es war doch immer außerordentlich schmeichelhaft für die fürstlichen Häupter, wenn, bei etwaiger Begegnung, andere Souveräne von dem hohen künstlerischen Ruf der N'er Hofbühne sprachen. Man ließ deshalb auch den Di-

rector schalten und walten, wie er wollte, und nahm im Uebrigen, wo es nicht unbedingt sein mußte, so wenig Notiz von ihm wie möglich, womit man unzweifelhaft ihm den größten Gefallen erwies. —

Liebte der regierende alte Herr Musik, Oper und Ballet, welche Künste nach Dr. Lerchenschlag's Theorie immer nur die co- und subordinirten Genossen und Gehülfen des rezitirenden Drama's sein konnten und sollten, so waren die regierende Fürstin, die Erbprinzessin und die Fürstin C. die entschiedenen Anhängerinnen der Tragödie und des feinen Lustspiels.

Der alte Fürst, ein Nestor an Weisheit und Milde, begnügte sich deshalb mit den Concerten seiner ausgezeichneten Kapelle, nur dann und wann eine seiner Lieblingsopern begehrend, und überließ gern die übrigen Dispositionen über das Theater seinen erlauchten Familiengliedern, also streng logisch dem Dr. Lerchenschlag. Tragödie, Schau- und Lustspiel stand nun aber auch auf einer Stufe künstlerischer Vollendung im Einzelnen und Ganzen, daß man Vorstellungen, wie solche das kleine Hoftheater brachte, an vielen großen, königlichen Häusern vergebens suchte. Lerchenschlag hatte das Prinzip Goethe's: Der einzelne Künstler müsse sich dem Gelingen des Ganzen unterordnen, und der Glanz einer Vorstellung liege in dem vollendet künstlerischen Ensemble, nicht aber in der hervortretenden Leistung eines Individuums, und sein ganzer Eifer war darauf gerichtet, das erstere zu er-

reichen. Mit heiligstem Ernst hielt er alle Proben unermüdlich selbst ab, und seine tiefdurchdachten Winke, die er den Künstlern mit scharfer Beobachtung ihrer Individualität zu geben wußte, förderten und befruchteten manch' schlummerndes Saamenkorn werdenden Talents. Nie aber trat er schulmeisternd der selbstständigen Entwicklung künstlerischer Ideen oder Auffassungen entgegen, vielmehr wußte er auch diese durch sein umfassendes Eingehen in jede Individualität erst recht zu Tage zu treiben.

Hervorragend unter den Künstlern durch Talent, Geist und Bildung waren vorzüglich Herr Cella und Fräulein von Liber; durch eine gewisse originelle an Friedrich Schlegel's Lucinde erinnernde, geniale Liederlichkeit aber die Hof- und Kammersängerin Fräulein Hühnchen.

Friedrich Wilhelm Cella war eine imposante, männlich schöne Erscheinung mit klangvollem, markigen Organ und von prägnantem Darstellungsvermögen, sobald ihm Jemand die nöthigen Fingerzeige über Auffassung und Anlage einer Rolle gegeben hatte. Es fehlte ihm weder zum Götz der biedre, nimmer Unrecht duldende Character, noch zum Egmont die hehe Freiheitsliebe und die nöthige sinnliche Gluth. In den klugen und geübten Händen des Directors war er das bildungsfähigste Wachs. Als strenger Gegensatz erschien Auguste von Liber. Vollkommen selbstständig in ihren Schöpfungen, die sie mit dem feinsten Gefühl stets

auf's wohlthuendste mit ihrer eignen Individualität zu verschmelzen wußte, duldete sie, allein von Allen, kein eingreifendes Wort, nicht den leisesten Wink des Dr. Lerchenschlag. Vielmehr beherrschte sie den strengen Bühnenleiter, den genialen Künstler so vollständig, daß ihr leisestes Augenwinken für ihn unumstößlicher Befehl war. Ach, sie war seine Geliebte, das junge, blühende Geschöpf, dies Gretchen und Clärchen und Julia in eins gegossen —, die Geliebte des schon alternden Mannes, und von seiner haarsträubenden Eifersucht bewacht wie eine Odaliske des Großherrn. Diese Liebe war des hochachtbaren Mannes einzige Schwachheit. Und wer wollte ihn deshalb tadeln? War es nicht eine so menschliche, schöne Schwachheit? Oder will man die Liebe nur dem so matten Strohfeuer unreifer Jugend ausschließlich vindiziren? Gewiß gehört die Liebe der Jugend, aber auch das Alter darf sich dann und wann ungescheut und unverlacht ihre Rosen in's Haar winden, sobald diese Liebe durch Gluth und Innigkeit im Stande ist, Greise zu verjüngen. Und Dr. Lerchenschlag war Jüngling in des Wortes weitester Bedeutung, wenn es seine Liebe galt. Auguste hing mit Innigkeit an dem Manne und dem großen Künstler, nur seine völlig grundlose, schreckliche Eifersucht führte manchmal kleine Scenen herbei, die aber stets mit zärtlichster Versöhnung und heißerer Liebe endeten. —

Gedenken wir auch noch flüchtig der schönen Chri-

line Rollmann, die, als muntere Liebhaberin, Günstling der Hofherren und des Publikums war, so müssen wir ebenfalls bemerken, daß der spirituelle Sensualismus der imposanten Friederike Hähnchen, deren collossale Figur nimmer zu ihrem zarten Namen paßte, stellenweise die Grenzen des Möglichen überschritt. Zur Liebe prädestinirt, todt ohne sie, lag sie ewig in den unwürdigen Fesseln von kräftigen Choristen und Trompetern, und nur ihrer wundervollen Stimme verdankte sie, daß man stets ihre Liebe mit dem weiten Mantel allgemeiner Liebe zudeckte. —

An kleinen Höfen herrscht die Langeweile als schreckliche Herrin, und mit Freuden wird von allen Seiten jede Gelegenheit beim Schopfe erfaßt und fest gehalten, die irgend nur Aussicht bietet, diese böse Göttin in dem endlosen Schleppkleide zu verjagen.

Wie überall, so fanden sich auch hier einzelne, sogar zum Hofe gehörende Persönlichkeiten, die denn durch ihre Lächerlichkeiten oder sonderbaren Eigenheiten mitunter den ersehnten Unterhaltungsstoff boten. In erster Reihe stand der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf X. Gütern, Freiherr von und zu Tannenwald, ein alter Cavalier aus der Zeit der Ritterlichkeit und Minne, deren letzter, aber würdiger Repräsentant er mit vollem Recht genannt werden konnte.

Die Fürstin C., nach kurzer unglücklicher Ehe an den väterlichen Hofhalt zurückgekehrt, war unzweifelhaft eins der schönsten Fürstenkinder und von seltenen Gei=

stes- und Herzensgaben, gewiß geeignet, einen Thron als Fürstin und Mutter zu zieren. Das Geschick hatte ihr dies versagt und mit trauerndem Herzen weinte sie ihren Schmerz am Busen der edlen Fürstin Mutter aus.

Aber nicht immer kann der Mensch trauern, auch das Leben und besonders die Jugend — und die Fürstin C. war noch so sehr, sehr jung, — verlangt ihre Rechte.

So war denn auch die Fürstin wieder in den Zirkeln erschienen und der alte greise Kammerherr von Tannenwald hatte der schönen Prinzessin im treuen Herzen die heiße Liebe bewahrt, die er schon dem Kinde in seiner Seele gelobt. Daß er natürlich diese Liebe nie aussprach, bedarf nicht erst der Erwähnung, aber er zeigte seine Huldigung in tausend der kleinsten, feinsten Nuançen im Genre der guten alten, im Nihilismus und dem zersetzenden und zerfetzenden Geist der jetzigen, untergegangenen Zeit, daß diese eher Bewunderung und Ehrfurcht hätte hervorrufen sollen, statt, wie jetzt, den Spott und die Lachlust der Höflinge und Gänschen zu erregen. Ein echter Grand-Seigneur, gehörte Gott seine Seele, seiner Dame sein Herz, und auch die andern Sätze bethätigend, hatte er in schweren Zeiten dem Fürstenhause Gut und Blut freudig geopfert. Eine andere Welt als die des Hofes kannte er nicht, und seine reichen Revenüen verwandte er — unvermählt und unbeerbt — mit

in tausend und abertausend kleinen Spielereien seiner Dame zu dienen. Die gütige Fürstin ließ sich diese so echt ritterliche Liebe des alten Feudalherrn mit großer Huld gefallen und stets war ihm der Handkuß gewährt. Alle Entrées sicherte ihm sein Rang. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß diese edle Minne des Freiherrn den jüngern hoffähigen Epigonen eine unerschöpfliche Quelle alberner Witze und geistloser Spötteleien gewährte, die sie indessen immer nur hinter dem Rücken des „Ritters Lanzilot", wie sie ihn nannten, laut werden ließen, denn selbst der keckste Kammerherr oder der arroganteste Lieutnant hätten nimmer gewagt, in Gegenwart des alten Hofherrn, — der nie anders als in Schuhen und Strümpfen und im gestickten Frack erschien und mit Verachtung auf die modernen, so unkleidsamen Kammerherrenuniformen herabsah — auch nur den Mund zum Lächeln zu verziehen, denn, ein echter Ritter der alten Zeit, saß seine gute Klinge außerordentlich lose in der Scheide.

Derber und weniger edel und achtungswerth war die Originalität des Oberjägermeisters Josef Wacker von Bernhard, wenn sie in ihrer Harmlosigkeit auch Niemandem Schaden brachte. Ebenfalls Garçon mit ausreichendem Vermögen, besaß er die unglaubliche Grille, sich für einen großen Dichter zu halten. Von kleiner untersetzter Gestalt, starkem Embonpoint und fast haarlosem Schädel, machte er trotzdem auf Liebe bedeutende Ansprüche und jede neue Ehrendame, jedes

Hoffräulein, sowie alle Schauspielerinnen und Sängerinnen quälte er mit seiner Cour und seinen Versen. Böse Zungen wollten sogar behaupten, daß selbst die Zofen und Schloßmägde nicht frei von seinen Andichtungen seien, und der Oberjägermeister oft Abends im Schloßgarten stöhnend und seufzend gesehen und gehört worden sei. Welchen zahllosen Foppereien er ausgesetzt war, von wie viel verfehlten Rendezvous er fluchend zurückkehrte, davon wußten Hof und Stadt die ergötzlichsten Geschichten zu erzählen.

Hatte er allen Theaterdamen seine poetisch-sinnliche Cour gemacht, Fräulein von Liber ausgenommen, da er vor dem kaustischen Witz und beißenden Sarkasmus des Dr. Lerchenschlag heidenmäßigen Respekt hatte, so lag er am längsten, wenigstens in seiner Einbildung, in den Fesseln Christinchen Rollmann's; und jeden Morgen trug sein Bedienter in voller Livrée einen poetischen Morgengruß „anonym" zu der lachenden Künstlerin. Christinchen verstand es aus dem Grunde, ihren dicken Seladon in Aufregung zu halten, und komisch war es anzusehen, wenn sie bei irgend welcher Gelegenheit die Augen mit verliebtem Lächeln zu ihm aufschlug, so daß der würdige Nimrod vor Wonne sich nicht zu lassen wußte und vor Vergnügen schnappte wie ein Karpfen auf dem Trocknen. In demselben Hause, wo Christinchen mit ihrer Mutter wohnte, hatte auch der Hauptmann von Urossel, des Oberjägermeisters intimster Freund, — ein Unglück-

licher, der alle poetischen Ergüsse des Freundes widerstandlos anhören und erdulden mußte, da ihn die Gicht an Zimmer und Lehnstuhl fesselten — sein Domicil, und so schloß denn einst ein ewig denkwürdiges Poëm an Christinchen mit den inhaltschweren Versen:

„Sie wohnt im Haus bei Kuroffel,
Drum ist sie mir die liebste Mamsell!“

welches Poëm in zahllosen Abschriften zum grenzenlosen Aerger des Oberjägermeisters bei Hof und am Theater zirkulirte.

Der widerlichste Gesell am Hofkreise war unbedingt der Kammerjunker von Radelkow. Eine lattenartige, zum Abbrechen dürre Figur, ohne jeden Geist und höheres Gefühl. Schmutzig geizig und hämisch bis zur Bosheit, affectirte er eine starre Tugend und strenge Sittlichkeit, von deren Haltlosigkeit sich nur die Bewohnerinnen von „draußen, wo die letzten Häuser stehen“ haarsträubende Geschichten zu erzählen wußten. Zur Zeit in den Schlingen der ebenso schönen und üppigen, als schlauen und berechnenden Coloratursängerin Emilie Schoederini, war er so ungeheuer dumm gewesen, dieser, die einen „kleinen Unfall“ haben wollte, dessen Ursache zu sein sie ihm in die Schuhe schob, eine enorme Summe zur Erkaufung ihres Schweigens zu zahlen, um seinen tugendhaften Ruf zu retten, und mußte nun zu seinem Staunen und maaßloser Wuth sehen, wie schon nach einigen Tagen der „kleine Unfall“ gänzlich verschwunden war, Emilie aber

mit einem hübschen und flotten Tenoristen sich für seine Goldfüchse täglich beim braven Weinhändler Beneke in Austern, Trüffelgänseleberpasteten und oeil de perdrix gütlich that. Daß die Geschichte trotzdem ruchbar und vielfältig besprochen und belacht wurde, lag bei der Winzigkeit des Städtchens, wo ein Nachbar dem andern in die Töpfe guckt, auf der Hand, zumal bei der allgehaßten Persönlichkeit des Kammerjunkers. Diesem blieb denn auch nichts weiter übrig, um dem gräßlichen Fluche der Lächerlichkeit: trotz seiner Sittlichkeit der Düpe einer Comödiantin gewesen zu sein, zu entfliehen, als schleunigst auf sein Gut zu gehen.

Hatten die schöne, elegante Persönlichkeit Alfred's, sein aristocratisches Air und seine weltmännisch vornehmen Manieren dem Intendanten wohlgefallen, ja ihm sogar imponirt, so entgingen dem scharfbeobachtenden Director des Künstlers Fleiß, redliches Streben, scharfer Verstand und glänzende Auffassungsgabe nicht, und er nahm sich der künstlerischen Entwicklung des dankbaren jungen Mannes mit besondrer Sorgfalt an, wenn er ihm auch nicht verhehlte, daß ihm ein Hauptfactor künstlerischer Vollendung, das Uebertragungstalent der Ideen in Blut und Leben, in bedeutendem Grade mangle.

„Sehen Sie," sagte der würdige Mann zu Alfred, „ich bin überzeugt, Sie setzen mir haarklein und vollkommen richtig in scharfer, logischer Folge auseinander

wie ein Charakter aufgefaßt und dargestellt werden muß, und doch sind nachher die Tinten und Farben Ihrer Verkörperung blaß und matt."

„Ah, leider!" gab Alfred zur Antwort, „haben Sie nur zu sehr Recht, und ich fühle täglich tief und schmerzlich selbst, wie mir die Höhe der Kunst stets unerreichbar bleiben wird und all' mein Mühen und Streben vergeblich ist."

„O nein. Das müssen Sie niemals denken. Nur rastlos mit eisernem Fleiß und consequenter Ausdauer vorwärts gestrebt. Ich will Ihnen als Beispiel den großen Seydelmann anführen. Ohne jedes angeborne Talent, zuerst sogar mit körperlichen Fehlern im Kampf, vermochte dieser Künstler dennoch eine Stufe in der Kunst zu erklimmen, die ihm für alle Zeiten einen Namen sichern wird, wenn auch seinen Schöpfungen der Stempel des unmittelbar aus sich selbstschöpfenden Genies fehlte, wie er alle Darstellungen des unsterblichen Ludwig kennzeichnete und charakterisirte. Ihnen steht Vieles zu Gebote, was Andern fehlt. Schöne Persönlichkeit, edle natürliche Manieren und wohlklingendes Organ. Also nicht verzweifeln, aber eiserner, eiserner Fleiß und nimmer rastende Beharrlichkeit."

Mit aufrichtigem Dank horchte der Künstler diesen tröstenden Worten Dr. Lerchenschlag's, und mit der seltensten Treue lebte er nur für den erwählten Beruf, trotzdem ihm auch hier schöne Augen verständlich zu-

winkten und Friederike Hühnchen ihn in glühendem Verlangen deutlichst haranguirte.

Die Saison ging zu Ende und der Intendant wünschte den Contract des schönen, eleganten Mannes und fleißigen Künstlers zu erneuern, da auch der Hof von Alfred die gnädigste und herablassendste Notiz genommen hatte.

Aber Dr. Lerchenschlag, in aufrichtiger Theilnahme für künstlerische Zukunft und das ehrenwerthe Streben Alfred's, widersetzte sich dem entschieden und drängte ihn, die kleine Residenz mit einem anderen Engagement zu vertauschen. „Denn," sagte er richtig, „hier hat sich das Publikum an Sie gewöhnt, und Sie an das Publikum. Sie sind aber zu jung und die Kunst muß Ihnen mehr gelten, als um hier für immer sich zu fesseln. Gehen Sie mit frischem Muth wieder hinaus in's lebendige Treiben einer größeren, meinetwegen Wanderbühne, und greifen mit kecker Hand in's wogende Leben hinein. Ringen Sie kühn und kraftvoll nach dem Höchsten und bleibt es Ihnen versagt, so haben Sie den zwar etwas sophistischen, aber doch ehrenvollen Trost, daß Sie Großes gewagt haben!" — —

Die H.'sche Theateragentur in B. hatte Alfred ein Engagement nach Oedenburg in Ungarn angeboten, und er nahm es an, mit heißem Dank gegen den wohlwollenden Lerchenschlag die kleine Residenz verlassend. —

In Oedenburg hatte der frühere Balletmeister S.,

der Gatte einer einst nicht unberühmten Sängerin, — Schwester zweier hochgefeierten Künstlerinnen, — ein sogenanntes Sommertheater entrirt. Die zehnfach aufgestellte Behauptung: Die Sommertheater seien der Ruin dramatischer Kunst, sind wir bereit in ihrem ganzen Umfange zu bestätigen, obgleich wir den geehrten Leser hier nicht mit Beweisen dafür langweilen wollen.

Verstand der Director S. von der künstlerischen Leitung einer Bühne zu seinem großen Nachtheil äußerst wenig, waren selbst seine pecuniairen Mittel, die er dem Unternehmen zu Gebote stellen konnte, nicht sehr bedeutend, so hatte er obendrein noch das Unglück, in der Person eines Herrn Wald einen Regisseur und Rathgeber zu besitzen, der mit der vollkommensten Unfähigkeit, ein theatralisches Institut zu leiten, den bodenlosesten Hochmuth und die höchste Meinung seines unfehlbaren Selbst verband. Das Publikum von Oedenburg hatte freudig das in ihrer Mitte neue Erscheinen eines Sommertheaters begrüßt und zeigte von vorn herein durch zahlreichsten Besuch der Vorstellungen, daß es den redlichen Willen habe, sich an der deutschen Komödie zu erfreuen und zu ergötzen. Aber selbst die Geduld des langmüthigsten Publikums nimmt ein Ende, wenn man ihm täglich Gerichte vorsetzt, die es entschieden zurückweist. Und darin hatte es Herr Wald zur Meisterschaft gebracht, so daß es seinen unablässigen Bemühungen, möglichst in Auswahl der zu gebenden Stücke gegen den Geschmack und das

Verlangen des Publikums zu arbeiten, denn auch schon nach einigen Monaten gelungen war, die Bänke des Theaters vollständig von Zuschauern zu entblößen.

Waren bisher schon die Gagenzahlungen nur stets in kleinsten Abschlagssummen erfolgt, so hörten sie jetzt vollständig auf und die armen Schauspieler sahen sich im fremden Lande verlassen und ohne Geld dem leeren Nichts gegenüber. Hier galt es nun, sich so gut zu helfen, wie jeder konnte, und auch Alfred blieb nichts weiter übrig, um seine Schulden, die er zum nöthigsten Lebensunterhalt zu contrahiren gezwungen gewesen war, zu decken und wenigstens mit Ehren die Stadt zu verlassen, als seine Sachen und Garderobe zu verkaufen. Wer jemals in ähnlicher Lage gewesen ist, wird wissen, welche lumpige Summen für Gegenstände geboten werden, die vielleicht das Zehnfache gekostet, sobald der Käufer weiß, den Verkäufer zwingt die Noth zum Losschlagen. Ja, geliebter Leser, oportet! ist ein schrecklich treibender Brettnagel! Wo fehlte aber jemals dem Künstler der leichte Sinn und der frische Muth? Alfred sah ohne Bedauern Garderobe und Koffer schwinden; kein einziges Stück hatte glücklicherweise einen andern Werth für ihn als den realen des Bedürfnisses. Nur von seinen wenigen Kostbarkeiten, theure Andenken seines Mütterleins oder seines geliebten Vaters, hätte er sich nimmer getrennt. So warf er denn fröhlich und leicht die Bunda über die Schultern, hing die Tasche um und wanderte, den

runden Hut nach Ungarweise kühn auf die schwarzen Locken drückend, mit wenigen Thalern in der Tasche, heiter in die lachende Natur des prächtigen Spätsommers hinaus. Er wollte versuchen, zu Fuß die Kaiserstadt zu erreichen, um von dort bis Breslau die Eisenbahn zu benutzen, von wo er hoffte, mit Gastspielen bei den schlesischen Wandertruppen, sich wieder nach dem Norden Deutschlands durchzuschlagen. —

Langsam wanderte er dahin; bald mit begegnenden Zigeunern ein Gespräch beginnend, bald sich bei irgend einem Pferde- oder Rinderhirten, auch die Gastfreiheit göttlicher Sauhirten nicht verschmähend, auf Brinsa oder Paprikagulasch als gern gesehener Freund zu Gaste bittend. Tausend Erinnerungen seiner so glücklichen, fröhlichen Knaben- und Jünglingsjahre tauchten in ihm auf; bot doch die Pußta zahllose Aehnlichkeiten mit der Steppe! Ha! hier die Pferdeheerde! Ein Tabun der Steppe!

„He! brauchst Du keinen Gehülfen, Hirt?“

„Ah, kannst Du reiten und die Schlinge führen?“ erwidert der schlanke, kräftige Ungar, die blitzenden Augen auf den nicht minder schönen und kraftvollen Wandersmann richtend und den schwarzen Schnurrbart streichend.

„Soll ich's versuchen?“

„Versuch's!“

Und dahin fliegt die Bunda und die Tasche, und im Nu sitzt der Wandersmann auf eines Hengstes

Rücken, der wild über die Pußta dahin stürmt. Hast Du einmal den Sturmwind über die Haide fegen sehen? So ähnlich braust das ungarische Roß über die wilde Pußta dahin.

„Teremtete!“ murmelt der Ungar und nimmt den Hut ab, dem Zurückgekehrten die Sliwowitza-Flasche reichend.

„Willst Du bleiben?“

„Ich bleibe!“

Und der Steppensohn bleibt vier, sechs Wochen auf der Pußta und vergißt auf des Rosses Rücken fast die gemalte Welt, der er doch angehört. Jauchzend vor Lust und Entzücken beschwört er die Knabenkünste wieder herauf, die lange geruhten, aber nimmer vergessenen, und gehorsam ist ihm bald jedes Roß der Heerde. Zu allen Hirten dringt der Ruf des schönen Teufels, wie sie ihn nennen, und die schwarzen Dirnen mit den brennenden Augen und den üppigen Leibern jauchzen vor seliger Wonne, wenn er sie Abends auf der Haideschenke zu der Fidel des Zigeuners in wildem Tanze mit kräftigen Armen schwingt oder, der Zigeunermaid die Zither entreißend, plötzlich in fremden Lauten sanfte, sehnsuchtsschwere Weisen singt, daß heiße Thränen über der Dirnen braune Wangen rinnen! Ach, eine wonnevolle Zeit der Lust und Erregung! Aber die Wochen schwanden, und nach Stillung der Lust kam die Vernunft wieder, und eines schönen Tages war jede Spur des schönen Teufels auf der

Puszta verloren, und manch' schwarzäugige Maid weinte heiße, heiße Thränen. — —

In Schlesien an der großen Straße, die früher, als der Schienenpfad noch nicht lag, das stets durch zahllose Frachtwagen, Posten und Carossen belebte Bindemittel zwischen B. und D. bildete, die jetzt aber, einsam und verödet, nur noch von seltenen Kohlenkarren befahren wird, und die nur der Fußgänger benutzt, dem selbst das geringe Eisenbahnfahrgeld mangelt; — an dieser großen Straße liegt, nur einige hundert Schritte seitab, ein großes hübsches Dorf. Von reichen Bauern, deren es in dieser Gegend des schönen Schlesiens nicht wenig giebt, bewohnt, bietet es ein schmuckes, behäbiges Ansehen, und stattlich und würdevoll schaut von einer kleinen Anhöhe die Kirche auf die Häuser und geräumigen Höfe herab. Unweit der Kirche liegt das Pfarrhaus mit seinen zierlichen weißen Wänden, seinen spiegelhellen Fenstern und den mächtigen, Generationen alten, Kastanienbäumen davor.

Hier lebte, ein echter guter Hirt der seiner Sorge anvertrauten Gemeinde, der würdige, allgeliebte und verehrte Pastor Hovemann, ein silberhaariger Greis in den hohen Sechzigern, mit seiner fast eben so alten, aber auch eben so würdigen Gattin Regina. Im echten Geiste wahren Christenthums, dessen Anfang und Ende die Liebe ist, lehrte und wirkte er, und fern von dem hassenswerthen und verabscheuungswürdigen zelotischen Eifer der pietistischen Heuchler und nichtswür-

digen Baalsdiener, der wahren Gotteslästerer der Jetztzeit, die den erhabenen göttlichen Menschen Christus mit Wollust noch einmal an's Kreuz schlagen würden, träte er unter sie, das Bethaus seines Vaters zu reinigen, — verkündete er seiner Heerde lauter und rein das Wort des Herrn und lehrte sie Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit. In milder Duldung wahren evangelischen Christenthums galten ihm die Meinungen und Ansichten Anderer nimmer für falsch und unrecht, sobald sie Gott und seine allbarmherzige Güte und Liebe nicht verleugneten, und die Religion war ihm kein Compendium starrer Dogmen und Formen, sondern ein vom ewigen Geist der Liebe Gottes durchwehtes heiliges Buch, darin das Herz mit den Augen der Liebe lesen müßte. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm!" das war das α und das ω seiner Lehre.

Mit herzlicher Liebe hing die Gemeinde an dem verehrten Greis und kein Spötter, kein Lästerer, kein Trunkenbold oder Dieb war in ihr zu finden. Wo Jemand vergaß seiner Pflicht, sei es als Mensch, als Gatte oder Unterthan, da bedurfte es gewiß nur der leisen Mahnung des treuen Hirten und das verirrte Lamm kehrte schleunigst zur Heerde zurück, mit verdoppelter Liebe gehegt und gepflegt. Das schöne, echte Bild des evangelischen Geistlichen, war das Leben des alten Predigers ruhig und zufrieden dahin ge-

flossen im innigen, herzlichen Zusammenleben mit seinem treuen Weibe; waren traurige Stunden gekommen, — und wo kämen die nicht? — hatte das Mütterchen geweint um den einzigen, heißgeliebten Sohn, so richtete der würdige Mann das Haupt der trauernden Regina empor und mit zitternder aber noch schöner und kräftiger Stimme begann er zu singen:

„Befiehl Gott Deine Wege,
Und was das Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege,
Des, der den Himmel lenkt."

Und das Mütterchen trocknete mit der weißen Schürze die Thränen und secundirte in bebendem Diskant dem köstlichen Lied.

Mit Beatel, der treuen alten Magd, stand das Mütterchen der Wirthschaft vor und ein fast vierzehnjähriges wunderschönes Mädchen jubelte in Haus und Garten umher. Wer war dies liebliche Kind mit den großen schwarzen Augen, dem reichen Haar und dem bräunlichen Teint? Des alten Pfarrers Tochter, oder Enkelin? Wohl nimmer!

Es konnten ungefähr acht oder neun Jahre her sein, da hatten im Kretscham große Wagen mit Männern und Frauen und vielen Rossen gehalten und die Kretschamwirthin hatte zur Frau Pfarrerin geschickt, um Thee und kühlende Arznei, die die alte Frau kunstvoll und heilkräftig zu bereiten verstand, da ein Kind der fremden Leute, ein kleines wunderschönes

Wesen, krank und elend darnieder lag. Frau Regina, in aufopfernder Liebe, war alsbald selbst zum Kretscham gegangen; wo das liebliche fünfjährige Püppchen im heftigsten Fieber auf und unter zahllosen Decken und bunten Teppichen lag, umstanden von einem großen ältlichen, vornehm aussehenden, ernsten Manne, und einer alten braungelben Frau, die in sonderbarer Sprache mit deutschen Worten untermischt, von der erschreckten Kretschamwirthin tausend ihr unbekannte Dinge und Kräuter verlangte, während der ernste Mann schweigend die Händchen des vom Fieberfrost geschüttelten Kindes in den seinen hielt.

„Das Kindchen muß schleunigst in's Bett und darf nun und nimmermehr weiter reisen," hatte die Pfarrerin gesagt, nachdem sie mit kundigem Blick den Zustand der Kranken erkannt.

„Aber wir müssen fort," hatte der ernste Mann in deutscher Sprache aber mit seltsam fremden Accent zur Antwort gegeben, „und hier im Wirthshause kann das Kind unmöglich bleiben, selbst wenn Kurganna bei ihm bliebe."

Das uralte braungelbe Weib murmelte unter heftigem Schluchzen zahllose unverständliche Worte.

„Wollt Ihr mir das kleine Wesen anvertrauen, bis zu seiner Genesung, so tragt es in Gottes Namen in's Pfarrhaus, es soll mir sein Eingang gesegnet sein," sprach die würdige Pfarrerin.

„O werthe Frau! heißen, heißen Dank!" rief der

Mann, die Finger der erschreckten alten Predigerfrau an die Lippen führend und fast das Knie beugend, während das alte braune Weib ihr Kleid mit zahllosen Küssen bedeckte. . . .

„O, nicht, nicht doch, lieben Leute," wehrte die Pfarrerin; „kommt, laßt uns gehen, jede Minute Verzögerung droht des Kindes Leben."

Der ernste Mann nahm das in Decken gehüllte Kind und folgte der eilig voran trippelnden Predigerfrau.

Erstaunt sah der Pastor der seltsamen Einquartierung entgegen, aber schnell war auch der würdige Greis behülflich das Kind zu betten, als Regina sagte: „ein krankes Kind, bester Gottlob."

„Und wollen Sie das Kind bis zu seiner vollen Genesung in Ihrem Haus und Herzen hegen?" fragte der Mann.

„Gewiß, mein Freund, gewiß!" erwiderte der Pfarrer.

„So segne es Ihnen Gott!"

Die Caravane verließ das Dorf und das kranke Kindchen blieb im Pfarrhause, gehegt und gepflegt wie ein eignes. Als die Heftigkeit des Fiebers gebrochen war und das kleine herzige Wesen die Augen aufschlug, verlangte es in fremder Sprache tausend Dinge; doch antwortete es der ihr mit milder Stimme zuredenden Pfarrerin auch in deutschen Lauten, wenn auch mit eben dem seltsamen, noch mehr hervortönen=

den Accent wie der ernste Mann. Als die Genesung vorschritt, forderte es den Grossvater und Bergamo, und später, als es das Bettchen verlassen hatte, fragte es auch nach Astura und Cecco, lauter Namen, die Frau Regina und Beatel mit Staunen erfüllten.

„Spanische Reiter seien die fremden Leute gewesen," hatte die Kretschamwirthin gesagt.

„Es werden Kunstreiter oder Schauspieler gewesen sein," meinte der alte Pastor zu seiner Frau, „um so mehr haben wir Ursache, uns des Kindes anzunehmen; denn wer weiß — —" doch schwieg er plötzlich mit tiefem Seufzer, als er die Thränen bemerkte, die die Augen Frau Regina's zu füllen begannen.

Ungefähr acht Wochen nachher trug der Postbote einen mit einem bedeutenden Wechsel auf ein Kaufhaus der nächsten Kreisstadt beschwerten Brief in das Pfarrhaus, worin der fremde Mann auf's Dringendste den alten Pfarrer bat, das Kind zu behalten, bis man es fordern würde, und für geistige und leibliche Erziehung desselben zu sorgen. Eine gleiche Geldsumme werde alle Jahre erfolgen. Die Unterschrift des Briefes war unleserlich, so daß der Pfarrer, was er am liebsten gethan hätte, den Wechsel nicht zurückzusenden vermochte. Er realisirte ihn indeß nicht, was aber nur zur Folge hatte, daß das betreffende Kaufhaus nach einiger Zeit die Summe in baarem Gelde einsandte.

Die neuen Eindrücke des unbekannten Hauses, der Viehhof, Flur und Garten verfehlten nicht, ihren

sänftigenden Einfluß auf den Schmerz der kleinen Mannella, wie sie sich nannte, zu äußern, die zuerst unter heißen Thränen fortwährend nach dem Großvater und Kurganna verlangt hatte. Jetzt sprang sie jubelnd in Haus und Garten umher; nur des Abends forderte sie noch dann und wann von der erstaunt lauschenden Beatel: sie wolle jetzt fort in den Circus und die goldnen Röckchen anziehen und auf Mehira oder Cecco reiten. Doch auch das verlor sich im Laufe der Zeit.

Eines Tages hatte der alte Pfarrer das herzige Kind auf seinen Knieen, das nach Kinderart tausenderlei durcheinanderschwatzte und bald dies bald jenes zu wissen verlangte; wie denn nirgends der Forschungstrieb und die Wißbegierde sich mächtiger regt als in dem Geiste des Kindes. Plötzlich sagte das kleine Mädchen sehr ernsthaft:

„Ah, Großvater," — so nannte sie stets den Greis — „Mannella hat lange vergessen zu beten; aber jetzt will sie beten." Und die kleinen zarten Händchen faltend, lispelte sie halb ernst halb lächelnd: „Heil'ge Mutter Gottes, bitt' für Mannella!" Dann sah sie zärtlich den alten Mann an und fragte: „Ist's so recht, Großvater?"

„Gewiß, gewiß! mein liebes Herz; aber jeden Morgen und jeden Abend muß mein Kind auch beten, nicht wahr?" erwiderte der Prediger.

„Ja, Großvater, Mannella wird immer beten!"

„Der würdigst großer Gnade Deinen Dienst, Herr, sei gelobt in Ewigkeit!“ flüsterte der fromme Greis.

Am Abend sagte er zu seinem Mütterchen: „Wir werden den Pfarrer Knauer bitten müssen, uns jetzt öfter, ja später täglich, zu besuchen, Regina, daß er unsern Pflegling unterrichte; das Kind ist katholisch.“

Die gute Frau erschrak im ersten Augenblick und richtete sinnend ihre Augen auf den Gatten, dann aber antwortete sie milde: „Wenn Du meinst, Gottlob, so wollen wir ihn bitten.“

„Unbedingt, Mutter. Nimmer möchte ich die Sünde auf mich laden, daß einst vielleicht ihre Eltern von mir des Kindes Seele forderten.“

Und die würdigen alten Leute, in frommem Gebet Alles, was da lebt, der Liebe Gottes empfehlend, suchten zufrieden das stille Lager.

Pfarrer Knauer war der Seelsorger des in nächster Nähe gelegenen katholischen Dorfes. Ein kleiner dicker heitrer Lebemann, das ächte Urbild eines katholischen Dorfgeistlichen, der lebt und leben läßt. Mit Würde und Andacht las er seine Messen, tröstete die Kranken und ölte die Sterbenden; gab auch denen, die es begehrten, mit Salbung die Sacramente und Gnadenmittel der heil'gen Kirche. War dies aber Alles geschehen, so gehörte Zeit und Pflege ihm und seinem werthen Leibe. Nachdem er sehr gut gefrühstückt, aß er noch besser zu Mittag und trank dazu viel und ausgezeichneten Ungarwein, neben sein Keller im ge-

schmuggelter Waare reichlich barg. Dann machte er sein wohlverdientes Schläfchen, rauchte zum Kaffee sein Pfeifchen Varinas und Abends —? je nun, Pfarrer Knauer hatte eine schmucke Haushälterin, zwar in dem gesetzlichen, vom Fürstbischof vorgeschriebenen und vom Probst von Zeit zu Zeit revidirten Alter, aber drall und rund; — nun, und mit der spielte er Abends seine Partie Whist à deux, denn er liebte den Whist, konnte aber sonderbarer Weise in diesem feinen Spiel nur mit seiner Haushälterin zu Stande kommen, die Geduld mit seinen Schwächen hatte. Mit dem Strohmann spielte es nie, das wackre Pfäfflein.

Beide Amtsbrüder verschiedener Religionen, der protestantische Prediger und der katholische Pfarrer, lebten trotzdem in bestem Einvernehmen, und gern sah der alte Pastor Hovemann das ebenso dicke Rößlein mit dem dicken Herrn Confrater in den Hof lenken. Trotz seiner Wohlbeleibtheit war der Pfarrer Knauer ein lebendiger Geist, voll Witz und Scherz, und stets erregte seine Ankunft in der Pfarre beim Vater Gottlob und Frau Regina Freude und Heiterkeit und die Letztere sorgte auf's Beste für den Tisch. Manch' Scherzwort flog dann zwischen den beiden alten Herren hin und wieder, und nimmer hätte einer jener Zeloten der Neuzeit geglaubt, zwei Geistliche verschiedenen Bekenntnisses vor sich zu haben. Aber hier achtete jeder den Glauben des andern, und keiner hielt

den seinen für den bessern oder richtigeren, sondern in ächter Gottesfurcht und christlicher Liebe reichten sich beide Geistliche, als Diener am Worte des Herrn, die Hand. Beide lehrten sein heiliges Wort; was that die Form, in der es geschah, ihrer Freundschaft, ihrem friedlichen Verkehr!

Der wackre Knauer hatte sich leider in letzter Zeit durch allzureichlichen Genuß eines, von Frau Brigittens, seiner Haushälterin, kunstfertiger Hand zartbereiteten saftigen Kapauns eine kleine Indigestion zugezogen, die ihn an Haus und Zimmer fesselte, so daß er seit langem die freundliche Pfarre nicht besucht hatte, also auch den Zuwachs in dem Hausstande des Confraters nicht kannte. Erstaunt war er daher, als er eines Tages seine dicke braune Mica, wie er sein Rößlein benannt hatte, in den Pfarrhof lenkte und ein wundervolles kleines, braun angehauchtes Mädchen ihm lachend zurief: „O, wie ist Dein dickes Roß so gar nicht hübsch, aber doch kannst Du Manuela einmal hinaufsetzen.“

„Aber, sagt mir, um aller Heiligen willen, bester Confrater,“ redete er nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen und Versicherungen des gegenseitigen Wohlseins, den Pastor an, „welch' kleine allerliebste braune Elfe hat Euch denn da der Storch in den Schornstein geworfen, seit ich nicht hier war? Sagt mir der kleine Puck, meine Mica sei häßlich, verlangt aber dennoch gleich daraufzusitzen.“

Lächelnd erzählte der Greis dem erstaunt horchenden Amtsbruder die sonderbare Einverleibung des Kindes in seine Familie und setzte dann hinzu, als der dicke Kaplan fast neidisch sagte: „Nun, solcher Wohlthat läßt nur Euch der Herr zu Theil werden, an unsereinen kommt das nicht. Beim heiligen Januarius! welch' Leben würde die kleine Hexe in mein altes Haus gebracht haben; nicht zu gedenken Frau Brigittens Freude!"

„Laßt gut sein, bester Freund, auch Ihr werdet Theil haben an dem Kinde. Werdet Ihr doch von nun an schon öfter den Weg zu uns machen müssen, um Euch des unsterblichen Theils Mannella's anzunehmen. Das Kind ist in Eurer Lehre bisher erzogen."

„Und nun verlangt Ihr," versetzte staunend der biedre Pfaffe, „ich soll das kleine Wesen weiter in meinem Glauben unterrichten, wo es doch sein Seelenheil an Eurem milden Herzen sicher weit besser finden wird? Laßt es doch in Gottes Namen die Händchen falten, und zu Gott beten wie es will; der wird es schon hören, ohne die gebenedeite Mutter und die übrigen Heiligen."

„Nimmer, werther Bruder!" gab der alte Prediger zur Antwort. „Des Kindes Eltern haben mir das kleine Wesen anvertraut, wahrscheinlich in der Meinung, ich sei ein Gottesdiener ihres Bekenntnisses, und ich sollte so ihr Vertrauen täuschen? Nein,

kommt später täglich herüber, lehrt und unterweist es in Eurer Lehre, ein böses Beispiel soll es hier nicht finden."

„Nun, beim ew'gen Gott!" sagte der kleine dicke Geistliche, dem lächelnden Greis die fleischige Hand reichend, „Bruder, Ihr seid Christi wahrster Jünger! Gut, gut! Lehren wir denn die kleine Elf das Credo und das Ave Maria und firmeln es später, wenn es so lange bleibt; was das Uebrige anbetrifft, so überlaßt das Kind in's Himmels Namen in Eurem Hause und bei Eurem Beispiel sich selbst. Eine bessere Religion könnte ihm selbst der heilige Vater nicht geben."

Hiermit war das Gespräch zu Ende und Mutter Regina hatte auf's Sauberste den gastfreien Tisch besorgt, während die kleine Mannella eilfertig in's Zimmer kam und dem Großvater auf die Kniee steigend mit verächtlich kraus gezogenem Näschen erzählte: „Auf dem dicken Roß des Herrn möge Mannella nicht reiten, das könne weder lanciren noch courbettiren, verstände nicht einmal eine Volte zu gehen."

„Und Du verstehst das Alles?" fragte erstaunt und lachend der dicke Mann.

Mannella sah ihn mit ihren großen Augen an und sagte, sich zum Großvater wendend: „Großvater, der dicke Mann hat ein Pferd und kann wohl nicht reiten? Soll Mannella es ihm wohl zeigen?"

Beide alte Herren lachten herzlich über des reizenden Kindes Naivetät und Pfarrer Antonio meinte,

mit vollen Backen kauend und dabei lachend und auch sprechend, was seinem feisten Gesicht einen äußerst komischen Anstrich gab: „Mannella würde gewiß zehnmal eher das Credo und das Ave lernen, als er und seine Rika den Bolzen, oder wie das hieße, was die kleine Elf da geschwatzt habe."

Seit der Zeit nun kam der wackre Pfarrer öfter als je zum Confrater und jagte sich trotz seiner Wohlbeleibtheit mit dem kleinen wilden Feenkind, wie er es stets nannte, in Hof und Garten umher, zum großen Jubel Mannella's und stillem Lächeln des alten Predigers. Das Ave Maria und das Credo lernte sie bald und der biedre Pfaffe fügte auch noch die Litanei hinzu. Heran wachsend, unterwies sie Pastor Hövemann in den weltlichen Wissenschaften, in denen der würdige Mann stets mit dem Zeitgeist Schritt gehalten hatte, und Mütterchen Regina bemühte sich im Verein mit Beatel, ihr eine Idee der edlen Kunst des Strickens und Nähens beizubringen, ihr auch zu zeigen, wie man eine Suppe koche und den Braten begösse. Aber weder das Erstere noch das Letztere mochte Mannella begreifen, sondern lief stets lachend davon. Trotzdem wußte sie die saubern Kleidchen und Schürzchen, die ihr Mutter Regina von der berühmtesten Schneidermamsell der Kreisstadt anfertigen ließ, mit einer Art zu tragen und zu ordnen, die Beatel mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte. Alljährlich hatte das bekannte Handlungshaus der Kreisstadt die Geldsumme pünkt-

lich an den alten Prediger eingesandt, der solche aber stets sorgsam verwahrte und nimmer einen Groschen davon anrührte. „Ich würde mich schämen," sagte der Greis, „wenn ich für das Wenige, was wir dem Kinde gewähren können, eine Bezahlung annähmen. Im Gegentheil wir, mein Mütterchen und ich, müssen dem lieben Wesen dankbar sein, für die vielen heitern Stunden, die uns ihre Liebe, ihr kindlicher Frohsinn, ihre stete Dankbarkeit gewährten."

Manuella sprach wohl noch dann und wann vom Großvater und Kurganna und der Prediger selbst half, so weit er konnte, absichtlich ihren Erinnerungen nach; aber neben dem alten Großvater nahmen der neue Großvater und das liebe Großmütterchen den ersten Platz in ihrer Liebe ein.

An des Kindes zehntem Geburtstag war ein Bote des ernsten Mannes gekommen, hatte die bekannte Geldsumme, und für Manuella ein goldenes Kruzifix, einen wunderschönen Neufundländer Hund und einen kleinen mausfarbigen Pony mit Sattel und Zeug gebracht, auch verlangt, das Kind zu sehen, aber nur in der Entfernung. Der Pfarrer war darauf bestanden, das gesammte Geld dem Boten wieder zurückzugeben, ließ aber davon ab, als dieser dazu keinen Befehl zu haben meinte, auch die baldige Ankunft seines Herrn verhieß.

Das Mütterchen hatte die Thiere auf dem großen Flur des Pfarrhauses — beide waren fromm und

zutraulich, — aufstellen lassen und mit Beatel's Hülfe ein großes Tuch wie einen Vorhang an der Decke befestigt, hinter dem nun Hund und Roß standen. Mannella sollte nun rathen, was ihr der Geburtstags-mann hinter der Decke beschert, und rieth zum großen Ergötzen des guten Mütterchens immer falsch.

„Daß doch Greise mit den Kindern wieder Kinder werden!“ flüsterte der greise Prediger. „Aber sagt der Herr nicht: Selig sind die Kindlein?“

Mannella ward schon ungeduldig, wie denn das stark in ihrer sonst sanften Natur lag. Da schnob der Pony wahrnehmlich und das Kind stürzte mit dem jubelnden Ruf: „Cecco!“ hinter den Vorhang.

Waren nun auch die Ankömmlinge nicht die alte Astura und der alte Cecco, so hörten sie doch auf dieselben Namen, waren wohldressirt und gewöhnten sich bald an die Herrin, die denn auch mit kundiger Hand die Zügel zu führen und den feinen aber kräf-tigen Schenkel zu gebrauchen wußte. Zum Schrecken der Pfarrerin und zur schreienden Angst Beatel's jagte nun das wilde Kind, begleitet von Astura, die ihm wie sein Schatten überallhin folgte, durch den weiten Garten und in Feld und Flur hinaus. Die seltsamste Figur spielte aber unstreitig der dicke Pfarrer Knauer, wenn ihn Mannella, wie das denn oft geschah, ein Stückchen heim begleitete, und die dicke Mira, von dem Feuer des kühneren Gefährten angesteckt, ebenfalls die alten Beine im Galopp durcheinander warf. Alle

Heiligen! rief dann der biedere Pfaff an, und in Todesangst die Mähne seines Thieres packend, verlor er Bügel und Hut, welchen letzteren ihm dann stets Ventura, nachdem das lachende Mädchen Cecco angehalten, und die feiste Mica nun schnaufend Schritt ging, auf's Zierlichste apportirte. Dennoch freute sich der alte Knabe jedesmal herzlich, wenn ihm der „alte Jochel," Pastors Knecht, das Rößlein zum Aufsitzen brachte und Mannella auf dem Pony schon lachend bereit hielt, und vergab ihr gern die ausgestandene und auszustehende Todesangst. Begleitete das junge Mädchen ihn ja einmal auf seine Pfarrei, war seine Freude grenzenlos, und Frau Brigitte mußte Alles herbeiholen, was er nur glaubte, daß das Kind erfreuen könne. Willig und gern that dies die dralle, runde Schleißerin, beneidete sie doch heftig die alte Predigerfrau um den schönen Kobold. —

So waren wieder fast drei Jahre und mehr vergangen; regelmäßig war die Geldsendung erfolgt, aber der ernste Großvater nicht erschienen, obwohl der würdige Greis in der letzten Zeit Mannella oft und viel absichtlich vom Großvater gesprochen. Um diese Zeit hatte auch Pfarrer Knauer die Firmung des Mädchens vollzogen.

Es war an einem schon rauhen, unfreundlichen Octoberabend, als auf der vorerwähnten großen Straße ein Wanderer dahinschritt. Er hatte sich dicht und fest in einen weiten Filzmantel gehüllt, fast zu warm?

noch für die Jahreszeit, aber dennoch klapperten dem Wandersmann die Zähne vor Frost und schlotterten ihm die Kniee, daß sie fast den Dienst versagten. In seinen Adern tobte das Fieber.

Er richtete die großen, jetzt trübe umflorten Augen in die Ferne und als sie auf dem nahen Kirchhof hafteten, murmelte er: „Gott sei gelobt! die Hülfe wird nahe sein.“ Und die letzten Kräfte zusammenraffend, schritt er weiter.

Dieser Wanderer war Alfred.

In Breslau, das er mit Mühe und Noth mit seiner Baarschaft erreicht hatte, schon krank, wollte er jetzt nach G. wandern, wo, wie er in jener Stadt erfahren hatte, der Director Ungläubig mit seiner Gesellschaft weilte.

Er hatte das Dörfchen erreicht und fragte ein ihm begegnendes Mütterchen nach dem Pfarrhaus.

„Dort, lieber Herr, dicht neben der Kirche; Ihr könnt nicht fehlen,“ sagte freundlich die Frau.

„Und ist der Pfarrer, seid Ihr Katholiken?“ fragte er weiter.

„Nein behüte!“ versetzte das Mütterchen eifrig, „unser guter Pastor und wir alle sind gut lutherisch, aber fürchtet Euch deshalb nicht, zu ihm zu gehen, wenn Ihr ein Katholik und in Noth seid, ach! der liebe Herr ist die Barmherzigkeit selbst.“

„Nun in Gottes Namen, weiter!“ murmelte Alfred und ging mühsam dem bezeichneten Hause zu.

Der würdige Pastor Hovemann saß in seiner Studierstube, die, mild erwärmt, im freundlichen Lampenlicht traut und heimisch den alten Mann umfing.

Da pochte Jemand leise aber, wie es sich anhörte, mit zitternder Hand an die schon verschlossene Hauspforte. „Ein später Gast," dachte der Greis, „wer kann das sein?" und schritt hinaus, zu öffnen.

„Um aller Heiligen willen!" rief der Ankömmling, „Barmherzigkeit!" und sank ohnmächtig auf die den Flur bedeckende Strohmatte.

„Mutter! Mannella! Beatel!" rief der erschrockene Greis, „schnell! schnell!"

Alle kamen und sahen erstaunt auf den wie todt daliegenden schönen Jüngling, dessen von der Herbstsonne gebräuntes Gesicht dennoch in seinen feinen Zügen verrieth, daß man es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun habe.

„O flink, Beatel, mach' das Bett im Gaststübel zurecht und warme Flaschen; der arme Mensch ist ja todtkrank," sagte Mutter Regina, „und Du, Jochel, schick' einen Burschen in die Stadt zum Herrn Doctor, aber erst hilf den armen Kranken in's Bett tragen."

Alle Befehle wurden schleunigst ausgeführt, und bald lag Alfred von Kissen und Wärmflaschen umgeben in dem Gaststübchen im weichen Bett, während ein rüstiger Bursch nach der Stadt schritt, den Arzt zu holen.

Am Bette des Kranken saß indessen stumm Man=

nella und sich über ihn beugend flüsterte sie: „Gnadenreiche Mutter des Heils, laß ihn nicht sterben!“ indem sie mit leisen Lippen seine jetzt heiße Stirn streifte.

Wie magnetisch schien dieser jungfräuliche Kuß auf den Kranken zu wirken, denn in demselben Augenblick schlug er die großen Augen zu dem heiß erröthenden Mädchen auf und lispelte: „Habe Dank!“ Dann aber versank er wieder in Fieberschlummer, und wilde Phantasien kreuzten durch sein Hirn, denen Mannella athemlos und erstaunt lauschte. Bald sprach er jubelnd von zahllosen Rossen und erlegten Wölfen und dann wieder rief er nach seinem Mütterlein, in Lauten, die Mannella, ach! nur zu gut kannte. Tausend Namen und Begriffe mischten seine wirren Fieberphantasien durch einander.

Da kam der Arzt und das Mädchen verließ das Zimmer.

Ein kleines, bewegliches Männchen mit klugen Augen und scharfen Zügen, war Dr. Danziger ein fanatischer Anhänger Prießnitz's, und mit Hülfe des herbeigeholten Dorfbaders ward der Kranke in nasse Tücher geschlagen, und alle Experimente der Wasserkur wurden mit ihm vorgenommen.

Befriedigt verließ der Arzt gegen Morgen den Patienten. „Hat nichts zu sagen, bester Pastor,“ sagte er munter zu dem seine Nachricht erwartenden Prediger und Frau Regina und Mannella, „hat nichts zu

sagen, Leutchen, legt Euch in Gottes Namen zu Bett und überlaßt ihn bis zum Tage der Pflege des instruirten Dorfmedicus. Werde morgen wiederkommen und binnen 5 Tagen wird der hübsche, junge Mann wieder frisch und gesund sein. Nichts weiter als eine heftige Erkältung, thut in der Regel nichts so kräftigen Naturen, wie die seine mir scheint. Apropos, Ihr Angehöriger, lieber Pastor?"

„Nein," versetzte dieser sanft, „ein uns ganz Fremder, der gestern Abend uns ohnmächtig in's Haus fiel, im wirklichen Wortsinne."

„Immer der echte Priester Christi!" setzte der Doctor seine Rede fort, „scheint übrigens vornehmer Leute Kind zu sein. Hatte an einer Kette eine Goldkapsel auf der Brust, die ich ihm abnehmen mußte, und die ich so neugierig war zu besehen. Enthielt das reich mit Brillanten besetzte Portrait eines wunderschönen weiblichen Wesens, dessen lebendes Abbild der junge Mann ist. Nun ist nicht meine Sache, ich habe ihn nur gesund zu machen. Gute Nacht denn, gute Nacht!"

Eine seltsame Veränderung war mit Mannella vorgegangen. Statt jubelnd und fröhlich wie sonst im Hause und herbstlichen Garten umherzuspringen, ging sie ernst, fast traurig am andern Morgen zu Cecco, dem Thiere, wie sie es täglich gewohnt war, zu liebkosen und ihm sein Stückchen Zucker zu bringen. Ebenso ernst, mit gesenktem Schweif, die klugen Augen auf die Herrin

gerichtet, folgte ihr Astura. Hell wieherte der kleine Renner, als das Mädchen in den reinlichen Stall trat, aber Mannella legte ihm die kleine Hand auf das Sammetmaul und sagte: „Still, still! er schläft und Du wirst ihn wecken. Ah, siehst Du," fuhr sie murmelnd fort, den schönen Kopf auf des Thieres Hals legend, „Du und Astura, ihr Beide habt jetzt nur ein kleines Plätzchen in Mannella's Herz. Erst kommt der Großvater und Kurganna, und dann dies Großväterchen und dies Großmütterchen und auch der kleine Pfarrer, aber der erste Platz, — ach nein! alle, alle gehören ihm!" Und Cecco bog die weichen Ganaschen, und sah mit den braunen großen Augen wie verstehend auf die sinnende Herrin; dann neigte er das Haupt auf und nieder, als wollte er sagen: „Schon recht, schon recht! wie kann es anders sein!" während Astura leise die herabhangende Hand des Mädchens leckte.

„In ihrem Herzen grünt der Frühling!" dachte der greise Pfarrer, der durch Zufall des schönen Kindes Selbstgespräch belauscht hatte, „gieb Herr, daß nimmer der Winter komme."

Der Arzt kam noch einmal und dann noch zweimal. Dann sagte er: „Er ist genesen der Patient, Dank seiner kräftigen, ungeschwächten Natur und dem göttlichen Wasser. Laßt ihn aufstehen, Leutchen, und gebt ihm kräftige Kost, der Vogel wird die Schwingen bald wieder regen, meiner bedarf er nicht mehr. Adieu!"

Alfred hatte sich vom Lager erhoben. Seine vom

Staub der Straße beschmutzten Kleider waren gereinigt, seine wenige in der Tasche befindliche Wäsche sauber gewaschen, und alles lag wohlgeordnet im trauten Stübchen. Er machte seine kleine Toilette, zog die weißen Vorhänge seines Bettes zusammen und setzte sich in den weichen Lehnstuhl am Fenster. Draußen war ein schöner Herbsttag und an den unfernen Bergen breitete der Wald in den mannigfachsten Schattirungen des herbstlichen Laubes seine farbenreichen Bilder.

Da pochte es leise und die Pfarrerin trat ein. „Nun Gott sei gelobt, das ging noch einmal so vorüber!“ sagte sie freundlich, dem jungen Mann die welke Hand reichend.

„Ja, Gott sei gedankt, und tausend, tausend Dank Ihnen, hochgeehrte Frau,“ erwiderte Alfred die zitternde Hand des Mütterchens an seine Lippen ziehend, was diese in der Ueberraschung geschehen ließ. „Aber, wollen Sie mir sagen,“ fuhr er fort, „wem der arme Wanderer diese aufopfernde Güte verdankt?“

„Sie sind beim Pfarrer des Dorfs, lieber Herr,“ gab das Mütterchen verlegen die Schürze streichend zur Antwort. „Aber mein Mann soll kommen und Mannella, und Ihnen Gesellschaft leisten, auch hat der Herr Doctor erlaubt, daß Sie hinaus könnten in die Luft, wenn Sie sich so fühlten,“ sprach sie eifrig weiter. „Nun, ich schicke Ihnen meinen Mann.“

Die Pfarrerin entfernte sich eilig. Der junge Mann

hatte sie ganz bestürzt gemacht mit seinem Dank. Hatte er doch so etwas vornehm Ernstes in seinem Wesen, in seinem doch so ehrerbietigen Dank, wie? — ja wie? — Halt! jetzt hatte sie's: wie der ernste Mann damals in Kretscham, Mannella's Großvater.

„Mannella?" murmelte Alfred und strich über die schöne Stirn, „sollte es mir doch nicht geträumt haben im Fieber, daß ein wundervolles Haupt sich über mich beugte, zwei Lippen meine Stirn flüchtig streiften und flüsterten: „Heil'ge Mutter Gottes! laß ihn nicht sterben!"

Der würdige Pfarrer kam. „Ihren Eingang hat Gott gesegnet, woll' er Ihren Ausgang segnen gleichermaaßen!" sagte er dem Jüngling die Hand reichend. „Seien Sie uns herzlich willkommen als lieber, lieber Gast."

„Amen und heißen Dank!" versetzte dieser. „Gewiß führte Gottes Güte mich in Ihr Haus, hochwürdiger Herr, und ich danke ihm aus tiefster Seele. Aber damit ich für spätere Zeiten noch Ihr Andenken segnen kann, Ihren Namen hochwürdiger Herr!"

„Hovemann heiße ich, Ihnen zu dienen, und Krain heißt das Dörfchen," gab der Greis lächelnd zur Antwort, „aber Sie werden im Laufe der Zeit beides vergessen, wie es auch natürlich ist."

„Niemals!" sprach Alfred rasch, „gewiß niemals! Aber verzeihen Sie," fuhr er fort, und sein Auge ruhte forschend auf des Greises friedlich ruhigem Antlitz, „verzeihen Sie die Frage, Sie haben einen Sohn?"

„Ja!“ sagte der Pfarrer und ein flüchtiges Roth färbte die runzlige Wange, „sollten Sie ihn kennen?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht! war Ihr Sohn in Rußland?“

„Er war dort.“

„O so ist er's, so ist er's! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, würdiger Mann, ich verdanke Ihrem Sohn meine — Bildung,“ wollte er sagen, — doch sich besinnend sprach er: „Vieles, ach Alles! Und wo ist er jetzt?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete ernst der Prediger, „er verließ seine Laufbahn, und wurde Schauspieler.“

„Also dennoch!“ murmelte Alfred. „Und zürnen Sie ihm deshalb?“

„O nein!“ gab der Greis milde zurück, „wo hätte der Zorn Platz im Herzen eines Vaters, der die Liebe lehren soll, gegen den Sohn, so lange der Sohn auf dem Pfade des Guten bleibt? Und diesen Pfad wird er nimmer verlassen haben, mein theurer Ernst, wenn er auch irrte. Aber er glaubt, wir zürnen ihm, und seit Jahren haben wir nichts von ihm gehört, obgleich er hier fast ganz in der Nähe gewesen sein soll, wie das Gerücht sagt.“

„Ah, sehen Sie, theurer Mann, ich kannte Ihren Sohn, wo? — das erlassen Sie mir, — und ich lauschte lächelnd seinen Worten, wenn er mir in begeisterter Rede seine kühnen, großen Ideen enthüllte. Und nun beherbergt, pflegt und erquickt der Vater

mich, den armen Wanderer, der krank und matt an seine Thür pocht. Wahrlich! unerforschlich sind Deine Wege, ewige Vorsehung! Aber ich werde Ihren Sohn finden, hochwürdiger Herr, und ihn zurücksenden zu seinem Vater, und er wird kommen, seine segnende Hand zu küssen!"

„Das müßte bald geschehen," sagte der Greis und eine Thräne zitterte in seinen noch so hellen Augen, „meine Tage sind gezählt."

„O nein, nein!" rief Alfred, des Greises Hand ehrfürchtig an seine Lippen ziehend, „wer so wie Sie Gottes Liebe auf Erden als sein Diener übt, der kann nur in des geliebten Kindes Armen sterben!"

„Gott ist barmherzig und seine Güte währet ewiglich!" sprach der Pfarrer, „er wird mein Gebet erhören. Aber der Mittag ist schön, wollen Sie nicht hinaus?" setzte er hinzu und erhob sich.

„Dank für Ihre Sorgfalt!" entgegnete Alfred, „ich will hinunter."

Der Prediger verließ in tiefen Gedanken das kleine Zimmer, in eben so tiefem Sinnen seinen Gast zurücklassend.

„Er und ich!" murmelte der Künstler. „Ich der Fürstensohn, der über seine tollen Ideen lächelte — jetzt der irrende Verbannte und er dasselbe! Nein, nein!" fuhr er heftiger fort, „er hat Eltern, theure Eltern, die seine Rückkehr erflehen und ersehnen, ihm ihre Arme geöffnet halten, aber ich — ich!" und mit

kurzem, gellen Lachen sank er in den Lehnstuhl zurück, die Augen mit den Händen bedeckend. Doch die finstern Gedanken schwanden, und das liebliche Traumbild streifte mit linden Lippen seine brennende Stirn und flüsterte ihm zu. Er schlug die Augen auf. Heil'ger Gott! war es Phantasie oder Wirklichkeit? Da stand das Bild seiner Träume und eine süße Stimme sprach laut und vernehmlich: „Sei willkommen!" und eine kleine Hand streckte sich ihm entgegen. „Traum oder Wirklichkeit?" murmelte Alfred und erfaßte die kleine Hand mit fast heftigem Drucke.

„Wer bist Du, schönes Mädchen?" sprach er hastig.

„Mannella heiß' ich," erwiderte das heiß erröthende Mädchen, das Köpfchen senkend, „und das ist Astura!" setzte sie in lieblicher Verwirrung hinzu, auf den ernst mit hereingeschrittenen, prächtigen Neufundländer zeigend.

Alfred erwachte aus seinen Träumen und richtete einen Moment die großen Augen voll auf das wunderschöne Kind.

War Mannella heute denn noch ein Kind?

Nein, nein! Gehobener war ihre Gestalt, elastischer ihr Gang, blitzender ihr Auge geworden! Ein schwarzer seidener Rock umgab die Hüften, während ein weißes Mieder die schlanke Taille und den jungen, so hoch jetzt klopfenden Busen, den Hals freilassend, umspannte. In reichen Flechten war das Haar um die schöne Stirn mit dem leisen bräunlichen Hauch aufgesteckt

„Bist Du des Pfarrers Enkelin?“ fragte er.

„Nein!“ gab das Mädchen auf's Neue erröthend zur Antwort. „Aber komm', laß uns hinunter gehen, daß ich Dir den Garten zeige und Cecco,“ setzte es hinzu.

„Ja, laß uns gehen,“ sprach träumerisch der Jüngling und folgte dem voranschreitenden Mädchen.

An der Treppe stand plötzlich Mannella still und wandte das Gesicht zu Alfred mit der leisen Frage: „Und wie heißest Du?“

„Ismaëlo!“ entgegnete er. Um Alles hätte er hier keine Lüge gesagt.

„Ah, Ismaëlo!“ wiederholte das Kind, „willst Du Mannella's Stübchen sehen?“

„Willst Du mir es zeigen?“

„Dir, — ja!“ Und sie öffnete die Thür eines kleinen Giebelgemaches. Auch hier schritt Astura wieder ernst und gravitätisch zuerst hinein.

Welch' unnennbar süßer, heil'ger Zauber weht durch das Zimmer eines reinen, keuschen Mädchens. Der unbeschreibliche Nimbus der zartesten Jungfräulichkeit umstrahlt die Möbel, die Blumen, die tausend Kleinigkeiten, die es schmücken! Mit unendlichem Wonnebeben schritt Alfred über die Schwelle. Dort stand das Clavier, hier lag das kleine Reithütchen neben der Gerte, und da, da im Alkoven stand das schneeweiße jungfräuliche Lager. Blasirter Roué, Wüstling, der Du hohnlächelnd die Achseln zuckst, wenn

von Frauenehre und Mädchentugend die Rede ist. — tritt heran an dies keusche, unentweihte Heiligthum, und auf Deinen Lippen wird das frivole Witzwort ersterben, und in Deinem sonst todten Busen sich ein anderes Gefühl regen, als das wollüstigen Kitzels. —

Stumm standen der Jüngling und das Mädchen in dem kleinen Zimmer. Keines sprach. Da, an dem Fenster blühte eine verspätete Rose. Mannella trat hinan und drückte die Lippen auf die Blume. Dann brach sie sie ab und reichte sie mit gesenktem Köpfchen und glühendem Erröthen dem jungen Manne.

„Dank!“ lispelte dieser, zog die Rose an seinen Mund und barg sie dann auf dem klopfenden Herzen.

Draußen war der Herbst, erstarb die Natur, aber hier war der Frühling und wogte das Leben! — —

Am andern Morgen trug Beatel den Kaffee auf des Gastes Stübchen und klopfte vorsorglich an. Keine Antwort, kein Herein. Leise öffnete die treue, alte Person die Thür, das Zimmer war — leer!

„Aber, Vater,“ sagte die Pfarrerin, „wer hätte das von dem schmucken, jungen Mann gedacht!“

„Laß gut sein, Mutter,“ entgegnete ernst der Greis, „männlich, brav und edel hat der Jüngling gehandelt. Ich habe es so und nicht anders erwartet, es mußte so sein.“

„Hm, sonderbar!“ murmelte das Mütterchen, „mir sind das Räthsel.“

„Kurzsichtige Greisin!“ sprach der Prediger, „hast Du nichts, gar nichts bemerkt?“

„Nein, Vater, und was sollte ich bemerkt haben?“

„Nun so laß es, Mutter, es ist so gut. Du hast mir ja sonst geglaubt, wenn ich etwas für gut erklärte, was Du vielleicht nicht begriffst.“

„Gewiß, Vater, gewiß, wenn Du so meinst,“ gab das Mütterchen zur Antwort. Aber unüberzeugt und kopfschüttelnd verließ sie des Pfarrers Studierstübchen. Der würdige Prediger verstand nur zu wohl die Handlungsweise des Gastes. Wer konnte wissen, was es ihm unmöglich machte, an eine Liebe zu Manuella, d. h. an eine endliche Verbindung mit ihr auch nur zu denken? Wer war er überhaupt? Und hatte er nun nicht groß und edel gehandelt, wenn er ging und ohne Abschied spurlos verschwand, jetzt wo vielleicht die Wunde in des Mädchens jungem Herzen bald wieder heilte? —

Von seiner Unterredung mit dem Gast, und daß dieser den Sohn kannte, hatte der Pfarrer seiner würdigen Ehegenossin nichts gesagt. Wozu den Schmerz des Mutterherzens wieder aufreißen! Wenn das Mutterherz doch so heiß um den verlornen Sohn, selbst wenn noch andere Kinder es zu trösten suchen, denn das verlorne Kind wird immer das geliebteste sein. Um wie viel mehr hier, wo das einzige Kind draußen in der wilden Welt umherirrte, während sein Mütterlein daheim bittre Thränen weinte.

Am Fenster ihres Stübchens stand Manuella. Das bleiche Gesicht, thränenschwer, hatte sie auf den Rosenstock gesenkt, von dem sie ihm gestern die Blume gebrochen.

„Geh' mit ihm mit Manuella's heißem Kuß und ihrem Herzen!" lispelte sie. „Ich werde ihn wiedersehen, gebenedeite Mutter, nicht wahr?" Und in den herbstlichen Blättern der alten Kastanien rauschte es vernehmlich, und von unten herauf erklang Cecco's helles Wiehern als bejahende Antwort. —

Draußen an der Berglehne saß Alfred und preßte in unendlichem Weh das Gesicht in die raschelnden Blätter. Wer vermöchte es in Worte zu fassen, welche Gefühle sein Herz durchzuckten! Gefunden und verloren! Lichter Tag, Sonnenschein und Leben! Grauen, Oede, Nacht und Tod! „Soll ich sie niemals wiederfinden, ewige Liebe?" murmelte er. Da sprang plötzlich die goldne Kapsel von dem Bilde seiner Mutter auf, er zog sie hervor und, wie ihm Erfüllung verheißend, lächelte ihm das Engelsantlitz seines Mütterleins entgegen. Er zog die Rose hervor, und preßte Bild und Blume leidenschaftlich an seine Lippen. „Ich werde sie wiedersehen, Mütterlein, Du versprichst es mir! Habe Dank!" — Und getröstet erhob er sich.

Er erreichte die nächste Stadt, verkaufte dort Mantel und Paletot und fuhr auf der Eisenbahn dem Norden zu, Hamburg zu erreichen, wo er hoffte, durch

die ihm bekannte S.'sche Agentur ein Engagement für den Winter zu finden. —

Vierzehn Tage später, nachdem Alfred die gastfreundliche Pfarre verlassen, hielt vor der Thür des Vorgärtchens derselben eine elegante Carosse. Ein ältlicher, ernster Mann mit weißem Schnurr- und Knebelbart von vornehmen Aeußern stieg aus und trat in das Gärtchen. Mannella pflückte eben die letzten Astern von den Beeten und blickte erstaunt nach dem fremden Herrn.

„Mannella!" sagte dieser mit eigenthümlichem Ton in spanischer Sprache, „Mannella, bist Du's?"

„Großvater," schrie das Mädchen, und hing an seinem Halse.

Der alte Pfarrer kam herzu und das Mütterchen und Beatel und bewillkommten des lieben Kindes Großvater.

„Hochwürdiger Herr! theure Frau!" sagte der alte Sennor, ehrerbietig die Hand der abwehrenden biedern Predigerfrau an seine Lippen führend, „wie soll ich Ihnen danken, was Sie dem Kinde gethan? Nimmer könnt' ich es, und wär' ich ein König. Aber mein und des Kindes Gebet zur gnadenreichen Mutter wird stets Sie einschließen!"

„Ach!" entgegnete der Greis lächelnd und mit mildem Ernst, „des lieben Mädchens schöne Dankbarkeit, sein unschuldiger Frohsinn haben uns tausendfach ersetzt, was wir Weniges gethan, und traurig und

de wird sein Scheiden unser Haus zurücklassen. Aber treten Sie ein, und seien Sie herzlich willkommen."

Der Großvater trat in des Predigers Studierstübchen.

„Hochwürdiger Herr," begann er, sein Portefeuille ziehend, „wenn ich mir auch erlaubte, Ihnen alljährlich eine kleine Summe für den Unterhalt Mannella's zu senden, so wird das niemals gereicht haben. Gestatten Sie mir jetzt diese Schuld zu tilgen." Und er schob dem alten Pastor ein Päckchen Banknoten zu.

„Nein, mein theurer Herr," gab dieser zur Antwort, „das müssen Sie nicht verlangen. Wie ich schon erwähnte, Mannella's Liebe und Dankbarkeit haben uns reichlich, mehr als wir verdienten, belohnt. Sie müssen mir sogar erlauben, Ihnen die Summen zurückzugeben, die Sie zeither gesandt und die ich unverletzt bewahrte."

„Aber, hochwürdiger Herr," versetzte der Großvater, „Sie beschämen mich tief. Nun, ich will Ihnen mein armseliges Geld, ein jämmerliches Aequivalent für das, was Sie meinem Kinde gegeben, nicht aufdringen; doch nehmen Sie's für die heil'ge Kirche. Der Altar wird eine Decke, der Priester und die Chorknaben ein neues Gewand gebrauchen."

„Auch das nicht, lieber Herr. Die Gemeinde meiner Kirche ist nicht arm und die Kirche und der

geleiten Dich, mein geliebtes Kind!" Cecco trug das Mädchen von dannen auf Nimmerwiedersehen.

Der dicke Pfarrer streckte sich noch immer schluchzend in seinem Lehnstuhl und seine Gedanken schweiften in weite Fernen. Sein altes Herz war jung geworden mit Mannella und jetzt trauerte es wieder einsam und verkommen. Der Priester hatte den Frühling des Herzens schon als Jüngling verleugnet, verleugnen müssen; — jetzt, im Alter fast, war er ihm erst erblüht. An dem Abend machte der dicke Pfaffe nicht seine Partie à deux mit Frau Brigitte. —

Im Wagen schmiegte sich Mannella innig an den Großvater und erzählte ihm mit hochklopfender Brust unter süßem Erröthen von Ismaëlo. „Und seitdem thut Mannella das Herz so weh!" schloß sie.

Der alte Mann erschrak, aber sanft fragte er: „Und hofft mein Kind den Mann wieder zu sehen?"

Leise nickte Mannella mit dem schönen Haupt und flüsterte mit seligem Lächeln und verklärtem Auge zuversichtlich: „Ich hoffe es, Großvater!"

„Gieb es, gütiger Gott!" seufzte dieser. —

Mehrere Wochen später sandte das bekannte Handelshaus der Kreisstadt eine große Kiste und einen Brief in die Pfarre, in dessen Aufschrift der Pastor sofort der geliebten Mannella Schriftzüge erkannte. Er trug den Brief freudig hinüber zu Frau Regina und mit Jubel im Herzen ward er erbrochen. Unter tausend Dankesworten für das Großväterchen, das

Großmütterchen, den dicken Mann, Beatel und Jochel, schrieb das herzige Kind scherzend von der großen Stadt, wo sie jetzt noch mit dem Großvater sei, um aber bald wieder weiter zu reisen. Was die Kiste enthalte, habe sie selbst für die theuren Insassen des geliebten Pfarrhauses ausgewählt und mit heißer Liebe dabei der unvergeßlichen Großeltern gedacht; möge die kleine Gabe in herzlicher Fröhlichkeit aufgenommen werden und an Mannella's Liebe erinnern.

Feierlichst ward zur Eröffnung der Kiste der Confrater Knauer herübergebeten, und als sie alle Bewohner des Pfarrhauses umstanden, trat Jochel ehrfurchtsvoll mit Hammer und Zange herzu, den Deckel zu lösen. Neugierig hoben das Mütterchen und Beatel das Papier. Da fand sich denn zuerst eine seltsam construirte Caffeemaschine von Silber und feinem Porzellan für den Nachmittagscaffee im Freien, und ein sauberer, schwerer Seidenstoff zum Kirchenkleide für das Mütterchen; ferner für den Großvater und den dicken Pfarrer wunderlich geformte Pfeifen mit Bernsteinmundstück, reich mit Silber und farbigen Steinen besetzt in sammetnen Hüllen, in die Mannella's Hand jedes Namen gestickt, und in versiegelten Blasen eine Fülle des feinsten Latakia's. Für Beatel und Jochel war ebenfalls reichlich gesorgt.

Die Caffeemaschine, die Pfeifen, der Tabak mußten probirt werden, und schnell war der gemüthliche Tisch arrangirt.

„Ja, ja!" sagte der dicke Pfarrer, den edlen Trank schlürfend und den Duft des feinen Krautes mit tanzenden Nasenflügeln einziehend, „wenn nun der kleine Kobold so herein gesprungen käme und sagte, meine alte Mica sei häßlich, oder begleitete mich im Galopp nach Hause! Ach, ich habe oft Todesangst auf meines Rößleins Rücken ausgestanden, aber um Alles in der Welt möchte ich es mit Freuden noch tausendmal!"

„Das ist das Leben!" erwiderte mit mildem Ernst der alte Pfarrer. „Wechsel auf Wechsel, Sonnenschein und Regen! Gebe Gott, daß Mannella's Pfad seine leuchtende Liebe erhelle!"

„Amen! Amen!" sprach der dicke Mann und legte eine frische Kohle auf die in der Erinnerung an das geliebte Kind inzwischen erloschene Pfeife. —.—

Der Nachmittagszug über B. hatte Alfred nach der alten und reichen Hansestadt getragen und leicht stieg er aus dem Waggon. Leicht in Wahrheit! Seine Taschen waren leer, kein Pfennig darin; dünn sein Röckchen und recht kalt schon strich der Nordwest über die Elbe. Er ging stehenden Fußes, sich in den winkligen, tausendnamigen Gassen des belebten Hamburgs mühsam zurechtfragend, zu dem ihm durch Briefe bekannten Agenten, fest entschlossen, diesen, auch im Fall augenblicklich kein Engagement für ihn vorhanden sei, um ein kleines Darlehn zu bitten, daß er später schon im Stande sein würde, redlich zurückzuzahlen.

Herr S., der Agent, musterte den schon fadenscheinigen, durch die Reise struppirten Anzug des jungen Künstlers, der ihm seinen Namen nannte, geringschätzig; bedauerte aber doch höflich, als er den feinen, noblen Anstand sah, mit dem Alfred selbst den schlechten Rock zu tragen wußte, in freundlichem Tone, daß leider augenblicklich nichts vorhanden sei. Der Schauspieler wollte schon den Mund öffnen, seine Bitte um wenige Thaler anzubringen, aber, wie das denn stets so geht, ihm war jetzt, wo es geschehen sollte, aller Muth entflohen. Traurig schlich er die Treppe hinunter; an der nächsten Ecke die Theaterzettel lesend. Lauter fremde Namen. Halt! hier am Actientheater in St. Pauli ein Leidensgefährte von Oedenburg. Der mußte helfen, ihn wenigstens die Nacht beherbergen. Schleunigst wanderte er den weiten Weg nach St. Pauli hinaus. Gewaltsam forderte der Magen Befriedigung; doch er mußte sich gedulden, dieser schreckliche Despot. Vor der Garderobenthür des unschönen Gebäudes wartete Alfred bis die Schauspieler kamen. Dann trat er schüchtern in die Garderobe, ein enges, stinkendes, schmutziges Gemach. Er fragte nach dem Collegen. Schon seit acht Tagen abgereist, hieß es, und traurig schlich er auch hier wiederum hinaus.

Am Stadtthor hemmte die Sperre, diese, nächst der Bürgerwehr, berühmteste Lächerlichkeit der stolzen freien Reichsstadt, seinen Weg. Besaß er denn zwei

Schillinge? — Bist Du jemals, geliebter Leser, — der Du jetzt vielleicht im bequemen Fauteuil, im eleganten, warmen Zimmer, den Dampf der Havanna von Dir bläst und beim duftenden Thee gähnend diese einfache Geschichte liesest, — wohl in einer großen Stadt unbekannt, hungernd und frierend, ohne Geld, unter geschäftig hin und her rennenden Menschen umher geirrt? Wohl niemals! Darum wirst Du auch die trostlose Lage unsers Helden nicht nachfühlen können. Schrecklich ist es für den, der, in Armuth geboren, Tage sieht, wo er den Hunger nicht stillen kann; aber er kann doch das Mitleid des Nächsten anflehen, es kostet ihn keinen moralischen Kampf. Aber der Verzweiflung nahe ist der, der bessere Tage gesehen, ja vielleicht wie Alfred auf den Höhen des Lebens geboren, jetzt im Elend ohne eignes Verschulden durch die menschenbelebten Straßen wankt!

Der Abend ist vorüber, fast Mitternacht. Aus den Wirthshäusern und Schänken strömt die Menge nach Hause. Alles hat sein Obdach, nur er, der verlassene, heimathlose Fürstensohn sitzt frierend und vor Hunger bebend auf den kalten Steinplatten unter dem Säulenportal des St. Pauli-Circus! —

Spät brach der Morgen an und Alfred eilte so schnell es seine Ermattung erlaubte, nach Oeffnung der Sperre in die Stadt.

Wir haben zu erwähnen vergessen, daß Georg damals beim Packen der Koffer, sei es zufällig, sei es

absichtlich, die Gerte Coraly's mit hinein gelegt hatte. Bei dem Verkauf seiner Garderobe in Oedenburg hatte Alfred das theure Erinnerungszeichen einer schönen Zeit seines Lebens gefunden und überall treulich bewahrt. Jetzt, wo der wüthende Tyrann Hunger ihn mit wildem Grimm in seinen Fesseln hielt, entschloß er sich, das werthe Vermächtniß zu verkaufen. Das Gefühl tiefster Erniedrigung schlich in sein Herz, und mit bitterm, sich selbst verspottendem Lachen trat er in einen der zahllosen Trödelläden in der St.-straße. Hier halten die auserwählten Kinder Gottes ihre täglichen Messen, kaufend und verkaufend, was gebracht und gefordert wird.

Alfred hatte den kleinsten — klein sind alle jene Läden, — der Boutiquenräume gewählt, weil er fürchtete, mit etwaigen Fragen belästigt zu werden. Der Inhaber, ein alter Jude mit weißem Bart in schwarzseidenem Kaftan, wie man sie sonst nicht reichlich in Hamburg findet, — aber sauber und reinlich sonderbarerweise, — prüfte sorgfältig einen wohl eben eingehandelten Regenschirm, als Alfred raschen Schrittes in die Thür trat.

„Wollen Sie mir diese Gerte abkaufen?" sagte er hastig zu dem Israeliten; „der Knopf ist massives Gold."

Der alte Jude ließ seine grauen Augen musternd über Gesicht und Gestalt des jungen Mannes gleiten und nahm bedächtig die Gerte.

„Und wer ist der Herr, wenn man darf fragen danach?“ begann er nach kleiner Pause.

„Was geht das Dich an!“ erwiderte Alfred in rauhem Tone; „kaufen sollst Du, Jude!“ War er doch gewohnt aus seinen Jünglingsjahren in Rußland, den Juden mit Verachtung zu behandeln.

Der Israelit riß schleunigst das seidene Käppchen vom kahlen Schädel und entgegnete demüthig: „Gott Abraham's! Verzeih' der Herr! Hab' ich doch gedacht gleich, wie eintrat der Herr, daß wird sein der Herr ein vornehmer Mann!“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte der junge Mann, sich fast seiner rauhen Worte schämend und reichte dem Juden die feine Hand.

„Gott! ich soll verzeihen dem Herrn? Behüte, was hätt' ich zu verzeihen! Aber wenn ich nur wüßte, wo ich schon habe gesehen das Gesicht des Herrn; aber älter, viel älter! Doch was soll ich geben für die kostbare Gerte?“

„Was Sie wollen!“ stammelte Alfred, krampfhaft die Lehne eines alten Sessels fassend, „aber schnell geben Sie Geld, denn ich sterbe vor Hunger.“

„Hunger? Gott gerechter! ein so feiner junger Herr?“ schrie erschreckt der alte Jude. „Gott! wenn der Herr nicht wollt verschmähen den Tisch des armen Schmeierche, so möcht ich mir erlauben —?“

„Verschmähen?“ lachte Alfred gell und höhnisch, „hast Du je gehört, daß Ismael, Hagar's Sohn, als

er, in der Wüste irrte, den Trank der Barmherzigkeit verschmähete? Gieb, Jude, gieb!“

Der Israelit hatte einen Glockenzug gerührt und alsbald erschien ein hübsches schwarzhaariges Mädchen, dem Anscheine nach im Anfang der dreißiger Jahre. „Jenni,“ sagte der alte Jude, „dieser Herr wird uns anthun die große Ehre, zu essen gleich bei uns, hol' Alles heraus und laß Mary holen vom Weinhändler starken feinen Portwein; aber schnell, schnell!“

Jenni ließ die Augen auf den jungen Mann fallen, der bleich und halb ohnmächtig in dem alten Lehnsessel lag.

„Welch' schöner Mann!“ murmelte sie und flog auf den beschleunigenden Wink Schmeierche's zur Thür hinaus.

„Gott Abraham's! wo habe ich gesehen das Gesicht?“ flüsterte dieser fortwährend vor sich hin, Alfred anstarrend.

„Es ist Alles bereit,“ sagte laut die wieder eingetretene Jenni; „wenn es gefällig ist, lieber Herr?“

Der junge Mann erhob sich mühsam, doch seine Kniee versagten den Dienst und Jenni's volle kräftige Arme stützten ihn rasch und gern.

„Wein, Wein!“ sprach er matt, als er in dem saubern Stübchen am fast elegant servirten Tische saß. — Zwei Dinge sind beim Juden nur denkbar. Entweder gräßlichster Schmutz oder äußerste, peinlichste Sauberkeit. Hier war das Letztere der Fall.

„Nur vorsichtig, nur wenig!" mahnte der Israelit; „kann es doch bringen Krankheit und Tod, wenn man trinkt bei großem Hunger zu heftig."

Alfred's bleiches Gesicht röthete sich wieder und seine Augen fanden Leben, nachdem der Wein in seine Adern neue Wärme gegossen, und er betrachtete fast erstaunt seine Tischgenossen.

Ihm zunächst saß die volle, runde Jenni und der alte Jude; ihm gegenüber die etwas blasse und schlanke Mary.

„Ich bin der Schauspieler Alfred Steppmann," begann er, nachdem auch der Hunger gestillt war, dem Juden und den beiden Damen mit vornehmem Anstand die feine Hand reichend, „wollen Sie mir sagen, an wessen gastfreiem Tisch ich sitze?"

Die Mädchen lächelten und der Israelit entgegnete höflich: „Ich bin der alte Schmeier, und das sind meine beiden Töchter Jenni und Mary, zwei Mädchen, die sich als Sängerinnen ihr Brod verdienen."

„Als Sängerinnen?" wiederholte Alfred; „so hätte ich ja die Ehre, die Damen als Colleginnen zu begrüßen!"

„Ach nein, lieber Herr," entgegnete lachend und die weißen Zähne zeigend, Jenni, „wir sind nicht beim Theater; wir singen nur draußen in der Wirthschaft bei Peter Storbeck, den Capitainen und Steuerleuten

unsre kleinen Lieder zur Guitarre und sammeln dann den kleinen Lohn."

Der junge Mann schwieg einen Augenblick. Eine Idee durchfuhr seinen Kopf. Verstand er nicht auch zur Guitarre Lieder zu singen, sollte er sich nicht auf diese Weise für den Augenblick seinen Unterhalt erwerben können? — „Und singen die Damen allein, ohne Herrn?" fragte er weiter.

„Gewiß, wir singen allein," gab Jenni zur Antwort.

„Wollen Sie mich mitnehmen? Ich verstehe wohl auch ein Liedchen zu singen. Haben Sie eine Guitarre? Lassen Sie mich probiren."

„Aber, woran denkt der Herr?" warf der alte Israelit ein; „so ein feiner Herr, singen vor Matrosen und Schiffsvolk?"

„Ah, mein guter Wirth," entgegnete Alfred lachend, „Noth lehrt beten, und überdem, was thut's? Ist es etwa viel anders, auf der Bühne den Leuten für ihr Geld seine Künste zu zeigen?"

Jenni hatte eine Guitarre gebracht und der junge Mann begann zu singen. Ein melancholisches spanisches Liebeslied und ein heitres russisches Volkslied.

„Gott Abraham's!" rief entzückt der Jude, „werden doch werden schier toll die Herren Capitains und Matrosen bei Peter Storbeck, wenn wird singen der Herr solche Lieder!"

Jenni und Mary stimmten hocherfreut ein und

erklärten sich vergnügt bereit, Alfred als Gefährten auf- und anzunehmen. Schmeierche räumte ihm das Putzstübchen ein und wußte ihm, ohne seinen Paß zu verlangen, eine Aufenthaltskarte von der Polizei zu verschaffen, wie denn in der freien Reichsstadt, trotz der berüchtigten Brutalität und Arroganz der verehrlichen Polizeibeamten Vieles möglich ist. Peter Storbeck ward sofort von dem Zuwachs seiner Sänger in Kenntniß gesetzt und war höchlichst damit zufrieden.

Draußen an den Vorsetzen sind zahllose Wirthschaften und Kneipen, in denen das Seevolk hauptsächlich sein Wesen treibt, und Peter Storbeck's Schenke war darunter die vornehmste und besuchteste; wie denn sein Ale und Porter, sein Grog und Toddy, sein Genever und Boonekamp stets auf's Vorzüglichste waren; nicht minder seine Beefsteaks und Austern, sein Bordeaux und sein Portwein. Capitaine, Steuerleute, Bootsmänner, Matrosen und Maaten aller Nationen gingen denn auch von des Morgens früh bis tief in die Nacht dort aus und ein, schnell und auf's Beste von den flinken, flotten und schmucken Kellnermädchen bedient, an die sie nicht unterließen, ihre oft etwas haarigen Scherze zu richten, aber auch hierin stets sehr drastisch und oft mit kaustischer Schärfe wieder bedient.

Das große viereckige Schenkzimmer lag im hohen Parterregeschoß, war nicht allzuhoch und seine Balkendecke und braun gestrichenen Holzwände schwarz vom

Rauche der ewigen Pfeifen und Cigarren. Rings herum an den Wänden liefen Bänke mit breiten Tischen davor, und Holzschemel standen überall, wo ein Plätzchen frei war. In einer Ecke befand sich das mächtige Büffet mit zahllosen Krügen, Flaschen und Gläsern, hinter dem Peter Storbeck in langer blauer Jacke mit Silberknöpfen, weiten Manchesterhosen und dem Käppchen auf den grauen vollen Locken in unumschränkter Majestät thronte, unablässig die fordernden Mädchen befriedigend. Der Eingangs-Thür gegenüber war eine kleine etwas über den Fußboden erhöhte Tribüne für die Sänger. Peter Storbeck's Wirthschaft repräsentirte noch so etwas von der unverletzten Ursprünglichkeit der einst so stolzen Hansa; in den Institutionen der Kneipe Peter's wehte noch der Geist der Republik in ihrer Frische, und ohne Ansehen der Person wurde jeder Gast, sei er uniformirter Capitain einer mächtigen Marine oder bescheidener Führer einer Kuff, oder Steuermann, oder Matrose, Quartiersmann oder gar nur ein einfacher Arbeiter, — mit gleicher zuvorkommenden Pünktlichkeit bedient. Waren seine Stühle auch nur von Holz, so war sein Porter in den spiegelhellen Zinnkrügen dagegen kräftig und kühl, im Gegensatz zu dem armseligen Flitterstaat mancher modischer Kneipen im Innern der Stadt, wo man sich auf Plüschsophas setzt und den Porter als laues abgestandenes Decoct und das Ale trübe und muffig trinken muß.

seidenem Halstuch, hob den schönen Hals und edlen Kopf des jungen Mannes auf's Vortheilhafteste hervor. Der gebräunte Teint, der über die Mundwinkel zu beiden Seiten herabhängende schwarze seidenweiche Schnurrbart, die glänzenden Locken mit dem feinen Wachstuchhütchen darauf, — die schlanke und doch kräftige Gestalt in der blauen Jacke, den gestreiften Beinkleidern und der Schärpe, — dies Alles machte den Schauspieler zu einer imposanten und auf die Sinne der Seeleute wohlgefällig wirkenden Erscheinung, und begierig warteten Alle auf seinen Gesang.

Jenni und Mary hatten gesungen, und als bekannten Erscheinungen hatte man ihrem Gesang keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt; worauf es ja übrigens auch gar nicht ankam. Jetzt sollte Alfred singen. Es ist sicher ein eignes Gefühl, in einer Kneipe bei Tabacksqualm und Gläsergeklirr sich hinzustellen und zu singen, und es gehört ein bedeutender Grad von Selbstverleugnung dazu. Alfred zitterte fast, doch „Muß!" ist ein großes Wort!

„Der Mutter Wiegenlied! gesungen von Herrn Alfred," annoncirte Jenni mit lauter Stimme und unser Held trat vor. Leicht grüßte er das jetzt mäuschenstille Publikum und begann. Seine Stimme war nicht geschult; aber frisch, klangvoll und von zauberischer Modulation, und in den weichen Tönen seines Mutterlandes klang sein Lied.

Der Seemann ist bei aller Rohheit und Wildheit

doch fast durchgängig fromm und gottesfürchtig, und von bewundernswerther Stärke ist seine kindliche Pietät. Auf dem Kamm der weißen Woge beim wilden Sturm auf hoher See auf der Raa schwankend, gedenkt er in flüchtigem stillen Gebet gewiß seines Mütterleins; deshalb konnte auch ein gewaltiger, tiefer Eindruck von Alfred's Lied nicht fehlen, wenn auch die größere Mehrzahl wohl nicht alle Worte verstand, obgleich fast jeder Seemann etwas spanisch spricht und des Sängers Lied gehört wird von Cadiz bis Madrid.

Alfred hatte geendet und trat, das Wachshütchen leicht lüftend, zurück. Alles war wohl eine Minute stumm, nur hin und wieder hörte man vernehmliches Schluchzen. Dann aber stampften hundert Regenschirme und Füße, klapperten eben so viele Krüge und Stühle als Zeichen des Beifalls und lautes Geschrei verlangte Wiederholung. Der Sänger wiederholte den Schlußvers und gleichermaaßen wiederholte sich dasselbe Beifallsschauspiel. Dann kamen alle Spanjolen, Capitaine und Matrosen, dem Sänger die Hand zu drücken, und als Jenni und Mary sammelten, gab Niemand den gewöhnlichen, sonst überall üblichen Schilling, sondern Vierschillingstücke und Markstücke, ja selbst einzelne harte Thaler bedeckten den Teller.

Hatte Jenni eine volle schöne Altstimme, so war die Mary's nur dünn und klanglos; aber die schwarzäugige Judenhexe hatte eine Art des Vortrags und

einen so coquetten Augenaufschlag beim Singen, daß ein zahlreicher Anhang junger und alter Seefahrer ihr nimmer fehlte.

Der Geldertrag des Abends war so reichlich, daß der alte Schmeier entzückt die Idee des Gastes segnete, auch durchaus darauf bestand, Alfred solle davon stets die Hälfte nehmen, was dieser natürlich ablehnte und mit seinem Dritttheil vollkommen zufrieden war.

So waren vierzehn Tage vergangen und der Ruf des schönen Sängermatrosen, wie Alfred genannt wurde, hatte sich weit über die sonstigen Besucher von Peter Storbeck's Schenke hinaus verbreitet, so daß das große Zimmer jetzt kaum des Abends die Zahl der Gäste zu fassen vermochte. Alfred sang den Spaniern spanische, den Russen russische, den Franzosen provençalische und den Deutschen deutsche Liedchen, — die Letzteren lernte er bald von Jenni, die sich eifrig um ihn bemühte, — nur die Schweden, Dänen und Engländer gingen zu ihrem Bedauern leer aus.

Da kam eines Tages der alte Schmeier mit der Nachricht zu Haus: die Herren K., die Besitzer des stolzen Heliossaals auf der großen D. hätten ihn gerufen und ihn gefragt, ob nicht geneigt sei der Herr Alfred zu singen in ihrem Local? Wollten sie doch auch lassen singen seine Töchter und garantiren den Abend 50 Mark.

Der Heliossaal ist ein aus zwei Salons bestehendes, mit den nöthigen Vorzimmern, Seitengängen und

Garderoben versehenes, fantastisch decorirtes Local, in dem besuchte Bälle zweideutiger Natur von Zeit zu Zeit stattfinden, in dem aber für die Wintermonate an den Wochentagen ein „anständiges (?) Herrenpublikum“ sich versammelt und den Vorträgen der dann concertirenden Sängergesellschaften zuhört. Augenblicklich trieb dort ein verrufener Schauspieler in burlesken Verkleidungspossen sein Wesen als Haupt einer Gesellschaft, in der außer ihm die „schöne Adele,“ ein hübsches, junges Mädchen mit netter Stimme, und die üppige und feurige Amalie Düvernay, — eine passirte und ruinirte, aber noch immer anziehende ehemalige Sängerin, Schwester eines nicht unberühmten Componisten mit anderm Namen, — die Hauptfiguren waren. Ein berliner und ein bairischer Gesangs-Komiker bildeten den Train für die Massen.

Die Herren K., zwei recht liebenswürdige, nicht ungebildete Männer, höchst speculative Köpfe, machten Alfred ihren Besuch und luden ihn ein, in ihrem Local zu singen, indem sie ihm die vortheilhaftesten Bedingungen boten. Alfred in seiner entschiedenen Weise ein Feind jedes auch nur scheinbaren Undanks hielt es für eine Perfidie gegen den biedern Peter Storbeck, so lange er überhaupt dies Gewerbe noch zu treiben beabsichtigte, irgendwo anders zu singen, als in der Schenke des ehrlichen Peter, zumal Jenni und Mary sich durchaus weigerten, in dem vornehmen Salon der Herren K. zu debütiren, und nur auf das

vielfältige Zureden des alten Schmeier versprach er einmal im Heliossaal aufzutreten. Er wußte zwar vorher, daß seine einfachen Lieder dort nimmer ansprechen würden; denn die dies Local besuchenden Herren Ellenritter und vornehmen Comtoirhelden verlangten eine drastischere, womöglich recht lascive Kost, um sich angenehm unterhalten zu finden.

Wie Alfred vorausgesehen, so kam es. Sein Lied ging spurlos vorüber, aber die Zoten der Komiker erregten brüllenden Beifall. Die üppige Amalie tröstete mit süßen Worten den schönen jungen Mann, der lächelnd die Achseln zuckte, auch den geforderten Ritterdienst, die Dame heim zu geleiten, höflichst ablehnte. Die Herren K. bedauerten unendlich das Fiasko und die Herren Komiker freuten sich im Stillen höchlichst.

Alfred setzte mit den beiden Judenmädchen noch eine Zeitlang die musikalischen Unterhaltungen beim braven Peter fort, und ergötzte sich an den derben, aber aufrichtigen Schmeicheleien der kräftigen Seeleute. Jenni und Mary bemühten sich eifrig um die Bevorzugung des schönen Jünglings; ließen aber bald davon ab, als sie die Resultatlosigkeit erkannten, und begnügten sich mit seiner stets gleichen artigen, höflichen, aber jedes weiteren, gewünschten, realen Entgegenkommens fernen, Freundlichkeit und Dankbarkeit.

War Alfred bemüht gewesen, „aus seinem Verdienst" seine Garderobe zu ersetzen, so hatte er auch

nicht unterlassen, an die Agenturen, mit denen er in Verbindung stand, Ersuche um ein Engagement zu richten, und die H.'sche Agentur in Berlin sandte ihm denn auch endlich ein solches für das Stadttheater in R. in Rußland. Rußland! Wie regte dies Wort alle fast entschlummerten oder doch unterdrückten Gefühle des heimathlosen Verbannten neu auf, und welch' tausend bittere Schmerzen durchzuckten sein Herz. Dennoch entschloß er sich, müde dieses zwecklosen Bänkelsängerlebens, den gebotenen Platz anzunehmen, und reiste mit aufrichtigem Dank gegen den seltenen alten Juden, seine Töchter und den biedern Peter, bald nachher nach R. ab, — der geschlossenen Dampfschiffsverbindung halber, den Landweg benutzend. Erwähnen wollen wir noch, daß Schmeier's Schlauheit und Sorgfalt ihm einen auf seinen fingirten Namen lautenden Paß verschafft hatte, so daß er den der französischen Gesandtschaft unbenützt für spätere Zufälle im Portefeuille lassen konnte. — —

Nach einer fünftägigen abenteuerlosen Reise setzte ihn die Diligence wohlbehalten vor dem Hôtel zur „Stadt London" in R. ab und er säumte nicht, dem Director T., der der Zeit das R.'er Stadttheater leitete, seine Aufwartung zu machen und sich ihm zur Verfügung zu stellen.

Der Bühnenchef empfing ihn auf's Freundlichste und bestimmte alsbald sein Debüt, Alfred die Wahl der Rolle überlassend.

Ein Debüt mitten in der Saison, besonders als Remplaçant eines abgegangenen beliebten Mitglieds, hat nichts Angenehmes, wenn der Debütant nicht schon einen gekannten und berühmten Namen mitbringt. Leider war das Letztere bei unserm Helden — wie wir wissen — noch nicht der Fall und er bekannte dem liebenswürdigen Director in bescheidener Offenheit die Zweifel in seiner Wahl. Dieser, auf den, wie zu erwarten stand, die elegante Figur und die weltmännischen Manieren des jungen Künstlers ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, schlug ihm den Herzog im geheimen Agenten, einem Lustspiel von Hackländer, vor und Alfred, der beim würdigen Conradini diese Rolle schon nicht ohne Erfolg gespielt hatte, pflichtete ihm bei. Ist nun in dem bemerkten Stück der Herzog auch gerade nicht die vorwiegendste Erscheinung, ruht vielmehr auf dem Repräsentanten des Ministers bedinglich die Schwere des Abends, so bot dennoch diese Rolle in einzelnen Momenten dem Darsteller Gelegenheit, sich dem Publikum vortheilhaft zu repräsentiren.

Man sieht sehr häufig, selbst auf renommirten, auf den Namen „Kunstinstitut" Anspruch machenden Bühnen die Inhaber sogenannter Repräsentationspartieen als Fürsten und hohe Herren sich geberden wie Lakaien und Stiefelputzer, so daß man oft an Gott weiß was glaubt, wenn man sie ansieht, nur nicht an königliche oder fürstliche Würde und Hoheit.

Leider sind die meisten Schauspieler unfähig, diesem Mangel abzuhelfen, indem ihnen die Gelegenheit und selbst, wenn diese vorhanden ist, die Beobachtungsgabe fehlt, sich die Manieren und das Air, das ihnen Geburt und Erziehung nicht gegeben hatte, eben aus der Beobachtung und möglichster Aneignung des savoir faire's wirklich vornehmer Leute später noch zu erwerben. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, wenn man — und zwar hauptsächlich im Conversationsstücke, so oft einen Fürsten sieht, der nicht weiß, wie er die Hände und den Hut halten soll, oder in Doublirschritt über die Bühne eilt, oder aber den Damen in die Ohren schreit wie ein Markthelfer.

Director T. hatte sich in dem Vorschlag dieser Rolle für das Debut Alfred's als nicht schlechter Beurtheiler von Persönlichkeiten bewiesen und sein Vertrauen in die Fähigkeiten des Künstlers, gerade für dies Genre, fand glänzende Rechtfertigung. Mit dem Anstande und dem unnachahmlichen Air des gebornen Fürsten schritt unser Held über die Bühne, seine Bewegungen waren von einer Anmuth und persönlichen Grazie, seine Conversation so fein und leicht und doch wieder so voll Würde und Hoheit, so der Person und dem Character, den er darstellte, angemessen, daß das Publikum ihm die höchste Achtung zollte und selbst die Collegen gestanden, einen solchen Bühnenherzog selten gesehen zu haben, entschieden der höchste Beweis für Alfred's natürliche Wahrheit in der Repräsentation.

Der erste Eindruck ist stets und immer der entscheidendste, mag es nun im Leben oder auf der Bühne sein. Mißfällt ein Mensch oder ein Künstler beim ersten Auftreten, so ist es später für ihn fast zur Unmöglichkeit geworden, diesen Eindruck zu verwischen, wogegen wenigstens beim darstellenden Künstler das Publikum, selbst bei nachherigen nicht so gelungenen Figuren, stets auf den ersten Eindruck recurriren und die augenblickliche, mißlungene Leistung in jeder Weise zu entschuldigen suchen wird.

Unsers Helden Stellung als Künstler bei Publikum, Direction und Collegen, diesem so mächtigen Triumvirat, war gesichert, selbst wenn wir die vierte Macht, die aber in vielen Beziehungen nur eine untergeordnete Rolle spielt, die Kritik, ganz bei Seite lassen wollen. Eingedenk aber seines Künstler-Wahlspruches: „Erkenne Dich selbst!" ließ sich Alfred durch diesen und auch spätere Erfolge nimmer blenden, vielmehr bemühte er sich nur um so eifriger in ausdauerndem Fleiß nach der Höhe der Kunst zu streben, sehr wohl einsehend, wie viel seiner Erfolge auf seine natürliche Erscheinung und die Rolle zu rechnen sei. Director T., der den liebenswürdigen Künstler sichtlich poussirte, wußte stets die Rollen für ihn zu wählen, in denen seine persönliche interessante und in die Augen fallende Erscheinung in hohem Grade mitzuwirken vermochte. —

Die R.'er gute Gesellschaft ist von großer Zuvor-

kommenheit und Freundlichkeit gegen die Künstler ihrer Bühne, — natürlich mit feinen Distinctionen, — und unser Alfred sah sich bald in einen Kreis angenehmer Bekanntschaften gezogen, die anregend und wohlthuend zugleich auf Geist und Herz des Künstlers wirkten. Daß der elegante, schöne Mann vor vielen schönen Augen aller Farben nicht allein Gnade, sondern sogar die ermuthigendste Aufmunterung fand, läßt sich denken, wenn er auch, diese reine, heil'ge Liebe zu Mannella im Herzen, jedes Entgegenkommen unbeachtet ließ. —

Von den Künstlern und Künstlerinnen des Theaters wollen wir nur kurz zweier in einer Beziehung vollkommen gleicher Persönlichkeit erwähnen. Beide gleich in Bezug auf ihren körperlichen Umfang, aber verschieden an Geist, Jahren und künstlerischer Stellung.

Der Eine, Herr Fritz Eidotter, ein junger Mann mit frischem, fast hübschen Gesicht, aber einem Bauch, gegen den der des Abts von St.-Gallen ein Kind in der Wiege gewesen sein wird, war vom Director T. unbedingt nur der Curiosität halber engagirt, da er als Darsteller eigentlich nicht zählen konnte, wogegen sein Rival im körperlichen Umfang, der berühmte „dicke Hesse", der weltbekannte Ritter aus Schwaben, eine unbedingt bedeutende künstlerische Persönlichkeit war. Wären wir Maler so würden wir sein Gesicht und seine Figur sicher mit dem Pinsel besser treffen, als wir ihn mit der Feder zu zeichnen vermögen.

Von niedriger Stirn, bestand sein Gesicht aus zwei collossalen Fleischwülsten, die Backen vorstellten, zwischen welche hineingeklemmt die beispiellos kleine Nase mit der Brille kaum bemerkbar war. Darunter, einem gähnenden Schlund gleich, der stets halbgeöffnete breite Mund, das Doppelkinn, der kurze, fleischige Stierhals, die breite Brust mit den Formen einer Hofschlächterfrau, und nun auf zwei dicken aber krummen Beinen der unermeßliche, unmeßbare Bauch! Solltest Du dies jemals lesen, geliebter Ritter, so verzeihe uns, wenn unser Portrait nicht vollkommen sein sollte! Sei aber versichert, daß unsre geistigen Augen Dich sehen, wie Du leibst und lebst, und stets des Momentes sich auf's Lebhafteste erinnern werden, wo Du dem nicht deutsch verstehenden hübschen Lettenmädchen die tiefste Weisheit Hegel'scher Philosophie in's Practische übertragen demonstrirtest!

Als Regisseur des Schauspiels sowohl, wie, als der Darsteller von, seiner Persönlichkeit nicht allzusehr widerstrebenden, Characteren war unser Hesse nicht allein höchst achtungswerth, sondern manche seiner Leistungen erregten die lebhafteste Bewunderung und electrisirten das Publikum. So war z. B. sein „alter Miller" in „Cabale und Liebe" eine so kostbare, lebensvolle Figur, wie sich der erhabene Schöpfer derselben solche sicher nicht anders gedacht hat, während der dicke Knabe als „Vortheil" in dem alten Dinge Nro. 777, eine Charge lieferte, die an übermüthigem Hu=

mor und pointirter Schärfe nimmer ihres gleichen finden wird.

Unsern Helden hatte der dicke Künstler in seine besondre Protection genommen, und mancher vortheilhafte, practische Wink ward ihm von dem Bühnengewandten, gediegenen alten Komödianten zu Theil. Dafür verlangte der dicke Strolch aber auch unbarmherzig Alfred's stete Gesellschaft, wie er ihn denn auch höchstselbst zum Mitglied des gemeinnützigsten Instituts N.'s vorschlug und seine Aufnahme bewirkte. Dies Institut ist der Bierhof. Verlieren sich die Traditionen über die Stiftungen dieses Hofes in grauer Vorzeit, so weisen seine noch aufbewahrten Urkunden eine Menge Namen berühmter Männer nach, die alle, in seinem goldnen Buche verzeichnet, Ritter dieser illustren Tafelrunde gewesen waren. Zweimal wöchentlich fanden seine Versammlungen in feierlichem Pomp statt, obgleich es den Rittern gestattet war, auch an den andern Tagen den Saal der Tafelrunde zu ihren Zusammenkünften zu benutzen. Den Kern der Ritter bildeten die angesehensten Kaufherren, Gelehrte, Künstler u. s. w., und Mancher geizte vergebens nach dem Ritterschlag. Der Aufzunehmende wurde von einem Ritter in versammelter Runde vorgeschlagen, seine Eigenschaften, die ihn nach der Meinung des Vorschlagenden vorzüglich befähigten, Ritter des Bierhofes zu werden, in das beste Licht gesetzt, und dann eröffnete der Präsident über ihn die Debatten. Welch' köstliche Blüthen

methodischen, göttlichen Unsinns hierbei zu Tage kamen und von dem Schreiber gewissenhaft protokollirt wurden, liegt außer aller Beschreibung, und nur die Archive des berühmten Hofes vermögen dem wißbegierigen Forscher darüber Rede zu stehen. — War die Debatte geschlossen, so begann das Ballottement, das auch auf ganz eigne Art gefördert wurde; über das wir aber, sowie über die verschiedenen Proben, die der Candidat, ehe er den Ritterschlag empfing, bestehen mußte, nicht befugt sind, als ehemaliger Eingeweihter uns des Weiteren auszulassen. Kommen diese Zeilen dem einen oder dem andern früheren Bierhofs-Ritter zu Gesicht, so wird er gewiß — und hefteten ihn Gicht und Rheumatismus jetzt an Zimmer und Fauteuil, mit freudigem Lächeln jener Ritterschaft und des göttlichen Unsinns gedenken. Für diese Ritter eigentlich sind auch die vorstehenden Zeilen nur geschrieben; ein anderer geehrter Leser möge solche überschlagen. —

Beider dicken Leutchen, Hesse's sowohl wie Eidotter's, Virtuosität im Vertilgen einer elephantenmäßigen Menge spirituoser Flüssigkeiten, als da sind: Bier, Grog, Flips, Rothwein, krimmischer Wein, Champagner u. s. w., war unübertrefflich, wobei das Bemerkenswertheste, daß der dicke Ritter aus Schwaben am Ende eines Bachanals mit der vollkommensten Herrschaft über Geist und Körper, nur ein weniger müde nach Hause ging, um am andern Tage dasselbe von vorn zu beginnen, während Fritz Eidotter schon

nach einigen hastigen Zügen dem tückischen Feuergeist unterlag.

So gern auch Alfred Hesse's Gesellschaft, seines stets fertigen Witzes, der selten der Feinheit entbehrte, und seines sprudelnden Humors halber frequentirte, so sagte es doch seiner Neigung durchaus nicht zu, Nacht für Nacht im Bier= oder Weinhause zu sitzen, um dann bei Tages Grauen noch Werste weit auf flüchtiger Droschke hinauszufahren, irgend ein erotisches Abenteuer wohlfeiler Art zu bestehen; und hatte er auch in jugendlichem Uebermuthe und rüstiger Kraft oft tolle Streiche mitgemacht, ja, war er vielleicht mit der kräftigsten Natur begabt, dergleichen ohne Nachwehen zu vollführen, so widerten ihn folgerichtig für die Dauer die steten Wiederholungen ein und desselben an, und er zog sich vollkommen zurück. —

Unter der Aristocratie der Finanz= und Handelswelt, die sich für das Künstlervölkchen interessirte, zeichnete sich besonders der unermeßlich reiche Großhändler S. aus, nicht sowohl durch seine splendide Gastfreiheit, als auch vorzugsweise durch die feinen Unterscheidungen, die er unter den einzelnen Künstlern und Künstlerinnen in Betreff seiner Einladungen zu machen wußte. Lud er das Gros der Theatermitglieder beim Beginn des Frühjahrs hinaus auf seine Datsche, oder „in's Grüne“, wie die R.'er sagen, und gab ihnen dort luxuriöse Feste, bei denen der Champagner in Strömen floß, sogar oft in fast frevelhaftem Uebermuth die Bäume

mit dem köstlichen Schaummost begossen wurden, so war Alfred der alleinig bevorzugte Gast, den er an seinem Familientisch, — eine seltene Auszeichnung in R., — stets und mit ausgesuchtester Artigkeit empfing. War eine solche Auszeichnung in R. für einen Fremden und Künstler etwas Seltenes, so bedurfte es doch nur eines geringen Aufwands von Alfred's angeborner Liebenswürdigkeit, um diese Auszeichnung als eine ganz folgerichtige erscheinen zu lassen, und sie als eine solche aufzunehmen, erschien auch dem zurückhaltenden stolzen Künstler vollkommen natürlich, wie er denn auch erwartete, daß der reiche Handelsherr ihm, nach Annahme der ersten Einladung und darauf erfolgtem pflichtmäßigen Besuch, der Etikette gemäß seinen Gegenbesuch abstatte. Zum großen Erstaunen der Collegen fuhr denn auch der berühmte Großhändler bei dem Künstler vor, von diesem in seiner, gegen die luxuriösen Gemächer des Kaufherrn, armseligen Wohnung mit dem vollendetsten Anstand des Weltmannes und vornehmen Herrn empfangen.

War nun dennoch das Leben unsers Helden, in künstlerischer Beziehung sowohl wie in gesellschaftlicher, ein außerordentlich angenehmes, so wollte und mochte er sich dennoch nicht entschließen, den Contrakt für die nächste Saison, — obwohl der Director T. es dringend wünschte, — zu erneuern. Seinem strebenden Geiste konnte es nicht genügen, auf der noch immer niedrigen Stufe künstlerischer Berühmtheit stehen zu

bleiben, die er bis jetzt erklommen, und hier in R. vor dem ihm bekannten und ihn auszeichnenden Publikum war keine Aussicht, seine Kräfte des weiteren zu prüfen. Auch malte ihm sein Herz stets in lachenden Bildern die Hoffnung vor, in Deutschland einst das Ideal seines Lebens, den leuchtenden Morgenstern am eigentlich doch trüben Horizont seiner Zukunft, Mannella wieder zu finden, obgleich er dabei immer vermied, sich Rechenschaft zu geben, was geschehen solle, selbst wenn er sie fände, wozu bei jedem Mangel auch nur der geringsten Spur außer dem Pfarrhause, das sie nach den Andeutungen des alten Predigers wohl schon bereits verlassen hatte, wenig Aussicht war. Und dann, hatte er nicht dem ehrwürdigen Greis verheißen, ihm seinen Sohn zuzuführen? Mußte er diesen nicht eher in Deutschland finden, als hier in Rußland? Ein unerwartetes Ereigniß, um so unerwarteter, je vollständiger es schon beinahe der Erinnerung Alfred's entschwunden war, sollte nur um so schleuniger seine Abreise herbeiführen. —

In der sogenannten Johanniswoche giebt die Gesellschaft des R.'er Stadttheaters in der kurländischen Hauptstadt M. Vorstellungen, wo dann der gesammte kurländische Adel in seiner kleinen Capitale zusammenströmt. Director T. hatte außergewöhnliche Anstrengungen gemacht, um die Saison trotz ihrer Kürze möglichst glänzend zu machen. Zu dem Ende war vom kaiserlichen Theater in Petersburg die prima

ballerina, Mlle. Yella, erschienen und es hieß, eine französische Sängerin, für die kommende Wintersaison engagirt, werde schon hier eintreffen und sich hören lassen.

Mlle. Yella kam und tanzte. War Alfred unter allen Umständen ein Verehrer der Tanzkunst, so blieb bei dieser vollendeten Höhe, auf der die Kunst dieser Tänzerin stand, jede Aeußerung irgend welchen Beifalls schwach und blos, und Alfred konnte nur nach dem ersten Tanz der liebenswürdigen Künstlerin, der er sich schon am Vormittag hatte vorstellen lassen, stumm die schöne Hand küssen. Auf ihr fragendes: „Ah!“ gab er zur Antwort: „Mit den Füßen, meine Gnädige, kunstvolle Figuren zu zeichnen, mag eine bewundernswerthe Kunst sein, aber die Seele in den Tanz zu legen, ist mehr als Kunst, ist Himmelsgabe!“ wonach er sich mit tiefer Verbeugung entfernte und das liebenswürdige Weib erstaunt und verwirrt zurückließ.

Man konnte die Tänzerin nicht vollendet schön nennen, wenn man den Maaßstab des Classischen an Einzelnes legen wollte. Der Zauber ihrer Erscheinung lag in der wunderbaren Harmonie des Ganzen. Ihre Züge waren von einer wundervollen Belebtheit; ihr großes Auge strahlte in geistig intensivem Feuer. Ihre Formen, von correkt plastischer Schönheit, besaßen eine Biegsamkeit, Kraft und Elasticität, daß die Künstlerin Bilder und Attitüden zu schaffen vermochte,

wie sich solche nur Künstlerphantasieen in geweihten Stunden vor die geistigen Augen zu zaubern im Stande sind. Dabei war sie als Weib von hinreißendster Liebenswürdigkeit und kindlicher Anspruchslosigkeit; was Wunder also, daß auch hier wie überall, wo sie sich gezeigt hatte, der bezaubernden Peri aller Männer Herzen zuflogen.

Unter den Zahllosen, die der Tänzerin huldigten, befanden sich auch Onsarow, ein bildschöner kaukasischer Tscherkesse, und Artabesky=Bey, ein Mongole aus dem südlichen Theil der Wüste Gobi. Beide noch ziemlich jung als Gefangene nach Petersburg geführt, waren hier ihrem vornehmen Range gemäß behandelt, und später als „Junker" in das in M. garnisonirende K.'sche Husarenregiment einrangirt, durften indessen ihre Nationaltracht beibehalten.

Beide wilde Anbeter vermochten sich nur in den Lauten ihrer Heimath und in wenigen russischen Sätzen auszudrücken, was natürlich ihre kleine Cour sehr erschwerte, obwohl die Tänzerin sich ziemlich leicht und gewandt in der Landessprache bewegte.

Beschränkte sich nun Artabesky's Huldigung auf Körbe voll Blumen, die er in's Theater schleppen ließ, wenn Mlle. Yella tanzte, und erschöpften sich seine Liebesbetheuerungen unaufhörlich in den wenigen bezüglichen ihm bekannten russischen Phrasen, so sang Onsarow fortwährend den ersten Vers des deutschen Liedes: „Mein Lieb ist eine Alpnerin," den er mit

großer Mühe von einem der Opernsänger erlernt hatte und nun nicht besser verwerthen zu können glaubte. Mlle. Yella, oder wie sie gewöhnlich genannt wurde, „die Yella", ließ sich lächelnd den Hof der wilden Söhne der Berge und der Wüste gefallen, obgleich Beiden Yatagan und Kinshal stets verdammt lose in der silbernen Scheide saß und besonders des Mongolen schreckliche Eifersucht oft zu ernsten Befürchtungen Anlaß gab. Aber stets reichte ein Wort der Besänftigung hin, den Asiaten zum milden Lamme zu machen, wenn Yella's Lippen es sprachen.

In der festlichen Johanniswoche ist wieder der Johannistag der festlichste und lebhafteste und ganz M. zieht dann Nachmittags und Abends hinaus in's Grüne, wo die ganze Nacht hindurch Musik und Tanz die fröhliche Menge ergötzen; und unzweifelhaft haben neun Monate später die Kirchendiener die Ankunft zahlloser Staatsbürger und -Bürgerinnen zu registriren.

Schon Vormittags von 11 bis 1 Uhr findet im Theater eine Vorstellung statt und Abends zur gewöhnlichen Zeit die zweite.

Um diesen Tag auf's Würdigste zu feiern, auch ihn für die Theatercasse zu einem möglichst einträglichen zu machen, bot der Director T. alle Mittel auf. Und so tanzte denn in der Morgenvorstellung die Yella, und Abends sollte die inzwischen angekommene französische Sängerin, Mlle. D'Argentcour, in den Zwischenacten singen. War schon in der Vor-

mittags-Vorstellung das Theater drückend voll, so war am Abend, wo auch die Kaufherren und Banquiers ihre Comtoire für die Geschäfte geschlossen hatten, — der Johannistag ist ein großer Geldtag, — jeder Platz besetzt.

Alfred, der am Abend nur in dem ersten der aufgeführten kleinen Stücke beschäftigt war, hatte sich mit dem dicken Hesse verabredet, zuerst Pauly's Garten, einen besuchten Vergnügungsgarten in der Stadt, zu besuchen, woselbst der dicke Ritter aus Schwaben unter des Collegen Leitung einige Versuche in der Reitkunst machen wollte, denen sich auch Mlle. Yella anzuschließen beabsichtigte und wozu bekannte Offiziere, natürlich auch die beiden wilden Anbeter, bereitwilligst ihre Pferde zur Verfügung gestellt hatten, da Alfred diesen schon früher Gelegenheit gegeben hatte, seine Kühnheit als Reiter und seine vollendete Schule zu bewundern. Für den dicken Regisseur hatten die Offiziere den starken Hengst eines fast eben so dicken Stabstrompeters requirirt.

Pauly's Garten bot heute den geeignetsten Platz in dem großen Raume vor dem Pavillon zu den equestrischen Studien, — heute, wo Alles, was ihn sonst frequentirte, hinaus vor die Stadt gepilgert war, den Volksfesten beizuwohnen, oder das Theater besuchte, um dann wenigstens noch einen Theil der Nacht im „Grünen" zuzubringen. Auch unsre kleine Gesellschaft wollte nach beendeter Reiterei noch hinaus.

die Damen zu Wagen und die Herren zu Roß, wo denn unser dicker Freund seine ersten Sporen als kühner Reiter verdienen sollte.

Hatte auf Alfred der Name der Sängerin einen sonderbaren Eindruck gemacht und seine Neugierde erregt, so daß er wenigstens Gelegenheit nehmen wollte, sie zu sehen, so war doch der dicke Reitscholar so begierig in den Garten und in den Sattel zu kommen, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, bei der Hitze des Juni war sein Durst so riesenhaft, daß er Alfred kaum Zeit ließ, die Toilette zu changiren. Eine Droschke stand schon vor dem Theater bereit und so schnell die Pferde die ungeheure Last schleppen konnten, ging es die lange Straße hinunter in den Pauly'schen Garten. Die Offiziere und die Pferde warteten schon und bald erschien auch Mlle. Jella, um erst den Studien des dicken Ritters zuzusehen und dann selbst zu versuchen.

„Nun, Herr College, vorwärts in den Sattel!“ sagte Alfred lachend zu dem Dicken, der schnaufend sich den Schweiß von der Stirn wischte und dann den breiten Mund tief in das Bier senkte, zu ergründen, was auf dem Boden des mächtigen Poßglases verborgen.

„Ja, das ist leicht gesagt, junger Leichtfuß,“ antwortete dieser mit der fetten Stimme. „Es ist eigentlich der haarsträubendste Blödsinn bei der Hitze so'n armes Thier zu quälen. Bringt in Gottes Namen

das Pferd nach Hause!" wandte er sich an den Offizierburschen.

„Halt! nein, nein!" protestirten die Offiziere und Alfred, und auch Mlle. Yella schloß sich ihnen lachend an, „so geht das nicht. Sie haben verlangt zu reiten, die Pferde sind da, eigens für Sie das Trompeterpferd requirirt, also vorwärts! Nachher hinaus nach W."

„Na denn in Gottes Namen!" stöhnte der dicke Künstler. Alfred zeigte ihm jetzt wie er aufsitzen müsse.

„Sehen Sie," sagte er, nachdem er ihm die Zügel in die Hand gegeben hatte, „Ihre linke Schulter steht ungefähr einen halben Fuß von derselben Schulter des Pferdes. Sie fassen die um den Daumen der Linken gewickelte Mähne fest, lassen die Hand, ohne die Zügel zu scharf anzuziehen, stät auf dem Widerrist ruhen und heben auf das Commando den linken Fuß in den Bügel, indem Sie mit dem rechten Fuß dem Körper einen leichten Schwung geben. Die rechte Hand legt sich auf den After des Sattels, und Sie stehen, mit dem Bauch lose gegen das Pferd gelehnt, im Bügel. Jetzt hebt sich der rechte Fuß horizontal und elegant über die Croupe, die Hand verläßt den Sattelafter und sanft, ohne heftig niederzufallen, nimmt der Reiter im Sattel Platz. Also, College, versuchen Sie!"

„Ach, lassen Sie mich zufrieden!" gab der Dicke

zur Antwort; „das mögen Sie können, aber nicht ich. Lassen Sie einen Stuhl herbringen, dann will ich's versuchen.“

Der Stuhl wurde gebracht und der kühne Künstler kletterte hinauf, um von da unter den vereinten Anstrengungen der Offiziere und Alfred's endlich in den Sattel zu gelangen, wobei das Pferd wie ein Lamm stand, wahrscheinlicherweise gewohnt, daß sich sein Herr auf ähnliche Weise auf seinen Rücken wälzte. Der sanfte Schritt, den der Gaul nun begann, behagte dem Dicken baß. Plötzlich aber ahmte einer der Offiziere mit dem Munde das Hornsignal des Regiments zum Traben nach und alsbald setzte sich das Roß in leichten Trab. Unter gräßlichem Geschrei verlor der Dicke die Bügel, und den Hals des Thieres umklammernd, glitt er schleunigst in den Sand, zum Ergötzen der Offiziere und unter homerischem Gelächter des Tscherkessen und des Asiaten, die die seltsamsten Töne des Vergnügens ausstießen; wie es denn für diese, so zu sagen auf dem Rosse gebornen Söhne der Berge und der Wüste ein unbezahlbares Schauspiel war.

Mlle. Yella mußte ihre intendirten Versuche in der Reitkunst aufgeben, da in M. kein Damensattel aufzutreiben war, wie man denn überhaupt in Großrußland, auch in Petersburg, selten eine Dame reiten sieht. Der Großrusse ist kein besondrer Reiter und es ist ganz gewöhnlich, daß der Offizier, hoch und

niedrig, in Petersburg in schneller Droschke zur Parade fährt, um dort erst das bereite Pferd zu besteigen. Dagegen versteht man dort mit einer Feinheit und Hardiesse zu fahren, von der unsre deutschen Rosselenker keine Ahnung haben, — selbst wenn wir die Fahrkunst eines berliner Droschkisten gänzlich außer Betracht lassen, — und wogegen sogar ein londoner Cab= oder Cabrioletführer, der doch schon auch recht Anerkennenswerthes leistet, nur ein Anfänger ist. Ein petersburger Elegant in seiner Droschke mit dem Orloff'schen Traber davor wie der Wind dahinfliegend, ist ein schöner Anblick, wenn man die Leichtigkeit und Grazie, mit der er die Zügel führt, in Acht nimmt. Man glaubt jeden Augenblick, jetzt müsse er an ein andres Fuhrwerk fahren, oder den Mann oder das Kind überfahren; aber nein, dicht vor dem Kinde reißt er sein Roß auf die Seite und fliegt hart neben ihm vorbei. In Petersburg darf Niemand überfahren werden; unwiederbringlich sind, wenn es vorkommt, Roß und Wagen der Krone verfallen, weshalb man auch oft vor den Feuerspritzen so elegante Rosse sieht, denn nur dazu werden die confiscirten Pferde verwandt. Daß sie Niemand überfahren darf, wissen auch Kinder und Muschiks, und achtlos auf die Wagen schlendern sie über den Fahrdamm. —

Da die equestrischen Studien des dicken Künstlers ohne Erfolg von Fortschritten geblieben waren, auch inzwischen, nach Schluß der Vorstellung, noch einige

Künstlerinnen und Künstler sich eingefunden hatten, so machte die kleine Gesellschaft sich auf den Weg, hinaus nach dem einige Werst entfernten Wäldchen, wo der Volksjubel jetzt seinen Höhepunkt erreicht haben mußte. Der Tscherkesse, der Bey und Alfred zu Roß, die Damen, die Offiziere und Schauspieler in Droschken. Einsam, in stiller Majestät, füllte der Dicke sein Vehikel allein. In der Nähe des Wagens, in dem Mlle. Yella mit einer andern kleinen Tänzerin des R.'er Theaters saß, tummelten natürlich die Reiter ihre Rosse, sich in tausend kleinen waghalsigen Kunststückchen überbietend, wobei die vollendete Geschicklichkeit Alfred's die aufrichtige und laute Bewunderung des Berg- und des Wüstensohns erregte, die nimmer begreifen konnten, daß ein sonst nur „sprechender Mann", wie sie die Schauspieler nannten, im Sattel ebenso zu Hause sei, wie sie selbst.

Draußen in dem Dörfchen W. und dem daran stoßenden Buchen- und Eichenwäldchen, tummelten sich zahllose Menschenschaaren in Tanz und Spiel in der lauen Sommernacht umher; Lärm und Jubel erscholl überall, und in den buntesten Gruppen lagerten hier und dort Männer und Weiber, Kinder, Bursche und Mädchen. Getrunken, getanzt, gelacht, geküßt ward überall und jeder Unterschied des Standes schien für diese Nacht aufgehört zu haben. Selbst die Pristafs und Gensdarmen erlabten sich, unbekümmert um alle Vorgänge, an Quaß und Wodka.

Daß sich unser heitres Künstlervölkchen nicht fern von dem allgemeinen Jubel hielt, liegt auf der Hand; und die Herren abenteuerten kühn unter den schmucken Kurländerinnen und Lettenmädchen umher, manchen Kuß den nur leicht sich sträubenden Schönen raubend, und hin und wieder die schüchternen Anfänge zu interessanteren Verhältnissen knüpfend. Selbst die Offiziere, obgleich in Uniform, glaubten diese nicht zu schänden, wenn sie dieselbe mit dem Volk in Berührung brachten, wie denn überhaupt der russische Offizier diese sonderbare Exclusivität deutscher und besonders norddeutscher Militairs nicht kennt. Nur die bekannten „Beiden“ waren die unzertrennlichen Begleiter der schönen Tänzerin, während sich der Dicke dem stillen Ergötzen an zahllosen Bierflaschen und kaltem Flips hingab, welche Getränke er in stäter, aber angemessener Abwechselung seinem ungeheuren Leichnam einverleibte, und Alfred, von Gruppe zu Gruppe schreitend, bald hier bald da ein frisches Mädchen im Tanze schwenkte, überall gern empfangen und ungern entlassen. Auch Mlle. Yella und die kleine braune Amalie begehrten zu tanzen, und der Mongole spielte als Tänzer des lustigen Mädchens die ergötzlichste Figur, während Onfarow in würdevollem Ernst mit der schelmisch lächelnden Amalie sich drehte.

„Ah, Fräulein Yella,“ rief plötzlich Alfred in tollster Heiterkeit, „tanzen wir einmal Kasatscha!“

Die liebenswürdige Tänzerin hatte bald die Idee

dieses Tanzes begriffen, die Alfred ihr in geflügelten Worten demonstrirte; die Musiker wurden möglichst instruirt und obgleich sie nicht faßten, was man eigentlich verlangte, spielten sie doch den Bewegungen der Tänzer angemessen, und der Tanz der Kosackenmädchen und -Bursche begann. Tänzer und Tänzerin gaben sich an Grazie, Kraft und Geschmeidigkeit der beweglichen Glieder nichts nach, und ein Kreis bewundernder Zuschauer hatte sich bald um sie gebildet.

Der Sinn dieses in der Ukraina überall, selbst noch in die Steppe hinaus, üblichen Tanzes ist außerordentlich einfach. Ein feuriger Liebhaber, eine spröde Geliebte, die schon gar gern möchte, aber sich ziert und schämt, lange zurückhält, schließlich aber doch dem Geliebten in die Arme sinkt.

Jubelnder Applaus der Menge erscholl, als der Tanz beendet und Alfred, den sonst unumgänglichen Kuß hier natürlich vermeidend, ein Knie vor seiner Dame beugte, und die Tänzerin, auf das feststehende andere Knie einen ihrer zierlichen Füße setzend, so über ihm schwebend in tollem Uebermuth eine kostbare Gruppe mit dem schönen Tänzer bildete, — hervorgerufen durch den Augenblick, aber nimmer schöner, wäre sie auch zehnmal studirt und probirt.

Die Lust der etwas bachantischen Nacht war erschöpft, und die Damen bestiegen die Wagen, um nach der Stadt zurückzukehren. Alfred hatte fast vergessen, in dem übermüthigen Festjubel und auf flüchtigem

Rosse jetzt mit den beiden Anbetern neben der Droschke der Tänzerin dahin sprengend, daß er nichts weiter sei als ein armer Bretterheld, und hoch erregt vom Tanz und Ritt erreichte er seine Wohnung, ein lustiges Steppenliedchen vor sich hinträllernd. Die Nacht war weit vorgeschritten und hin und wieder zeigten sich schon die grauen Streifen des nahenden Morgens am östlichen Himmel.

Alfred bewohnte in der L.-straße bei einer Wittwe ein zwar nicht sehr comfortables aber doch höchst sauber und reinlich möblirtes Gemach. Im niedrigen Erdgeschoß belegen, wurden die Fenster, die sich nur einige Fuß über der Erde erhoben, des Nachts durch Jalousien von außen geschlossen, so daß also auch jetzt das Dämmerlicht des Morgens noch keinen Eingang fand. Nach allgemeiner Sitte der russischen Ostseeprovinzen befand sich das Bett in einem aus leichten schiebbaren Holzwänden bestehenden Verschlag in einer Ecke des Zimmers, so daß dieser abgesonderte Raum ein kleines Zimmer im Zimmer bildete. Auf seinen Burschen laut scheltend, der die Zündhölzchen von ihrem gewöhnlichen Platz entfernt hatte, tappte unser Held in dem finstern Zimmer umher, als er plötzlich hart neben sich einen tiefen Athemzug hörte. Selbst dem muthigsten Menschen läuft ein kleiner Schreck kalt den Rücken hinunter, wenn er im Finstern in seinem eignen Zimmer sich allein glaubt, und nun plötzlich den Athemzug eines Zweiten hört. Aber

unserm Freund blieb kaum Zeit zum Erschrecken, denn zwei weiche runde Arme legten sich um seinen Nacken, und eine bekannte Stimme flüsterte leise in sein Ohr: „Alfred!"

„Natalie!" schrie er, plötzlich an den Namen der fremden Sängerin denkend, „um Gottes willen, was thun Sie?" „Was ich thue, Geliebter?" entgegnete schwärmerisch das Mädchen, „was ich thue? Was das Herz mir gebietet. Ich will Dich besitzen, Alfred, sei's auch nur für eine kurze Nacht! Mag dann geschehen, was da will!"

Unser Held war ein Mensch, geliebter Leser, aber kein Heiliger. Und es ist noch sehr die Frage, was selbst der heiligste Heilige unter solchen Umständen gethan hätte. Wir ersparen uns auch eine Erörterung dessen, was nun geschah, und bauen auf die Phantasie des Lesers.

Mlle. D'Argentcour, wie Natalie von Silberhof sich jetzt nannte, war in Paris zu einer excellenten Sängerin ausgebildet, hatte darauf, in Begleitung einer Gesellschaftsdame, Berlin besucht und dort in einigen Concerten gesungen; hier auch ihre Bemühungen: Alfred, den noch immer heiß und innig geliebten Mann, aufzufinden, mit Erfolg fortgesetzt, und denn auch seinen jetzigen Aufenthalt erfahren. Daß Director T. auf die desfallsige Anfrage des Agenten H. nur zu geneigt war, die schon Aufsehen machende Sängerin für eine so geringe Gage, wie dieselbe sie

forderte, zu engagiren, läßt sich denken, und Natalie eilte von Liebe und Hoffnung getrieben nach Rußland. Daß sie Alfred's Liebe nicht erlangen würde, wußte sie nur zu sicher, aber sie wollte wenigstens sich seinen Besitz, und sei's auch nur für einen Augenblick, erkämpfen. Was ging sie nach diesem Augenblick das Leben noch an? Was kümmerten sie nachher noch Welt und Menschen? Für diesen einen Moment hatte sie die tausendfältigen Qualen des Herzens, die unnennbaren Schmerzen der Seele bisher muthig ertragen; — hatte sie genossen, geschwelgt in der vollen Wonne des Besitzes, so wollte sie gern und freudig jedem ferneren Glück entsagend nur der Barmherzigkeit ihr Leben weihen. —

Manche unserer Leserinnen wird die Achseln zucken über Natalien und sagen: „Wie kann es nur solch' ein Weib geben?! Hier hat unbedingt die Phantasie des Verfassers etwas allzuheftig die Zügel schießen lassen! Bist du nun, hochgeehrte Leserin, ein junges schönes Mädchen, mit feurigem, heißen Blut, aber noch nicht hinter dem Herde der Frau Mama hervor gewesen, so wollen wir eine solche Aeußerung, in der sichern Voraussetzung, daß Du sie einst selbst aus eignem Antrieb zurück nimmst, gern Deiner Unerfahrenheit und Deiner Unkenntniß des eignen Herzens verzeihen. Bist Du aber eine alte Jungfer, mit spitzem Kinn und langer Nase, die in trauter Innigkeit zusammenstoßen, mit etlichen Warzen, mit langen

Härchen im runzligen Gesicht, und hast Du stets den Seelenbräutigam auf den Lippen, weil Deiner höllischen Häßlichkeit halber keiner Zeit der irdische ausblieb, — wie denn überhaupt in den Herzen alter Jungfern hinter dem Gott der Liebe der liebe Gott als Reserveliebhaber steht, — so wirst Du schon unbedingt dies Buch gar nicht lesen, sondern es von vornherein, bringt es der Zufall in Deine Hände als unmoralisch bei Seite werfen. Auf Dich nun, geehrte alte Jungfer, werfen wir eine große Null, als welche Du ja stets durch's Leben gegangen bist. Uebrigens fanden wir bei einer als besonders „fromm, gottesfürchtig, und Muster jungfräulicher Reinheit," hochgeehrten und bewunderten alten Dame, in deren Schlafzimmer uns ein sonderbarer Zufall führte, auf dem Nachttischchen vor dem Bette, neben Bibel und Gesangbuch: eine Masse der rechtgläubigsten Gebetbücher, unter dem Kopfkissen des keuschen Eiderdunenlagers, — damit wir es nur gestehen: eine Nichte dieser Dame, ein kleiner Teufelsbraten, wies verstohlen darauf hin, — aber — nun, was meint der Leser? Etwa Paul de Kock, oder den jüngeren Crebillon? Ach nein! Was denkt der Leser? Nur eine kostbare Ausgabe des berühmten * * * * * Kupferwerks! — Weltenlauf! — —

Der Seele und dem Gemüth des Mannes, der eine reine, ihn ganz erfüllende Liebe im Herzen trägt, bemächtigt sich jeder Zeit eine tiefe verzweifelnde Reue,

wenn er sich eine That vorzuwerfen hat, die er bei klaren Sinnen und kühlem Denken nimmer würde begangen haben. Er hält es für einen Frevel an der Heiligkeit seines Gefühls, und um jeden Preis möchte er das Geschehene verlöschen, selbst wenn er an der Herbeiführung vollkommen unschuldig ist und nur Umstände und die Verkettung der Verhältnisse ihn dazu getrieben haben.

So Alfred. Er glaubte den Tempel seines Herzens, in dem das Bild Mánnella's in hehrer Reinheit thronte, entweiht und, war es unmöglich die vergangene Nacht aus seinem Leben zu streichen, so regte sich etwas wie Haß gegen Natalien in seiner edlen Seele. Aber er drängte diese unedle Regung gewaltsam zurück, und gerade in seiner heißen Liebe für die Geliebte fand das Beginnen Nataliens Entschuldigung. Sie hatte gehandelt, wie ihr Herz es sie lehrte, — an ihm wäre es gewesen, zu widerstehen. —

In dem Verlassen des Ortes, wo etwas geschehen, was uns mit uns selbst uneins und unzufrieden macht, liegt eine gewisse Beruhigung für den Augenblick; man glaubt in der Flucht von dem Schauplatz der unglückseligen That auch sich selbst und dem mahnenden Gewissen zu entfliehen. So trieb es denn auch Alfred fort, und noch an demselben Tage wollte er M. verlassen und nach Deutschland zurückkehren.

In einem kurzen Billet zeigte er Natalien seine Abreise an, gestand ihr auch, daß eine tiefe Liebe sein

Herz ganz und vollständig erfülle, und beschwor ihr edles Gemüth jeden Versuch: seinen Besitz zu erzwingen, aufzugeben. Dann setzte er den Director T. von seinem Vorhaben in Kenntniß, ihn bittend, ihm die wenigen Tage seiner Verpflichtung zu erlassen, da ihn unabweisbare Gründe zur schleunigen Abreise zwängen. So ungern auch Director T. überhaupt den fleißigen Künstler, den liebenswürdigen Mann entließ, so stand er doch keinen Augenblick an, das Verlangen des Schauspielers zu erfüllen, gab sogar dem Cassirer Anweisung, Alfred die volle Gage auszuzahlen, was dieser nicht zu erwarten berechtigt war. Von den Collegen empfahl er sich nur in Person dem dicken Regisseur und der liebenswürdigen Jella, der letzteren die Hoffnung aussprechend, daß sie sich auf ihrem Lebenswege noch wieder begegnen möchten, was diese als gewisse Thatsache annahm, von dem schleunigen Scheiden des ausgezeichneten Collegen nicht wenig überrascht. Leider sollte ihre gewisse Zuversicht des Wiedersehens nimmer erfüllt werden, denn schon im nächsten Frühling ereilte das liebenswürdige Geschöpf der Tod. Für eine Carnevalsstagione in Turin engagirt, wo sie sicher in den Zenith ihres Ruhmes getreten wäre, erlag sie auf der Durchreise in Wien, ihrer Vaterstadt, einer wohl schon längst in ihr keimenden Krankheit. Groß als Künstlerin, liebenswürdig als Weib, hat sie den unverwelklichen Kranz der Erinnerung mit in's Grab genommen, das sie mit leichter Erde decken möge! —

Den übrigen Collegen und Colleginnen und den ihm bekannten Offizieren sandte Alfred seine Karte.

Eine plötzliche Abreise aus Rußland ist eigentlich eine Unmöglichkeit für den Fremden, da bei der Abreise Formalitäten zu beobachten sind, die mindestens acht, wenn nicht noch mehr Tage in Anspruch nehmen. Um nämlich einen Paß zu erlangen, den nur das Gouvernement ertheilt, bei dem auch der Nationalpaß deponirt werden muß, ist es nothwendig in dem Localblatt des Orts, den man verlassen will, dreimal seine Abreise bekannt zu machen. Ist dies geschehen, so erhält man hierüber, unterschrieben und untersiegelt, von dem betreffenden Herausgeber oder Expedienten des Blattes eine Bescheinigung, und auf Grund dieser ertheilt wieder die Polizeibehörde ein Attest, daß der Abreise nichts im Wege steht; vorausgesetzt daß sich während dieser Zeit keine Gläubiger gemeldet haben. Mit diesem Attest kann man nun auf dem Gouvernement seinen Paß erhalten und zwar sehr bald, wenn man dem betreffenden Expedirenden außer den Gebühren noch einige Rubel als „na wodka“ — wie der Russe das Trinkgeld wörtlich bezeichnet, — unter seine Papiere schiebt.

Hätte nun unser Held alle diese Förmlichkeiten durchmachen sollen, so hätte allerdings seine Abreise nach vierzehn Tage wohl erfolgen können, womit ihm aber, unter diesen Umständen wenig gedient war. Indessen seine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm

so manchen Freund erworben, half ihm auch hier. Er hatte in R. die Bekanntschaft eines jungen lithauischen Fürsten, Michael Gedemin, gemacht, der ihn dringend eingeladen, die Ferienzeit der Bühne, von Mitte July bis Mitte August, auf seinem Schlosse in Lithauen zuzubringen, und Alfred beschloß, nun dieser Einladung zu folgen und sich von einem befreundeten Advokaten dorthin, nach erfüllten Formalitäten, seinen Paß nachsenden zu lassen, dessen er nur beim Uebergang über die Grenze bedurfte. Seine Sachen waren geordnet und gepackt, seine Casse war gut bestellt und bald rollte er in flüchtiger Lohnkibitka R., dem Schlosse des Fürsten zu, das einige 40 Werst von Wilna entfernt lag.

Fürst Michael empfing den Künstler mit unverstellter Freude und nahm ihn mit der den Sarmaten eignen verschwenderischen Gastfreiheit auf. Noch unvermählt, ein junger schöner Mann von einigen zwanzig Jahren, Erbe großer Besitzungen, war der junge Fürst einer der liebenswürdigsten Edelleute, die je durch die Wälder Lithauens dahingejagt sind. Ein Freund aller männlichen Uebungen, fand er an Alfred einen würdigen Partner, und fast ganze Tage lang kamen Beide nicht aus den Sätteln. Für die Jagd war leider die Jahreszeit noch zu wenig vorgeschritten, desto mehr wurden aber zu Roß oder auf windschneller Troika Besuche bei den umwohnenden Adligen gemacht, und überall wurde der „Freund" Michael

Gedemin's mit der zuvorkommendsten Gastfreiheit empfangen, obwohl man sich nach der Abfahrt gestand, den Künstler mit dem fürstlichen Anstand und den liebenswürdigen Manieren auch ohne die Freundschaft Fürst Gedemin's ebenso gastfrei und freundlich empfangen zu haben.

Wir wollen den Leser hier nicht mit der Beschreibung des Schlosses des Fürsten, oder der lithauischen Gebräuche und Sitten ermüden, selbst die Erzählung der Vorgänge bei einer Hochzeit vermeiden, und dies den privilegirten Touristen und Reisebeschreibern überlassen, — dagegen sofort melden, daß der Freund Advokat aus M. den Reisepaß Alfred's sandte, und dieser nun seine Abreise nicht länger verzögern wollte. Es drängte ihn fast nach Deutschland und er mußte sich im Stillen bekennen, daß er jetzt mehr Deutscher als Russe sei. War ja auch das Rußland, wo er bisher gewesen und augenblicklich war, nicht sein heimathliches Rußland, — nicht die Steppe. —

Der liebenswürdige Fürst unterließ nicht, den ihm so werth gewordenen Gastfreund selbst nach Wilna, — wo er wie jeder — wenigstens die Mehrzahl, — lithauische Edle seinen Pallast besaß, — zu geleiten, und an einem schönen Morgen stand eine Kalesche mit vier jener katzenartigen russischen Postpferden bespannt, von denen der Ausländer im ersten Augenblick glaubt, daß sie schon nach der ersten Werst den Dienst versagen werden, die aber trotzdem ihre

7 Werst also 1 deutsche Meile in 35 Minuten laufen, ohne daß der Jämtschick die Peitsche anders als über ihren Köpfen in ununterbrochenen hinschnellen Schwingungen bewegt, — vor der Thür des Palastes. Der Kammerdiener des Fürsten hatte die nöthige Podoroschna besorgt und der junge Fürst geleitete seinen Gast an den Wagen. „Die Kalesche, bester Freund,“ sagte er zu Alfred, „lassen Sie in Tilsit im Kronprinzen stehen, sie findet von dort schon ihren Weg einmal wieder zurück.“

Alles Protestiren Alfred's und seine Bitten, sich statt der Kalesche einer gewöhnlichen Posttelega bedienen zu dürfen, wies der Fürst lächelnd zurück.

„Ich kann nicht zugeben,“ behauptete er lachend, „daß Sie in Tilsit Ihre Knochen gezwungen sind, vom Kellner einzeln aus der Telega suchen zu lassen, wenn Sie dieselben überhaupt dann noch heil wiederfänden. Noch eine Bitte,“ fuhr er fort, „damit Sie sich auch im Auslande Michaël Gedemin's wieder erinnern, bitte, bewahren Sie ihm zum Andenken dies kleine Täschchen mit seiner Karte.“ Und er reichte Alfred ein kleines zierliches Visitenbillettäschchen von Juchten.

„Ah, theurer Fürst,“ erwiderte Alfred, „auch ohne das wird Ihr Andenken stets in meiner Erinnerung bleiben; doch ich danke Ihnen. Aber Sie müssen dagegen dies als Souvenir von mir nehmen.“ Und er löste einen kleinen ledernen Steigbügelriemen mit

goldenem Steigbügel von seiner Uhr und bot ihn den Fürsten.

„Gern, werther Freund," entgegnete dieser und nahm die zierliche Kleinigkeit. „Der Reiter dem Reiter!" setzte er lächelnd hinzu.

Die Schellen an den Pferden, diese Zeichen einer kaiserlichen Post, erklangen, und fort rasselte das leichte Fuhrwerk.

Die große Straße von Wilna nach Tauroggen, der russischen Grenzstadt, ist öde und einförmig. Endlose Fichtenwälder, nur hie und da unterbrochen durch eine flache Ebene. Selten ein Dorf, nur Wald, Werstpfähle und die kleinen weißen Häuser der Straßenwärter mit dem schwarzen Doppeladler auf dem niedrigen Dach. Fuhrwerke aller Art genug, Kronposten, Feldjäger und Couriere auf Telegen, Fuhrleute und Juden mit Drei- und Einspännern.

Gegen Mittag des andern Tages erreichte unser Held Schaulen, die vorvorletzte Station vor Tauroggen, wo er einige Stunden zu rasten beschloß. Vor dem Posthause, wo der arme Pisar, der Postschreiber, den elegant gekleideten in eigner Kalesche fahrenden, vornehm aussehenden Mann, dienstfertig nach der Anzahl der zu befehlenden Pferde fragte, und erstaunt war, als der Reisende nicht sogleich weiter verlangte, — vor dem Posthause, in dem sich auch zugleich der beste Gasthof des Nestes befand, empfing ihn der

Wirth, und führte ihn in die, sonderbarerweise, außerordentlich reinliche, saubere Gaststube.

„Sind Sie ein Deutscher, Herr?" fragte Alfred, mit Erstaunen die Reinlichkeit des Zimmers musternd.

„Zu dienen, mein Herr; ein Mecklenburger von Geburt, Wokrow ist mein Name."

„Nun, freut mich, hier einen deutschen Wirth zu finden, also die Aussicht zu haben, ein gutes Mittagsmahl zu erhalten. Nicht wahr, Sie werden das einem ausgehungerten Reisenden geben? Aber vor allen Dingen Wasser, Herr, mein sterblicher Leib verlangt dringend nach Reinigung von irdischem Staub!" scherzte Alfred weiter.

Der freundliche Wirth ging, sich artig verbeugend, hinaus, und alsbald brachte ein junges, schmuckes Mädchen in sauberem Porzellanlavoir, eine Seltenheit auf diesen Stationen, Wasser und reine Handtücher.

„Bist Du des Wirths Tochter, Kind?" fragte Alfred das blondhaarige Mädchen, „und wie heißest Du?"

„Lieschen heiß' ich," erwiderte das schmucke Kind, „und gewiß ist der Wirth mein Vater."

„Nun, Lieschen, so bitte die Mutter im Namen eines Menschen, der seit gestern Morgen nichts genossen hat als Tschai, ihm ein Mittag serviren zu lassen, ohne Tschie und Borscht, auf deutsche Manier."

„Ach!" sagte freundlich lächelnd Lieschen, „die Suppen machen wir nur, wenn die Herren Reisenden

sie ausdrücklich verlangen, aber sie sind selten zufrieden!“

„Das glaube ich,“ erwiderte Alfred ebenfalls lachend, „wie verstände ein Deutscher Borscht zu machen?“

Lieschen verließ das Zimmer und unser Freund übergoß sich mit Fluthen von Wasser, gewährte sich auch die entzückende Wollust reiner Wäsche. Verzeih' die Gründlichkeit unsers Berichts, geehrter Leser, aber gönne die bemerkte Wohlthat unserm armen Reisenden. Wir versichern Dir, es giebt nichts wohlthuenderes, als nach tüchtiger Waschung in frische Leibwäsche zu schlüpfen, wenn man Tag und Nacht im heißem Sommer dem Staube einer russischen Straße ausgesetzt gewesen ist. —

Selbst das kleinste Nest bietet dem Beobachter des Interesses noch Manches, und so benutzte denn unser Held die Zeit bis das Diner der braven Frau Wakrow bereit sein würde, durch die Straßen des Städtchens zu schlendern. Das Posthaus lag am Marktplatz. Dieser selbst war in seiner ganzen Ausdehnung mit zahllosen hölzernen Buden umgeben, die einen Bazar alles möglichen Verkäuflichen bildeten und natürlich Juden als Inhaber zeigten. Ein förmlicher Gostinnoi-Dwor im Kleinen.

Als Alfred aus dem Posthause trat, umringten ihn außer zahllosen Bettlern, deren es nirgends mehr giebt, als in diesen kleinen Nestern Litthauens und der Ostseeprovinzen, sofort sechs, acht alte Juden, die sich

zu allen möglichen Dingen anbeten. Ueberall in Rußland, von Archangel bis Odessa spricht der Jude deutsch.

„Befiehlt der Herr Cigarren?“ sagte der Eine. „Keine inländische in Banderols, daß kauft der Herr die Katze im Sack; ausländische aus Königsberg und Memel. Soll ich bringen dem Herrn Cigarren?“

„Gott, wird der Herr doch haben die feinsten Cigarren bei sich aus Petersburg oder Wilna,“ fiel ein Anderer ein; „aber frische Citronen, und Zucker, um zu bereiten Limonade auf der Reise bei der Hitze. Wird der Herr doch finden in Jänitzl, der nächsten Station, kaum ein Samowar!“

„Hat der Herr Langeweile,“ flüsterte ein Dritter, „wird den Herrn doch führen der alte Pochal zu sauhern Mädchen. Soll mir Gott helfen! eine Polin aus Warschawa, schön wie Rebekka am Brunnen! Gott! der alte Pochal ist zufrieden mit'n Paar Kopeken, bloß um zu gönnen dem feinen Herrn das schöne Mädchen.“

„Hat der Herr nicht ausrangirt seine Garderobe?“ fragte ein Vierter; „zahle ich doch für unbrauchbare Stücke für den Herrn noch blankes Silber.“

„Sind die Juden toll?“ rief Alfred lachend. „Laßt mich in Ruhe, ich will nichts!“

„Soll'n wir bringen? Soll'n wir bringen?“ schrie der Chor, und schickte sich an, den fortschreitenden Alfred zu begleiten.

„Hol' Euch der Teufel, verdammte Juden!“ sagte dieser jetzt barsch, „ich will nichts von Euch!“

Die Hebräer blieben erschreckt zurück und begannen ein schreckliches Gemauschel unter sich; Einer dem Andern vorwerfend, daß er ihm im Wege gewesen. Nur der alte Pochal schlich dem „feinen Herrn“ in der Entfernung nach und murmelte: „Werd' ich doch geben Acht, wenn wird der Herr essen sein Mittag beim Wakrow, und schicken dann ganz still die Zschacha. Wird doch müssen sie dann geben dem Pochal wenigstens fünfzehn Kopeken.“

Alfred trat in einen der Läden und forderte Cigarren.

In Petersburg und überhaupt im ganzen Rußland kauft man wirklich die Cigarren, wie der Jude sagte, wie die Katze im Sack. Als Regal an gewisse Pächter verpachtet, erscheinen die Tabacke stets in gestempelten und versiegelten Packeten und die Cigarren im Kleinhandel in sogenannten Bandervls, d. h. je 10 Stück in einer versiegelten Papierdüte. Kauft man nun auch in den größeren Städten bei allen Waarenhändlern außer sogenanntem „Walschtaff“ — ursprünglich zuerst von dem Fabrikanten Wachstafft, einem Deutschen, fabricirt und nach ihm genannt — und „Tschukow“, auch nicht allzu theuer ächten Batavia; so wird man dagegen mit den Cigarren, will man nicht diese leichten Papyross, an die sich ein Deutscher ungern gewöhnt, wenigstens stets betrogen. Natürlich konnten bedeutende

Massen der feinsten Havannablätter nach Rußland, aber wem bleiben diese? Nur den reichen Kaufherren und dem höchsten Adel. Der Fremde wird nie diese Cigarren erhalten, es sei denn, daß ihm ein Gastfreund deren verschaffe.

Hier in Schaulen fand unser Freund schon geschmuggelte, sogenannte preussische Cigarren, die von Memel und Tilsit aus unschwer in einzelnen Kistchen über die Grenze gebracht werden. Die Inhaberin der Bude, in die er getreten war, ein altes Judenweib, legte sofort eine Anzahl geöffneter Kistchen mit Cigarren auf den Tisch, unter zahllosen Worten dem Herrn sie anpreisend. Alfred wählte ein Bündel von 25 Stück und fragte nach dem Preis.

„Gott!" sagte das alte Weib, „werd' ich doch geben die feine Waare dem Herrn sehr billig. Wer kauft hier sonst so echte Cigarren? Geb' der Herr 2 Rubel Silber."

„Bist Du toll, Weib?" rief dieser lachend und warf einen Rubel auf den Budentisch. „Da, nimm!" sagte er, „es sind noch 10 Kopeken zu viel. Adieu!"

„Gott soll hüten!" schrie das Weib, das Silberstück schleunigst einsteckend, „was sagt der Herr? Verdien' ich doch wahrlich nichts! Aber was schadt's? wird der Herr doch bald kaufen mehr, eh' er wird abreisen!"

Unter dem Thor des mit einem hölzernen Säulenportal gezierten Posthauses empfing das blonde Lies-

chen unsern Freund, und sagte unter freundlichem Lächeln scheltend: „Warten Sie nur, Herr! die Mutter ist schon ganz böse, daß Sie nicht kommen. Die Suppe wird kalt und der Braten verbrannt. Schnell herein und zu Tisch!“

„Blitz! liebes Kind,“ entgegnete Alfred lachend, „da verdient ich ja zur Strafe eigentlich gar kein Mittagsessen. Aber laß diesmal Gnade für Recht ergehen, und trag' denn in Gottes Namen die Suppe auf.“

„Nun für diesmal mag es sein. Nehmen Sie nur schnell Platz.“

Das freundliche Kind bediente mit lieblicher Anmuth den hungrigen Gast und freute sich, daß der Mutter Kochkunst so thatsächlich gelobt wurde.

„Reisen Sie nach Deutschland zurück, lieber Herr?“ fragte sie.

„Gewiß, Kind. Hast Du wohl Heimweh?“

„Ach Gott, recht oft! Kommen Sie vielleicht auch einmal nach N.?“

„Nach N.? Da war ich im vorigen Winter. Bist Du dort bekannt?“

„Ach, da sind wir ja her!“ rief das Mädchen schmerzlich erfreut, „und da waren Sie? Kennen Sie wohl den, und die, und den?“

„Leider nicht einen davon, mein liebes Herzchen. Aber ich will das Städtchen viel tausend Mal von Dir grüßen, wenn ich jemals wieder hinkomme, was nicht unmöglich ist.“

„Ach ja, wenn Sie das wüßten! Du lieber Gott! es war doch da viel schöner als hier!“ seufzte das Kind und eilte hinaus, den Rettich zu holen.

Unter den Fenstern lauerte der alte Pochal, und als er bemerkte, daß Alfred sein Mahl beendigt hatte, die Cigarre anzündete und sich auf das Sopha streckte, schlich er hinweg.

Unser Freund hatte auf fünf Uhr die Pferde bei dem Pissar bestellt und dem braven Wirth gesagt, daß er sich durch einen kurzen Schlaf für die Nachtfahrt stärken wolle, also wünsche, nicht gestört zu sein. Wenn man einen Tag und eine Nacht auf der Straße im Wagen sich hat durchschütteln lassen, schläft man ungewiegt im kühlen Zimmer auf weichem Sopha, und es ist nicht zu verwundern, wenn man bei auch sonst feisen Ohren, nicht hört, wenn die Thür sich öffnet.

Unter den Fenstern erschien abermals Pochal, warf einen prüfenden Blick in das Zimmer und richtete dann die grauen Augen winkend auf eine nahe gelegene Bude. Ein fast elegant gekleidetes Mädchen trat aus dieser und schritt rasch auf das Posthaus zu. Pochal's grauer Kopf machte eine verständliche Bewegung und das Mädchen schlüpfte in das Haus. Leise öffnete sich die Zimmerthüre und ebenso leise schritt es hinein und stand bald vor dem schönen Schläfer. Das Mädchen war nicht allzu groß, aber elegant und ebenmäßig gewachsen und von schöner Fülle. Ihr Haar war von jenem goldblond, davon die Dichter singen,

und mit großer Kunst um die weiße Stirn in toupirten Scheitel arrangirt; ihre Augen von schönem Blau, zeigten die Spuren vielen Weinens, wie denn überhaupt auf ihrem Gesicht Gram und Trauer ihren frischen Stempel gedrückt hatten. Einen Augenblick lauschte das Mädchen, dann trat es dicht an das Sopha und flüsterte, sanft die Hand auf Alfred's Schulter legend, der das Gesicht im Schlaf abgewandt hatte: „Herr!" — Unser Freund erwachte und richtete verwundert, noch etwas schlaftrunken das Gesicht auf das Mädchen. In demselben Moment schrie dies auf, stürzte vor Alfred nieder und rief, unter quellenden Thränen seine Kniee umfassend: „Herr von Randara! Sie sendet Gott, wenn es noch einen Gott giebt!"

„Stehen Sie auf, Mademoiselle!" sagte dieser, erschreckt, daß das Mädchen seinen Namen nannte, „wer sind Sie, und woher wissen Sie meinen Namen? Alle Heiligen!" rief er, als das Mädchen aufstehend ihm ihr schönes Gesicht zuwandte, „Charlotte, wie kommen Sie hierher? Und unter diesen Umständen?" setzte er hinzu, als er in dem Augenblick den alten Juden unfern der Fenster gewahrte. — —

Wir haben Eingangs dieser wahrhaften Geschichte erwähnt, auf welche Weise Alfred die Bekanntschaft Jeannette Plönert's gemacht hatte. Charlotte S., damals ein blutjunges Mädchen, arbeitete in einem berühmten Putzgeschäft in der Jägerstraße, und hier hatte sie Alfred gesehen und, was ihm der Zeit nimmer zu

verzogen gewesen war, sich der Vermittelung der Madame Plönert bedient, das junge Ding kennen zu lernen. Alfred war Charlottens erster Geliebter gewesen, hatte sie aber nach kurzer Zeit fallen lassen, wie das denn der Lauf solcher zärtlichen Verhältnisse ist. Um so mehr war er erstaunt, das Mädchen jetzt hier und in solcher Lage wieder zu finden.

„Um des Himmels Willen, Charlotte, erklären Sie mir?“ wiederholte er, als das Mädchen noch immer weinend schwieg.

„Sie wissen,“ begann diese endlich, „oder haben Sie es schon vergessen? — daß Sie der Erste waren, der meine, ach damals noch so reinen Küsse trank!“

„Ich habe es nicht vergessen,“ murmelte Alfred düster, „aber ich bereue —“

„Bereuen Sie nicht!“ fiel ihm Charlotte in die Rede; „ich ergab mich Ihnen, weil ich Sie liebte mit der ganzen Zärtlichkeit eines jungen unverdorbenen Herzens. Auch habe ich niemals Ihnen gegrollt, als Sie mich verließen; hatten Sie doch mit edler Offenheit von vornherein zu mir gesagt: „Charlotte, unser Verhältniß kann nicht von langer Dauer sein!“ Seit der Zeit zehrte ich von der Erinnerung meiner Liebe, und wies alle mir gemachten Anträge von der Hand. Zu Anfang des vergangenen Winters lernte ich in einem Conzert im Odeum einen jungen Kaufmann, einen Russen, kennen, dessen Freund der Geliebte einer

meiner Colleginnen war, — durch welchen Letzterer jener auch mir vorgestellt wurde. Dieser junge Mann, Buchhalter in einem der ersten Bankhäuser, bewarb sich consequent um meine Liebe und, ich gestehe es gern, auch er war mir vom Anfang an nicht gleichgültig. Ich lernte ihn lieben; widerstand aber entschieden seinen Forderungen. Da, eines Abends, theilte er mir mit, daß er zu seinen Eltern nach R. zurückgehen werde, um sich dann bald selbst zu etabliren, und wenn ich ihn wirklich liebe, werde ich ihm als seine Gattin nach R. folgen. Ich glaubte ihm, — wo wäre ein liebendes Weib mißtrauisch gegen den Geliebten!? — versprach, ihm nach seiner Rückkehr zu folgen, sobald seine Eltern in unsere Verbindung gewilligt, und Feodor, so hieß er, reiste ab. Während der Zeit seiner Abwesenheit arbeitete ich Tag und Nacht mit verdoppeltem Fleiß, um wenigstens mit einer seinem Stande angemessenen Garderobe bei den Eltern Feodor's zu erscheinen, wenn ich ihm auch sonst nichts zu bringen vermochte, als mich selbst und meine Liebe. Vor seiner Abreise hielt ich es aber für meine Pflicht, dem Geliebten zu gestehen, — ach, unter Millionen Thränen! — daß ich nicht mehr unberührt sei! — Feodor lächelte und sagte: „Und glaubst Du, ich werde Dich deshalb weniger lieben?" Ach, Herr von Rondara! in dem Augenblick war ich unendlich glücklich! Vor ungefähr vierzehn Tagen kam er zurück, und theilte mir freudig mit, daß seine Eltern in un-

sere Verbindung willigten und meiner Ankunft täglich entgegensahen. Um allen Weitläufigkeiten einer Trauung in Berlin jedoch zu entgehen, sei es besser, uns nach unserer Ankunft in R. erst trauen zu lassen. Ich willigte, glücklich den Geliebten bald als Gattin zu umarmen, in Alles und nach einem schmerzlichen Abschied von meiner armen alten Mutter, reisten wir ab. Feodor behauptete, die Fahrt über das Meer mit dem Dampfschiff passe für unser eigenthümliches Verhältniß nicht, und zog die Landreise vor. Wie ich jetzt bestimmt überzeugt bin, hatte er bis zur Minute unserer Abreise Berlin noch gar nicht verlassen gehabt, war also nimmer bei seinen Eltern gewesen, vielmehr ging er erst jetzt in sein Vaterland zurück, um mich so schändlich zu betrügen! Doch, ich will ihm verzeihen; ich habe ihn geliebt, und liebe ihn noch. Wir reisten bis hierher ununterbrochen. Hier aber angekommen, wollte er einige Tage ausruhen, obgleich ich ihn dringend bat, sofort weiter zu reisen. Er führte mich zu einer alten Judenfrau, wo ein mit malpropper Eleganz möblirtes Zimmer für uns bereit war. Wer vermöchte mir zu zürnen, daß ich jetzt mich ihm hingab, wo ich ja binnen wenigen Tagen sein Weib werden sollte!? Drei Tage waren vergangen; am vierten war Feodor verschwunden! — — Das alte Judenweib lachte höhnisch, als ich nach meinem Gatten fragte, und bald bemerkte ich, in welchen Händen mich Feodor zurückgelassen hatte. Was soll ich

Ihnen erzählen, Herr von Rondara, was ich bis heute habe erdulden müssen! Das Weib bat und drohte; es kamen Herren — — ich widerstand. Heute kam der alte Jude dort und flüsterte lange mit der Frau. Was sie sprachen, verstand ich natürlich nicht. Endlich befahl mir das Weib, mich anzukleiden und zu schmücken und Pochal zu folgen. Ich weinte und bat, aber was hilft bei solchen Seelen Weinen und Bitten? Da flüsterte der alte Jude mir zu: „Sei still, Schätzchen, ein feiner deutscher Herr, kein schmutziger Russe oder Pole.“ Ein Deutscher? mein Herz klopfte fieberhaft und ich ging in hoffender Ahnung hieher. Wer der Fremde auch sein mochte, ich konnte ihm doch mein Unglück klagen und sein Mitleid anflehen. Jetzt hat Gott, zu dem ich gebetet, wie nie seit meinen Kinderjahren, Sie mir gesendet, Herr von Rondara, und ich bin nicht mehr verlassen!“

Das Mädchen schwieg.

„Immer die alte Geschichte!“ murmelte Alfred düster. „Derselbe Anfang, dasselbe Ende! — Es ist nicht meine Sache, Charlotte,“ fuhr er dann zu dem Mädchen fort, „den elenden Menschen, dessen nichtzudenkende Nichtswürdigkeit Sie in diese Lage gestürzt, zu entschuldigen, wie Ihre Liebe es thut, — aber ich will davon schweigen. Hier natürlich werde ich Sie nicht lassen und sollte ich meinen letzten Rock verkaufen, was, Gott sei Dank! nicht nöthig ist. Sie fahren

mit mir nach Königsberg, dort werde ich Ihnen die Mittel geben, auf der Eisenbahn nach Berlin zurückzukehren. Aber Ihr Paß, Ihre Koffer?"

„Meinen Paß," antwortete das Mädchen weinend, „hat Fedor mitgenommen; meine Garderobe lassen Sie in Gottes Namen dem Weibe, obgleich es Alles ist, was ich besitze."

Die biedre Frau Wakrow und das Lieschen waren auf das Weinen in des Gastes Zimmer aufmerksam geworden und neugierig wie alle kleinen Evastöchter, klopfte Lieschen leise an, den Caffee zu bringen. Verwundert schaute sie mit großen Augen und sonderbarem Lächeln auf die noch immer weinende, bei ihrem Eintritt hocherröthende Dame.

„Lieschen," sagte Alfred, das Kind bei der Hand fassend, mit seiner sanften Stimme, die er so einschmeichelnd und überredend zu machen wußte, „Lieschen, Du hast manchmal Heimweh nach Deutschland, nicht wahr?"

„Ja, oft, lieber Herr! aber —?"

„Nun sieh, Du hast aber noch Eltern, die Dich lieben und für Dich zärtlich besorgt sind. Dies arme Mädchen hier aber steht ganz allein und schutzlos in der ihr fremden Stadt und sehnt sich nach ihrer Heimath zurück. Geh' also und führe das Mädchen zu Deiner Mutter und bitte sie, es so lange bei sich aufzunehmen, bis die Pferde bereit sind. Willst Du?"

„Gern, Herr," gab das Kind zur Antwort und

reichte Charlotten die Hand. „Kommen Sie!“ sagte es freundlich zu dieser.

„Seltsame Verkettung!“ murmelte Alfred, als das Mädchen mit Lieschen das Zimmer verlassen. „Aber, handeln wir!“

Wir wollen hier die Bemerkung einschieben, daß in einem kleinen Städtchen Rußlands, wo keine oberen Behörden ihren Sitz haben, für Geld Alles zu haben ist.

Der alte Pochal lehnte noch immer drüben an der Bude, mit scharfen Augen das Posthaus und die Fenster beobachtend.

Alfred öffnete das Fenster und winkte.

Sogleich erschien der Jude, mit erstaunten Augen das Mädchen suchend. Hätte er doch mit keinem Blick die Thür und auch den Seiteneingang verlassen. Wo war es?

„Jude!“ sagte unser Freund, seine suchenden Blicke wohl bemerkend, in ernstem, befehlenden Tone: — er wußte genau, wie man einen russischen Juden behandeln mußte! — „kannst Du binnen zwei Stunden einen Paß schaffen, der einigermaßen auf die Dame paßt und mit dem sie die Grenze passiren kann?“

„Gott gerechter!“ antwortete der Israelit ausweichend, um Zeit zum Bedenken zu gewinnen, „hab' ich doch geglaubt, der Herr würde sein böse, daß ich nicht hab' gebracht Zascha, die Polin, wie ich hab'

versprochen! Aber war sie doch fortgegangen zum Liebsten! Was sagt der Herr? Einen Paß für die deutsche Dame? Es wird sein unmöglich!"

Alfred zog die schwere Börse und legte fünf Silberrubel auf den Tisch. „Siehst Du das Geld, Jude?" fragte er.

„Pochal sieht!" antwortete dieser, die listigen Augen funkelnd auf das Geld richtend.

„Kannst Du den Paß schaffen, so ist es Dein!"

Der Jude schwieg eine Minute, dann sagte er: „Pochal kann."

„Hier liegt noch ein halber Rubel," fuhr unser Freund fort, „in einer halben Stunde will ich das Weib hier sehen, bei der die Dame bisher gewesen."

Mit der den auserwählten Kindern Gottes als Erbtheil gewordenen Schlauheit, hatte der Hebräer durchschaut, wie die Sachen hier standen, und schnell berechnet, daß hier ein guter „Rebbach" zu machen sei. Das Weib, bei der Charlotte gewesen, eine Glaubensgenossin ohne männlichen Beistand, war leicht eingeschüchtert, wenn er ihr sagte, es sei ein vornehmer Herr im Posthause, ein großer Tschinnownik aus Petersburg, der die deutsche Dame kenne und der verlange ihre Koffer. Er antwortete also ohne Zögerung: „Gott, was will unterhandeln der vornehme Herr mit der alten Marfaszka selbst? Der Herr wird geben dem Pochal fünfzig Rubel

Eisker und Pochal wird schaffen binnen zwei Stunden hierher den Paß und die Koffer der Dame."

„Fünfzig Fußtritte werde ich Dir geben, verfluchter Ganef!" entgegnete Alfred mit größter Ruhe, aber streng und energisch: „Hier sind noch zehn Rubel, schaffst Du binnen zwei Stunden nicht, was Du versprochen, so soll Euch der Teufel die Leuchte halten!"

„Gott soll schützen!" murmelte der Hebräer, die Arme über der Brust kreuzend und sich bis zur Erde neigend; „Pochal wird doch thun, was er kann, und der Herr dann noch drauf legen ein Paar Rubel!" Und er schlüpfte schleunigst zur Thür hinaus.

Mißgestimmt und sinnend lehnte Alfred nach diesem Vorgang im Sopha, gedankenvoll in die Rauchringel der Cigarre sehend. Da ertönte draußen auf dem Marktplatz eine ohrzerreißende Musik, er erhob sich und trat neugierig an's Fenster.

Ein seltsames Schauspiel bot sich seinen Augen dar. Auf einer großen an der Erde ausgebreiteten Lindenbastmatte trieb ein Mensch in einem Affenfell die haarsträubendsten Possen, während zwei Mädchen in phantastischem, aber schon etwas unansehnlichem Costüm die umgebende Menge durchschritten, den spärlichen Tribut zu sammeln.

„Dies Nest steckt voller Abenteuer!" murmelte unser Freund; „ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht Glieder von François R.'s gesprengter, einst so

glänzender Kette sind. Gehen wir hinaus und grüßen das Handwerk."

Ein echter Gaukler, — und ist der berühmteste Künstler königlichen Hoftheaters nicht auch ein Gaukler? — wird nie vorüber gehen, wo andere Gaukler ihre Künste treiben; sei's nun auf offnem Markt in ärmlichster Umgebung, oder in glänzend erleuchteten Häusern der Residenzstädte. Es wäre denn einer jener jämmerlichen Parvenüs, wie es ja deren auch in der Kunst giebt, die das Glück in seiner blinden Laune, nimmer aber ihr Talent oder Verdienst auf die Bretter königlicher Kunstinstitute versetzt hat, und die nun hochmüthig und dummstolz auf das im Staube kriechende „Komödiantenpack und Bettelvolk", wie sie sich ausdrücken, herabsehen! Hörten wir doch selbst einmal in Berlin, bei L. u. W. an classischer Stelle, — die Zimmerwände errötheten vor Schaam, daß ein solcher Mensch an dieser geheiligten Stätte saß! — von einem winzigen Dreierlichtchen, das, durch Gott weiß welche Dienste! einen Platz am königlichen Hause erschnappt hatte, die mit aufgeblasenen, biergedunsenen Backen gesprochenen, lächerlich hochmüthigen Worte: — so recht den dummen Stolz und die stolze Dummheit des haarbuschigen Gesellen charakterisirend! — „Wir waren nie bei Schmieren!" — Worauf ihm indessen ein anwesender bekannter Humorist antwortete: „O nein, sicher nicht! denn ein Schmierendirector, wie Sie sich expectoriren,

hätte Sie sofort wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit weggejagt!"

François R., der geniale Akrobat, war mit einer glänzenden Truppe zum zweiten Mal nach Rußland gekommen, als den Wackern der Tod ereilte. Glieder ohne Haupt sind nichts! Die armen Künstler und Mädchen schleppten sich mühsam durch, auf jede denkbare Weise; und der Eine oder die Andere fanden Mittel und Gelegenheit, nach Deutschland zurückzukehren. Ein letzter Rest hatte den Winter und einen Theil des Sommers durch allerlei Vorstellungen, lebende Bilder, — die einst François so meisterhaft zu stellen verstand und wozu er stets classische Männer- und Mädchengestalten auszuwählen wußte, — nicht jener Art, wie die des Dr. Hotopf berüchtigten Andenkens, — u. s. w., in R. mühsam das Leben gefristet und drei davon produzirten sich jetzt in Schauspielen auf offnem Markte.

„Das Leben ist schön, aber kostspielig!" Ein trivialer Ausspruch; aber würdig eines Weltweisen, und voll Wahrheit! Man empfindet das nirgends stärker und in dem Maaße, als wenn man das Leben der Künstlertruppen betrachtet. Auf der Bühne oft in Gold und Sammet, Ducaten mit vollen Händen austheilend und aus großen Humpen den Feuerwein schlürfend, — d. h. seinen Lungen einen Zug Luft einpumpend! — und zu Hause? Ein kaltes Zimmer und kaum trocknes Brod! Auch möglich, daß der

Hauswirth, weil man die Miethe nicht zahlte, die Thür verschlossen, und man genöthigt ist, die Nacht auf Prospecten und Setzstücken auf dem Theater, dem jetzt finstern Schauplatz flimmernder Schlösser und blühender Gärten, zu campiren!

Alfred trat in den Kreis der das Schauspiel umgebenden Menge und erkannte allerdings in den Künstlern drei ehemalige Mitglieder François R.'s Truppe, deren kleinen Versuchen, sich in R. ehrenhaft durchzuschleppen, er dann und wann beigewohnt hatte. Unzweifelhaft war auch er, als genanntes Mitglied des Stadttheaters, den armen Subjecten nicht unbekannt, welche Vermuthung sich auch sofort bestätigte. Denn kaum hatte das eine der Mädchen den jungen Mann erblickt, als sie schleunigst ihrer Gefährtin winkte, die denn auch scharf und forschend den lächelnden Künstler betrachtete.

Beide Mädchen waren vor Zeiten, — vielleicht noch nicht gar langen! — gewiß beinahe classische Schönheiten gewesen; jetzt natürlich hatten die Noth, das Elend, Hunger und Fatiguen aller Art die Schönheit ruinirt, obgleich die Spuren derselben auch diesen Augenblick noch sichtbar waren.

Die Mädchen flüsterten mit einander und das Eine, eine Brunette mit schwarzen Augen, die aber jetzt, von blauen Ringeln umgeben, fast glanzlos waren, trat auf Alfred zu, ihm den Teller hinhaltend.

„Ja, Kind," sagte dieser, „was hilft Euch, wenn

ich Euch jetzt auch einen Rubel gebe. Sagt mir lieber, wie ich Euch anders helfen kann."

„Cläre, Cläre!" rief schnell das Mädchen nach dieser Antwort, „Herrgöttle, er isch's! I kenn ihn an die Sprach', kimm eili flink!"

„Und wer bin ich denn?" fragte Alfred lachend.

„Nu Jott!" gab die herbeigekommene Cläre zur Antwort; „als ob ick Ihnen nich jleich jekannt hätte! Sie sind Herr Steppmann vont Stadttheater. So'n Jlück in det verfluchtije Nest hätt' ick mir aber nich träumen lassen; Sie müssen uns aus de Tinte reißen, da hilft Ihnen keen Jott, un sollt' ick mir in Ihren Koffer setzen."

„Nun," entgegnete der Schauspieler, „laßt nur ein Ende machen mit Euren Künsten und kommt hinüber in's Posthaus, da wollen wir sprechen."

„In den Moment!" versetzte Cläre, deren Heimath der Leser unschwer erkannt hat. „He, Albert!" rief sie dem Affenspringer zu, der den Vorgang, in seinem Eifer, Jan Hagel zu ergötzen, nicht bemerkt hatte, „hör' uf mit det Jequäle vor det Kreti hier, die'n Kupperkopeken uflegen, wenn man mit'n Teller kömmt, oder ooch jar nischt, un blos't Maul ufreißen. Da is eener von die Herren Schauspieler von't R.'er Stadttheater, den habe ick anjekeilt, vielleicht det er uns mitschleift. Bin ick aberst erst widder jlücklich in Berlin, keene zehn Locomotiven ziehn mir wieder raus und nu vor allen nich nach Rußland! Lieber spiel ick

in de Jrenadierstraße vor'n Silbermorjen Komödie, als det ick vor 25 Thaler det Monat Bilder stehe uf de Drehscheibe, wenn der Olle abkratzt und die Jeschichte pleite jeht." In dieser Art mahlten die unermüdlichen Sprachwerkzeuge Cläre's noch so lange fort, bis Albert, — ein schlanker, geschmeidiger, jetzt vor Hunger erschöpfter Lübecker, früherer Schiffsjunge, — in einer der Marktbuden, die das inhaberische Judenweib als Garderobe für 5 Kopeken hergegeben hatte, sich seines Affencostüms entledigte.

„Beste Frau Wirthin," sagte Alfred zu der biedern Frau Wakrow, „lassen Sie gütigst auftragen was da ist. Die drei armen Künstlerseelen da draußen sind ausgehungert und trocken wie überjährige Austernschaalen. Etwas wenigstens will ich für sie thun als College, sie satt machen für den Augenblick."

Frau Wakrow dachte verwundert: „Der feine Herr, ein College der Puppenspieler?" — unter welchem Gattungsnamen man in ihrem engeren Vaterlande gewohnt ist, Alles, was sich öffentlich als Künstler producirt, zusammenzufassen, — doch deckte sie bereitwillig auf's Neue den Tisch.

Die Gaukler waren inzwischen hereingekommen. Cläre keck und dreist, unsern Freund als ihres Gleichen behandelnd, das Mietzerle, die Schwarzwälderin, schüchtern und verschämt.

„Nun, Kinder," redete der Schauspieler sie an, „vor allen Dingen eßt! Ihr seht mir gerade nicht

aus, als hättet Ihr die letzte Zeit in Ueberfluß geschwelgt."

„Das weiß Gott!" entgegnete der Affenspringer in stark prononcirtem Dialekt der Hansestädte; „wir haben seit gestern Nachmittag nichts genossen, als schlechtes Wasser und eben so schlechtes Brod."

„Also um so mehr eßt!" fuhr Alfred fort, „und dann erzählt."

„Sehen Sie, lieber Herr," begann Albert, nachdem der erste Hunger gestillt war, „wie's uns in R. ging, wissen Sie. Fort wollten wir, mußten wir, denn Niemand borgte uns mehr einen Kopeken. Schulden hatten wir, — Du lieber Gott! wie wäre das in unserer Lage anders möglich gewesen! — an Pässe war also nicht zu denken. Hätte ich für meine Person mich nun auch wohl auf irgend einem Schiffe, — ich war nämlich früher Seefahrer — verheuern können, und wäre so vielleicht nach Deutschland zurückgekommen, so hatte ich doch den beiden Mädchen da versprochen, nicht ohne sie zu gehen. Und besonders der Schwarzwälderin da," — das Mietzerle senkte verschämt den Kopf, — „denn das gute Kind hat meinetwegen zahllose Anträge reicher junger Männer zurückgewiesen, obwohl in solchen Lagen tugendhaft zu bleiben nicht so leicht ist. Ein Lübecker hält unter allen Umständen sein Wort. Wir drei thaten uns also zusammen, d. h. wir verkauften Alles was wir besaßen, was allerdings verdammt wenig war, bis auf die Kleider, die wir auf dem Leibe

hatten und die Costümlumpen, für die Niemand einen Kopeken geben wollte, und unterhandelten mit einem jüdischen Fuhrmann, der nach Memel mit Flachs fuhr, und der es übernahm uns für sechs Rubel über die Grenze bei Polangen zu schmuggeln. Schlau wie der Jude war, und dumm und ohne Mißtrauen wie wir es leider waren, ließ er sich das bedungene Geld schon im voraus bezahlen. Ungefähr zwanzig Werst von hier brach ihm ein Rad, und in einer scheußlichen Judenschänke mußten wir fast anderthalb Tage zubringen. Jetzt hier angekommen, erklärt uns plötzlich der verdammte Schuft, weiter könne er uns nicht mitnehmen, wenn wir ihm nicht sein Rad und seinen Aufenthalt, mit einem Wort, noch fünf Silberrubel bezahlten, als ob unsre verhungerten Gestalten die Last so erschwert hätten, daß das Rad gebrochen! Wo sollten wir fünf Rubel hernehmen, die wir kaum noch so viel Kopeken besaßen; in Memel, wo Sommertheater sein soll, hätten wir vielleicht eine kleine Vorstellung geben können, die Cläre tanzt etwas, ich bin Affenspringer, — es wäre schon gegangen! Aber wir saßen hier in diesem schrecklichen Neste. Bis heute Abend wollte der Jude warten, nach seiner Meinung würden die Mädchen hier schon so viel verdienen, es gäbe hier noble Herren genug. Ich sage Ihnen, Herr, ich hätte den Hund am liebsten niedergeschlagen, aber er war der Herr augenblicklich. Wir entschlossen uns also hier auf offnem Markte unsre Künste

zu produciren und zu versuchen, auf diese Weise wenigstens etwas zu verdienen. Was wir verdient haben, wird wohl verdammt wenig sein, und wir sind auf dem alten Platz, wenn Sie sich unsrer nicht annehmen."

„Wat wir verdient haben?" sagte Cläre; „ja zähl' doch die ollen Kupperstücke, et wird noch nich'n Rubel rauskommen."

„Ja, Kinder," nahm unser Freund das Wort, „ich will für Euch natürlich thun, was ich kann. Vor allen Dingen laßt mich ein Wort mit Eurem Juden sprechen. Das geschieht aber am besten hier. Es wäre also gut, wenn man ihn holte. Mitnehmen kann ich Euch leider nicht, da noch eine Dame, eine Collegin," — Alfred erröthete bei dieser Lüge, — „die Reise mit mir fortsetzt; aber ich unterstütze Euch mit Geld, so weit meine Börse es erlaubt, und rede verständlich mit Eurem Juden. Also, bester Albert, — so ist ja Ihr Name, wenn ich nicht irre? — holen Sie den Mann her." Albert ging, und kam bald mit dem Juden zurück. Ein schmieriger Gesell mit langen Korkzieherlocken und kleinen schlauen Augen, die er staunend aufriß, als er seine Passagiere an so reich besetzter Tafel traf.

„Da her, Jude!" begann Alfred in dem stolzen befehlenden Ton, der ihm unter Umständen zu eigen war, „da her, und weißt Du nicht, Schuft, daß Du

im Zimmer eines vornehmen Herrn den Hut abnimmst?"

Der Jude, der eigentlich nicht recht wußte, was er von dem Ganzen denken sollte, der vielmehr geglaubt hatte, es sei dies eine „Gelderwerbungsquelle," wie er sie den Mädchen vorgeschlagen, riß schleunigst die Kappe vom Kopf, kreuzte die Arme und verneigte sich demüthig.

„Du hast Dich verpflichtet," fuhr der Schauspieler fort, „diese Leute hier nach Memel ohne Paß, ohne Legitimation zu bringen; weißt Du, was darauf steht? Nenne doch schleunigst einmal Deinen Namen!"

„Gnade, gnädiger Herr, Gnade!" stotterte der verblüffte Jude und sank in die Kniee. Erstaunt sahen die drei Gaukler auf Alfred und den winselnden Hebräer.

„Nicht genug," begann unser Freund wieder, „daß Du gegen die Befehle Deines Kaisers handelst, jetzt willst Du auch noch diese armen Leute betrügen? Aber unterfang' Dich, noch einen Kopeken zu fordern, bevor Du sie nach Memel gebracht hast! Hier sind zwei Rubel, die Du noch erhalten sollst, wenn Du die Leute in Memel abgeliefert hast. Aus Mitleid mit den Mädchen, die für Dich Hund gebeten haben, wollen wir Dir die Stockhiebe, die Du eigentlich verdient hast, schenken, auch Deinen Namen gar nicht wissen. In zwei Tagen sehen wir Dich in Memel. Jetzt marsch!"

Der Jude erwischte den Rockzipfel des Schauspielers und küßte ihn demüthig, was dieser gnädig geschehen ließ; dann verließ er unter fortwährenden Verbeugungen das Zimmer.

„So!" sagte Alfred lachend zu den verblüfften Künstlern, „jetzt hoffe ich, bringt er Euch wohlbehalten nach Memel. Ja, Kinder, Ihr seht mich fragend an? Mit einem russischen Juden muß man zu reden verstehen. Nun aber weiter. Hier, diese Paar Rubel kann ich noch entbehren, nehmt sie und dann reist mit Gott. In Memel seid Ihr unter Deutschen, da findet sich schon weiter, wie Ihr heimkommt. Adieu!"

Die Mädchen und Albert dankten ihm auf's Herzlichste, und besonders der ehrliche Affenspringer versicherte ihm, daß er dies nie vergessen werde, während das Mietzerle verschämt seine Hand an ihre Lippen zog und Cläre sagte: „Komm ick jlücklich nach Berlin und hab mir erst wieder 'n Bisken rausgemustert, u'n Sie treffen mir denn mal; — na, Sie verstehen mir, vor Ihnen Alles!" — Daß Alfred auch nach Berlin reise, war Cläre's Meinung nach gewiß, wohin anders konnte wohl jemand, und besonders ein Schauspieler reisen, als „nach dem jöttlichen Berlin!"

Ein Gauklerherz ist wie ein Kinderherz. Sobald nur die bitterste Noth vorüber, gleich ist der Humor wieder da. Ja selbst in der äußersten Klemme, wo ein anderer Mensch zehnmal verzagte, wird der Gaukler wenigstens den berühmten Galgenhumor bewahren.

und da, wo ihm nichts mehr geschehen kann, vielmehr Alles, was etwa geschehen könnte, schon da ist, erst recht seinem Witz freien Lauf lassen. So zogen auch unsere alliirten drei Gaukler jetzt heiter nach der Herberge, wo der Jude mit seinem Fuhrwerk hielt, und theilten sich unterwegs Ihre Ansichten über unsern Helden mit.

„Dat det keen jewöhnlicher Mime is," sagte Cläre, „darauf laß ick mir köppen. Wie er den Juden abmuckte, jerade wie'n Polizeilieutnant."

„Er schaut aus, wie'n Graf," bemerkte das Mietzerle, „aber so lieb, so herzi, daß i ihm hätt' mögen glei an Busserl geb'n!"

„Nun, das hätt'st Du in Gottes Namen thun sollen," gab Albert dazu; „aber ich glaube schwerlich, daß er sich aus Deinem Kuß etwas gemacht hätte. Ja, vor einem Jahr!" setzte er seufzend hinzu.

„Nu, und Du?" fragte Mietzerle sanft, „machst di au nischt aus mei Busserl?"

„Ja ich!" entgegnete der biedre Hanseat, „das ist etwas andres; ich bin Dir auch von Herzen gut!" Und er reichte dem Mädchen freundlich die Hand.

„Na, bin ick doch neujierig, wie sich alleweile unser Droschkiste jeriren wird?" meinte Cläre, als die Gesellschaft die Herberge erreicht hatte.

„Gott gerechter!" sagte der ihnen schon auf dem Flur entgegenkommende Jude, „hätt' ich gewußt, daß haben die Herrschaften so hohe Bekanntschaften, die

können bringen in's Unglück: 'n armen Bocher, hätt ich nimmer angenommen mitzunehmen die Herrschaften!"

„Na, nu will ick Ihnen wat sajen, bestes Männeken," nahm die Berlinerin entschieden das Wort, „nu duhn Sie uns den eenzigsten Jefallen un machen nich so ville Jesäure, sondern spannen Sie an, dat wir weiter kommen. Aus Potsdam sind wir allemeile noch nich! In Memel kriejen Sie noch zwee Rubel un denn können Sie sich trollen. Hier sitzen die Musjekanten." Und sie schlug auf die Tasche, daß die Silberstücke klangen.

Zwei Tage darauf waren die drei armen Kunstgenossen wohlbehalten in Memel, von wo sie sich weiter in ihre Heimath durchschlugen.

Pochal brachte zur bestimmten Zeit richtig einen Paß und das Gepäck Charlottens. Alfred befahl, die Pferde vorzulegen, dankte den braven Wirthsleuten freundlich und küßte das kleine verschämte Lieschen herzlich auf die Stirn. „Wem soll ich, wenn ich nach N. komme, in Deinem Namen einen Kuß geben, Lieschen?" fragte er das erröthende Kind.

„O allen Freundinnen!" erwiderte diese und die Schellen der Postkatzen erklangen und die Kalesche rollte davon.

Charlotte saß schweigend neben dem Künstler, der seinerseits auch nicht Veranlassung nahm, mit dem traurigen und niedergeschlagenen Mädchen zu reden.

Hier mußte die Zeit erst ihren Balsam in die Wunden träufeln.

Ohne Aufenthalt erreichten die Reisenden Tauroggen, wo die Oberbeamten der Tamoschna artig, wie alle russischen höheren Beamten, auf's Zuvorkommendste die Pässe mit der Zauberformel zur Ueberschreitung der Grenze versahen, und der Oberpostdirector S. schleunigst für Pferde sorgen ließ.

In Laugzargen, der ersten preußischen Station, in dem freundlichen Wirthszimmer des Posthalters rasteten die Reisenden, und Charlotte sandte gewiß ein inniges Gebet zum Himmel, daß deutscher Boden unter ihren Füßen sich dehnte. Mit blasendem und uniformirtem Postillon ging es in einer Stunde nach Tilsit, wo der ehrenwerthe Besitzer des „Hôtel zum Kronprinzen," der brave Herr Knüppel, die ermüdeten Gäste in seinen schützenden Hallen empfing. Von hier aus wollte unser Held die ordinaire Post nach Königsberg benutzen, wo er Charlotten mit der Eisenbahn weiter in ihre Heimath zu senden gedachte, er selbst aber möglicherweise ein Gastspiel von dem hohen Chef des königsberger Kunstinstituts zu erlangen hoffte. —

Unter tausend Dankesthränen bestieg Charlotte in Königsberg die Eisenbahn nach Berlin, während Alfred, der erfahren hatte, daß die Gesellschaft des Stadttheaters in E. Vorstellungen gab, das Dampfschiff dahin benützen wollte. Er war entschlossen zu versuchen, dort ein Gastspiel, wenn nicht vielleicht ein Engagement zu

erreichen, da der hohe künstlerische Ruf des königsberger Theaters für seine spätere Carrière ihm nur förderlich sein konnte. Ueberdem verlor er nichts; E. lag auf dem Wege, und selbst im Fall seine Idee sich nicht realisirte, blieb ihm immer der Schienenweg nach Berlin offen, obgleich er diese Stadt unter allen Umständen aus bekannten Gründen zu vermeiden trachtete.

Das hübsche eiserne Dampfschiff „Kronprinz" durchfurchte mit schäumenden Rädern das Haff, und unser Held ergötzte sich an dem seit seinen Jünglingsjahren entbehrten Vergnügen einer Wasserfahrt mit der Unbefangenheit, die blasirte Seelen nicht begreifen können. Auf der Höhe bei P. passirte das Schiff einen andern, von E. nach Königsberg dampfenden Steamer, von dessen Bord den Passagieren des „Kronprinz" ein donnerndes Hurrah unter Hüteschwenken und Tücherwehen entgegenscholl.

„Doa sind all de Schuuspeelers up vont königsbarge Theoate," sagte der Führer des Kronprinzen, der biedre Capitain Haß, der trotz seines nicht sehr empfehlenden Namens der freundlichste Schiffsführer war, der je Passagiere über das Haff brachte, zu einigen Herrn, unter denen auch Alfred, die auf dem Deck standen.

„Blitz!" dachte dieser, „die Fahrt wäre also vergebens! Nun, sehen wir, wie's uns der Augenblick bringt! Jedenfalls haben wir noch eine Anzahl Rubel

in der Tasche, hinreichend, wenn's Noth thut, einige Wochen zu correspondiren und abzuwarten."

„Sagen Sie mir gütigst, bester Herr Capitain," wandte sich unser Freund an den braven Seemann, leicht seinen Strohhut lüftend, „Sie sind in E. bekannt?"

„Na siche, myn leiwe Harr," entgegnete dieser, „ik bünn ja 'n E.'er."

„So? Nun, da haben Sie gewiß die Güte, mir zu sagen, wo man dort gut logirt?"

Der Capitain richtete die klugen Augen in dem gebräunten, wetterharten Gesicht auf den jungen Mann, musternd, für welche Sorte Hôtels der Passagier wohl sei. „Joa," gab er zur Antwort, „doa is in dei lange Brück=stroat dei witte Schwoan, 'n godes Gast=huus, äwer doch woll nich für Sei, 't duntsche Huus, oak sier god, — äwerst Sei dohn am besten, Sei goahn in't Hautel Berlin, bie Schmelze'n, — dat wart woll für Sei sinn, dat is 'tierst Hautel."

Alfred dankte höflich für diese gediegene Auskunft des freundlichen Seemanns, und bald erreichte auch das Schiff die Mündung des E., an welchem gleich=namigen Fluß die reiche und alte Handelsstadt E. liegt. Man passirte Rothebude u. s. w. und legte kurz nach Mittag im Hafen an.

Alfred hatte das Prinzip jedes klugen Reisenden, in einer fremden Stadt stets in einem ersten Hôtel abzusteigen, auch während seiner Künstlercarrière befolgt, sobald der Zustand seiner Börse es nur einigen=

maaßen gestattete. Man thut überhaupt sehr wohl daran, diesem Prinzip nicht ungetreu zu werden. Wenigstens hat man in einem guten Hôtel ersten Ranges die Genugthuung, für sein schweres Geld gut und pünktlich bedient zu werden und comfortable zu wohnen und zu speisen, während man in einem Gasthause zweiten oder dritten Grades bei schlechter Küche und mangelhafter Bedienung ebenfalls tüchtig bezahlen muß. Es bleibt immer dasselbe, so oder so, und wir adoptiren mit Vergnügen die Bemerkung eines der geistreichsten und pikantesten der neueren Touristen, daß man, wenn man auch Abends mit dem letzten Zuge angekommen und im Hôtel nichts weiter genossen, als etwa einen Löffel Suppe, — am andern Morgen doch dem Wirth plötzlich fünf Thaler schuldig sei. —

Hausknechte und Equipage des Hôtel-de-Berlin standen am Anlegeplatz der Dampfschiffe und nahmen die sich für ihr Hôtel entschließenden Reisenden in Empfang.

Das genannte Hôtel liegt am Paradeplatze und das Erste, was unserm Helden beim Aussteigen aus dem Wagen in die Augen fiel, war eine mächtige Bude mit der in großen Goldbuchstaben prangenden Inschrift, „Circus Ghelia.“

„Teufel!“ dachte er, „Kunstreiter! Nun jedenfalls machen wir dem Director baldigst unsern Besuch.“

Der Besitzer des Hôtel's, Herr Schmelzer, ein zuvorkommender, außerordentlich aufmerksamer Wirth,

konnte unserm Freund auf sein Befragen an der Table-d'hôte nicht genug die Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit der Reiter und Reiterinnen, sowie die Schönheit der Pferde und die Pracht der Geschirre und Costüme von Director Ghelia's Truppe rühmen. „Dergleichen haben wir hier noch nicht gehabt, geehrter Herr," schloß er seine Rede, „und Sie werden sicher nicht versäumen, heute Abend die Vorstellung zu besuchen!"

„Nein," entgegnete der Künstler, „ich gedenke sogar nicht bloß heute Abend die Vorstellung zu besuchen, sondern noch viele andere Abende."

„So werden wir die Ehre haben, Sie längere Zeit hier zu sehen?" fragte ergebenst der Wirth. „Ich hoffe, Sie werden es in meinem Hause nach Ihren Befehlen finden?"

„Je nachdem, mein Herr!" gab Alfred leicht zur Antwort und verließ den Speisesaal.

„Jean," fragte später Herr Schmelzer seinen Oberkellner, — alle Oberkellner heißen Jean, — „wer war der Herr, mit dem ich sprach?"

„Im Fremdenbuch steht er als Schauspieler Steppmann," entgegnete Jean.

„Teufel! ein Schauspieler?" meinte der Herr, „ich hätte ihn seinen Manieren nach wenigstens für'n Grafen gehalten."

„Dasselbe ist mir auch gleich eingefallen," versetzte weise der Oberkellner, der sich, wie immer, natürlich, für viel klüger hielt, als seinen Herrn.

„Wo kommt er denn her? Bringen Sie ihm nur gleich morgen früh die „tägliche Rechnung zur Durchsicht,“ fuhr Herr Schmelzer fort.

„Sein Paß ist aus Rußland.“

„Nein, nein, dann lassen Sie nur die Rechnung, die Herren haben immer Geld.“

Unser Freund trat mit eigenthümlichen Gefühlen in den Circus, als die Stunde des Anfangs gekommen war. Zahllose Erinnerungen tauchten in ihm auf! —

Die Vorstellung begann.

Der Wirth hatte wahrgesprochen. Künstler — Roß und Reiter, Pracht — Geschirre und Costüme.

Alfred musterte genau alle Gesichter der Reiter und Reiterinnen, kein einziges bekanntes Gesicht. Aber hier! Das Gesicht! Wo hatte er das Gesicht, oder ein ähnliches schon gesehen? Er konnte sich nicht entsinnen, wo? und doch wußte er ganz genau, daß ein frappant ähnliches Gesicht ihm schon vorgekommen sei, aber bei dem Chaos von Physiognomien, die vor seinen Seelenaugen schwebten, war es unmöglich das „wo?“ zu finden. Das Programm nannte die schöne Reiterin, die er meinte, Sgra. Palmyra, ein ihm vollkommen unbekannter Name.

Das schöne equestrische Schauspiel regte die Seele und das Gemüth unsers Helden mächtig auf, und ein toller Gedanke durchfuhr sein Hirn. Er wollte sich morgen dem Director als Reiter anbieten? Wer kannte ihn hier? Niemand! Das Podium der Bühne blieb

ihm immer! jetzt lockte ihn der glänzende Rücken der treuen Genossen seiner glücklichen Jugendjahre, der Rosse! Tausend Schmerzen durchzuckten bei der Erinnerung an seine Jugendzeit sein Herz, und fast traurig schlich er aus dem Circus in das Hôtel.

Am nächsten Morgen erkundigte sich Alfred beim Zimmerkellner nach der Wohnung Sgr. Ghelias.

Sie war in einem Privathause unfern des Circus.

Zur passenden Stunde begab er sich hinüber, dem Reiterchef seine Aufwartung und seinen Antrag zu machen... Seine Toilette war untadelig. In seiner Hand schwankte die bekannte Gerte Coraly's, durch die seltene Gastfreiheit des alten Schmeier damals in Hamburg vor dem Verderben bewahrt.

Des Reiterchefs Augen musterten mit prüfender Wohlgefälligkeit die schlanke, kräftige Gestalt des schönen eleganten Mannes, und er sprach sofort seine Bereitwilligkeit aus, Alfred anzunehmen.

„Wo waren Sie zuletzt engagirt?" fragte er höflich.

„Bei der Gesellschaft des Director Tabuntschik?" gab unser Freund lächelnd zur Antwort.

„Tabuntschik?" wiederholte sinnend der Prinzipal, „mir vollkommen unbekannt. Ich kenne doch sonst alle Truppen."

„Diese florirt auch nur auf der Steppe Rußlands," versetzte Alfred.

„Nun gleichviel! Sie sind Forçereiter, nicht wahr?"

„Ah, lassen Sie mich's Ihnen gleich gestehen, Signor," erwiderte unser Held, „ich bin eigentlich Anfänger. Aber ich mache Ihnen folgenden Vorschlag. Sie geben mir acht Tage, eine Dame, ein Roß, — und ich mache Ihnen ein Stückchen, wie man es nur beim Director Tabuntschik sieht. Gelingt es, gut, so engagiren Sie mich und geben mir eine Gage. Ueberzeugen Sie sich auf der Probe, daß ich ein Stümper bin, so jagen Sie mich fort. Nur muß ich bedingen, dreimal mit dem Roß gänzlich allein im Circus zu sein." Und nun entwickelte der junge Mann dem Reiterführer ein Bild, wie es nur die Phantasie eines genialen Reiters erfinden kann. Sgr. Ghelia rieb sich entzückt die Hände und rief: „Kommen Sie, kommen Sie in die Ställe, ein Pferd zu wählen!"

Unser Freund durchschritt mit dem Director die Ställe, und musterte mit kundigem Auge die zahlreichen schönen Rosse. Endlich blieb er vor einem mehr als 16 Faust hohen, prächtig gehosten dunkelbraunen Dreiviertelblut-Hunter stehen, trat in den Stand des Thieres, und musterte es sorgfältig. Dann sagte er: „Diesen Hengst, Signor, wenn's Ihnen recht ist?"

„Ah, buono, buono! Sie sind ein feiner Kenner; den „Matador" und keinen andern würde ich Ihnen vorgeschlagen haben, hätten Sie mir die Wahl anheim gestellt. Wann wollen Sie beginnen?"

„Mit dem Pferd sogleich,“ entgegnete unser Held, „und nach drei Tagen haben Sie die Güte, mich meiner Partnerin zu präsentiren.“

„Gut, gut! Signora Palmyra unbedingt.“

Das edle Roß wurde in die Bahn hinübergeführt und die Studien begannen.

Mit der — einzelnen, jedenfalls eigenthümlich organisirten Naturen, angebornen instinctiven Herrschergabe über die Thierwelt, die Alfred, wenigstens über die Rosse, im hohen Grade besaß, hatte er sich bald das edle Thier seinem Willen und Wink gehorsam gemacht; zumal das Pferd schon eine bedeutende Dressur besaß, und er bat den Director, ihn der Dame vorzustellen.

Sgra. Palmyra kam, und mit dem vornehmen Anstand des Weltmanns führte Alfred die zarte Fingerspitze des schönen Mädchens an seine Lippen.

Der Director hatte die Manége verlassen, und mit kurzen Worten setzte unser Freund der Dame auseinander, um was es sich bei Ausführung seiner Idee handle.

Sgra. Palmyra war ein wunderschönes Mädchen mit brennenden Augen und schwarzem Haar. Von nicht allzugroßem aber ebenmäßigem, kräftigen Wuchs, entwickelte sie als Künstlerin in gefahrvollen Bandeaux-, Ballon- und Zirkelsprüngen auf ungesatteltem Rosse eine Anmuth und Kraft, wie keine ihrer Colleginnen sie besaß, und das Publikum in C. vergötterte sie.

„Gut!“ entgegnete sie freundlich dem schönen

jungen Mann, „ich verstehe und werde mich bemühen, Ihren Andeutungen zu folgen.“

Hatte Alfred das Gesicht des Mädchens frappirt, so machte ihn die Stimme betroffen. Eine ähnliche Stimme hatte schon einmal eine Saite seiner Seele berührt. Doch er ließ das Sinnen und begann seine Uebungen.

Plötzlich faßte Palmyra heftig seine Hand und fragte in hastigem Tone: „Die Gerte, Signor? Woher haben Sie die Gerte?“

Alfred erschrak. „Ah, Signora,“ antwortete er, „wie kommen Sie zu dieser Frage?“

„Ich bitte,“ und das schöne Mädchen nahm in beide Hände seine Hand, die die Gerte hielt, und sagte flehend: „Ich bitte, Signor, woher haben Sie die Gerte?“

In dem Augenblick blitzte es in Alfred's Seele auf. Coraly's Gesicht, Coraly's Stimme hatte Palmyra!

„Um der Heiligen willen! Sie sind Coraly Dücos Schwester?“ rief er.

„Ich bin es!“ gab Palmyra zur Antwort; „und Sie sind Ismaëlo!“

„Ja, ja! doch wo ist Coraly?“

Palmyra machte eine Bewegung mit der kleinen Hand, die Alfred nur zu gut verstand.

Er schlang sanft seinen Arm um den Nacken des Mädchens, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und

flüsterte leise: „Wir werden heute nicht weiter üben!" Dann rief er über die Stallknechte und geleitete Palmyra ehrfurchtsvoll aus dem Circus.

Die acht Tage waren vorüber und die Generalprobe kam. Sgr. Ghelia war entzückt und ergriff die Hand unsers Helden, sie freundlich drückend. Dann sagte er lächelnd: „Sgr. Alfredo heißen Sie?"

„Ja Signor!" entgegnete Alfred etwas befremdet.

„Ah, glauben Sie nicht, Signor, daß ich längst weiß, wer Sie sind?"

„Und wer könnte ich denn sein?"

„Sie sind Rondara!" antwortete stolz auf seine Antwort der Reiterchef.

„Ah, Signor, woher wissen Sie? Sgra. Palmyra?" sagte unser Held erschrocken.

„Was ist mit Sgra. Palmyra? Glauben Sie denn nicht, daß, so weit ein Pferd auf der Volte geht, Franconi's Reiter den Namen des kühnen Spaniers genannt haben?"

Unwillkührlich mußte Alfred schmerzlich lächeln. „Kein dankbareres Herz als das Gauklerherz!" murmelte er. „Die Reiter haben mich nicht vergessen, während sicher alle andern früheren Freunde sich nimmer Rondara's erinnern!"

„Nun, Signor," entgegnete er, dem Director in's Auge sehend, das entzückt auf ihm ruhte, „nun, Signor, ja, ich bin Rondara; aber ich wünsche, Sgr. Alfredo zu sein!"

„O, theurer Signor! Ghelia ist der Mann, der Sie versteht!" — —

Für die nächste Vorstellung kündigten die Zettel das erste Auftreten des Sgr. Alfredo an, und zwar in einer großen, außerordentlichen Scene, zu der eigens ein Roß dressirt und neue Decorationen für das Theater gemalt seien. —

Der Circus war an dem Abend der angekündigten Vorstellung bis auf den letzten Platz gefüllt; denn E. ist nicht eine so große Stadt, daß es sich nicht sollte längst herumgesprochen haben: der neu auftretende Kunstreiter sei ein bildschöner Mann und logire vornehm im Hôtel-de-Berlin. In einer Loge, für die ganze Dauer der Anwesenheit der Truppe gemiethet und jeden Abend benutzt, befand sich auch unser Bekannter, der Baron von E. mit Valeska.

Die Künstler hatten ihre Arbeit beendet, und die reich galonnirten Stallknechte harkten eifrig die Bahn für den letzten Theil der Vorstellung, die große Scene.

Das Publikum wartete in größter Spannung, da auch Sgra. Palmyra heute Abend keine Tour gemacht hatte.

Endlich rauschte der Vorhang des Theaters auseinander und eine wirklich prächtige Decoration zeigte sich den Blicken der Zuschauer. Eine wildromantische Felsengegend, auf der höchsten Spitze von einem Schloß gekrönt, zu dem ein schmaler Pfad in den Felsen hinaufführte. Auf der Bühne war Nacht,

nur der Mond beleuchtete mit bleicher Scheibe die Gegend.

Das Orchester schwieg und auf hohem Roß ritt ein Reiter in die Bahn. Es war Alfred in der zierlichen und kleidsamen Tracht eines castilianischen Bauerburschen, aber mit dem edlen Anstand und der Grandezza eines Hidalgo. Der Rücken des Pferdes war nackt, ohne Sattel und Decke, und das Kopfgeschirr nur eine einfache Halfter. Die Hufe des Thieres waren mit Stroh umwickelt und über des Reiters Rücken hing eine Mandoline. Auf den Felsenpfad zureitend, sandte er spähende Blicke zu dem Schloß empor. Nichts zeigte sich; alle Fenster waren dunkel. Der Jüngling griff zur Mandoline und leise in die Saiten fahrend, entlockte er dem Instrument einige sanfte Accorde. Dann einige Secunden präludirend, begann er eines jener so lockenden Liebeslieder zu singen, wie sie nur die heiße Gluth Spanien's erfinden kann. Oben im Schlosse war sein Lied nicht ungehört geblieben. Auf der Altane zeigte sich eine weibliche Gestalt, die dem Sänger winkte. Vorsichtig trieb dieser sein Roß den schmalen Felsenweg hinauf und hielt unter der Altane. Eine Strickleiter fiel herab, und von des Rosses Rücken hob sich der kühne Liebhaber in die Leiter und schwang sich über die Brüstung des Balkons, mit der Geliebten im Innern des Schlosses verschwindend.

Plötzlich fiel in der Burg ein Schuß; Lichter be-

wegten sich hin und her, und mit der ohnmächtigen Geliebten auf den Armen erschien der Reiter auf der Altane, wo — die Nüstern scharf in den Wind gestreckt mit gespitzten Ohren — unten der Renner stand. Ein Moment der Zögerungen, dann kletterte der Jüngling kühn über die Balustrade des Balkons, bückte sich eine Secunde, das Stroh von den Hufen des Rosses zu lösen, und saß auf seinem Rücken, vor sich die noch immer leblose Geliebte. Aber das Pferd den Felsenpfad hinuntertreibend, erwuchsen plötzlich vor ihm, hinter ihm, zu beiden Seiten, zahllose bewaffnete Männer aus der Erde, und hemmten seinen Weg. Er riß im Nu das Roß herum, den Pfad weiter hinaufstürmend, mit dem Dolch, den er aus dem Gürtel gezogen, den ihm entgegenstehenden Mann niederstoßend. Hoch oben stand jetzt das Roß auf hoher Felsenspitze, doch ein Abgrund schien dort zu gähnen, denn der Reiter wandte das Roß wieder herum, seinen jauchzenden, triumphirenden Verfolgern entgegen. Schüsse fielen in schnellster Folge, — der kühne Jüngling schien verloren! Da, einen Augenblick zwischen den Felsen verschwindend, erschien das schnaubende Thier zur Seite auf einer jäh abschießenden Kante, und von des Reiters Schenkel getrieben hob es sich, um in rasendem, entsetzensvollem Sprunge über die Felsblöcke hinweg in die Bahn hinunterzufliegen. Ein Schrei der Angst ertönte aus dem Munde aller Damen. Aber der kühne Sprung war gelungen;

und mit der erwachten Geliebten, die seinen Nacken umklammert hielt, sprengte der Reiter durch die Bahn zum Erstaunen seiner erschreckten Verfolger. Wüthend stürmten aber auch diese jetzt den Felsenpfad herunter und Schuß auf Schuß fiel auf den waghalsigen Entführer. Ha! ein greller, angstvoller Todesschrei! Der Reiter sinkt entseelt vom Roß in den Sand aus den Armen der Geliebten, die jetzt in entsetzlichstem Schreck, in wahnsinniger Angst den Hals des Renners umklammert, während jubelnd die Verfolger nahen. So wie der Reiter gefallen, stand das Roß. Einen Moment beschnobert es den todten Herrn, wiehert kläglich, dann aber bäumt es sich hoch, wendet sich auf den kraftvollen Fesseln gegen die erschreckt zurückweichenden Verfolger und schlägt mit den Vorderhufen, und beißt und vertheidigt kühn die Leiche seines Herrn. Erstaunt stehen jene und laden zurückweichend auf's neue die Flinten. Aber wieder wendet sich das Roß, faßt mit den Zähnen behutsam die Leiche des unglücklichen Herrn und mit dem Schweife auf dem Rücken durchsaust es in rasendem Galopp quer die Bahn, setzt hoch über die Barrière, und verschwindet mit seinem Herrn und der Geliebten in der geöffneten und hinter ihm zufallenden Eingangsportière.

Es war das alte Steppenstückchen unsers Helden, nur für den Circus ausgeschmückt.

Das Publikum, nicht wissend, sollte es mehr die Kühnheit und seltene Schönheit des Reiters, oder die

Kraft und unglaubliche Dressur des herrlichen Rosses bewundern, verlangte in rasendem, tobendem Beifallsjubel den Reiter. Er erschien, die reizende Palmyra an der Hand. Mit dem edelsten Anstand, der elegantesten Anmuth grüßten Beide das jubelnde Publikum und traten zurück. —

In der Lage des Baron von E. drückte der alte Mann Valeska mit den zitternden Gichtfingern die schöne Hand und fragte leise: „Willst Du ihn heute Abend nicht noch sehen, theure Valeska?"

Die Baronin, heftig erregt, bleich, erwiderte den Druck der gekrümmten Hand mit leichten Fingern, und flüsterte: „Nein, theurer Eckart!"

Der Lakai nahm den alten Mann auf den Arm und trug ihn in den Wagen. Von dem Kammerdiener geleitet, folgte Valeska.

Bei dem Anblick des schönen Reiters waren alle Schmerzen in ihrer Seele wieder erwacht; die längst verharscht geglaubten Wunden bluteten frisch. Eine heiße Sehnsucht befiel sie, eine Leere fühlte sie in ihrem Busen, die alle Liebe, alle zärtliche Freundschaft des so innig verehrten Greises nicht auszufüllen vermochte. Vom ersten Erscheinen Alfred's in der Bahn, bis zu dem Verschwinden nach dem Ruf des Publikums, hatte Valeska ein ganzes Leben durchlebt; vom ersten leisen Wohlgefallen an dem schönen Manne, bis zur heißesten Liebe. Aber sie hatte sich gelobt, als sie die scheinbare Gattin des Barons geworden war, sei-

nen Namen, den sie vor der Welt ja auch trug, vor jedem Flecken zu bewahren, deshalb hatte sie auch die liebreiche Frage des Greises, dem keine Falte ihres Innern entgangen war, mit „Nein!" beantwortet.

Als Alfred eine Stunde später im Speisesaal des Hôtel-de-Berlin erschien und mit vornehmer Ruhe seinen Platz einnahm, begrüßten ihn die dort versammelten Offiziere mit zahllosen Schmeicheleien, die er, je nach der Persönlichkeit dessen, von dem sie ausging, entweder mit einem ironischen Dank ablehnte oder cavelierement beantwortete. Die Herren hatten bisher, obgleich er schon seit acht Tagen mit ihnen an derselben Tafel speiste, keine Notiz von ihm genommen; was er zwar vollkommen in der Ordnung fand, aber um so mehr jetzt die hin und wieder unangenehmen und etwas gönnermäßig klingenden Fragen zurückwies.

Der preußische Offizier ist gegen Alles, was er nicht für „seines Gleichen" hält, stolz und zurückhaltend, auch gegen Künstler, nur wird er Kraft, Kühnheit und körperlicher Gewandheit, weil er selbst danach strebt, nie seine höchste Achtung und Bewunderung versagen. Daß er gegen Künstlerinnen minder zurückhaltend ist, ist vollkommen logisch, denn jederzeit zieht der Mann das Weib zu sich herauf, stellt es sich also gleich, ob er ihm nun in der Hütte der Armuth und Niedrigkeit entgegen tritt, oder im Salon des Fürsten.

Alfred hatte eben sein Souper beendet, als hastig

ein Offizier eintrat, flüchtig die Kameraden grüßte und dann direct auf unsern Freund zuschritt.

„Lieber, theurer Freund!“ sagte er dem etwas erstaunten Künstler beide Hände entgegenstreckend, „wie bin ich erfreut, Sie wieder zu sehen! Aber, Teufel! Was starren Sie mich denn so an? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mich schon aus dem Gedächtniß verloren, wenn Sie auch meine Karte natürlicherweise wer weiß wie lange verloren haben!“

„Himmel!“ rief jetzt der Künstler aufspringend und die dargereichten Hände erfassend, „Himmel! Graf Königsmantel! Aber Sie hier? Bei mir, dem Vagabunden, ist das nicht zu verwundern.“

„Nun, und der Offizier?“ entgegnete der Graf heiter, „ist der nicht auch ein halber Vagabund? Heute ruft ihn der Dienst hierhin, morgen dorthin! Aber Sie, kann ich wohl fragen, auf dem Roß, anstatt auf den Brettern? Wie kommt das, und wo zum Teufel! haben Sie reiten gelernt? Ich halte mich ohne Anmaaßung, auch für keinen schlechten Reiter, aber vor Ihnen“ — und er legte die Hand salutirend an die Stirn — „erklär' ich mich als Stümper. Doch lassen wir das augenblicklich; ich muß und will jetzt meine Frage von damals wiederholen, jetzt wo wir auf so seltsame Weise uns wieder begegnen, denn nimmer hätte ich mir träumen lassen, als ich die Ankündigung heute las, daß Sie der Sgr. Alfredo sein könnten; — wollte mich Ihnen auch nach dem famosen Ritt

noch schleunigst im Circus präsentiren; wurde aber von dem Cerberus der Garderobe zurückgewiesen. Also," — und der Graf senkte seine Stimme bis zum leisen Flüstern — „noch einmal wiederholt: Sie sind nicht der, der Sie scheinen wollen? Lassen Sie mich noch eine Minute reden," fuhr der Graf fort, als Alfred ihm antworten wollte, „und dann sagen Sie mir die Wahrheit. Kennen gelernt haben Sie mich. Auf unserm Stammschlosse im Ahnensaal hängt ein uraltes Bild, eine maurische wunderschöne Dame vorstellend, von der die Familientradition erzählt, daß irgend ein Ahnherr, der sein Schwert dem damaligen Ferdinand bei der Vertreibung der Mauren geliehen hatte, sich diese liebliche Osmanin als eheliches Gemahl mit auf sein Schloß heimgeführt habe, nachdem sie das katholische Christenthum angenommen. Nun also der Rede Kern: dieser Dame sehen Sie ähnlich, wie der Sohn einer Mutter, und deshalb sagte ich damals, ich frage nicht aus müssiger Neugier. Also zum dritten Mal: Sie heißen nicht Steppmann und sind nicht der, der Sie scheinen?! Jetzt antworten Sie, los kommen Sie nicht!"

„Graf!" gab unser Held zur Antwort, „ich habe keinen Grund, Ihnen gegenüber zu verschweigen, daß ich eigentlich nicht Steppmann heiße, wohl aber ein geborner Steppenmann bin. Erklären müssen Sie sich das selbst. Seltsam aber klingt die Geschichte mit Ihrer Ahnfrau, seltsamer wäre es aber, wenn wirklich eine

Familienbeziehung irgend welcher Art zwischen jener und mir bestände, da ich allerdings von meiner theuren Mutter her maurisches Blut in den Adern habe. Wissen Sie aus den Ueberlieferungen den Namen der maurischen Dame?"

„Gewiß!" erwiderte der Graf. „Sehen Sie, ich hatte damals Ihres edelmännischen Benehmens, Ihres Meisterschusses und, aufrichtig gestanden, dieser Aehnlichkeit halber, die mich Nacht und Tag verfolgte, ein heftiges Interesse für Sie gefaßt und beschloß, zu Hause auf dem Schlosse alle Urkunden durchzusuchen und den Namen der alten Ahnin zu erforschen, um dann, wenn mich das Schicksal wieder mit Ihnen zusammenführen würde, woran ich eigentlich nie zweifelte, mit Aufbietung aller Mittel Ihren Namen zu erfahren. Ich durchstöberte zum Schrecken meiner Mutter, die sich bitter über meinen Modergeruch beklagte, das Archiv und fand endlich die Taufacte der Ahnin, aufgenommen über ihren Eintritt in den Schooß der allein selig machenden Kirche. Natürlich erhielt sie in der Taufe andere, christliche Namen, aber doch war auch der maurische Familienname angeführt.

„Und der war?" fragte Alfred gespannt.

„So viel ich aus dem lateinisch abgefaßten vergilbten Document noch entziffern konnte, war der Name: Randara oder Rondara. Nun? Sie werden ja blaß!"

„Es ist der Name meiner theuren süßen Mutter" Graf," versetzte Alfred düster und trübe, „und die

Erinnerung an sie läßt vor Schmerz das Blut bei mir zurücktreten. Wissen Sie, Graf, was es heißt, allein in der Welt dastehen? Allein, ohne eine Seele, die man sein nennt? Aber nein, ich will nicht lügen," murmelte er zu sich selbst, „eine Seele gehört mir! — Gute Nacht, Graf!" Und er reichte dem Grafen die feine, jetzt zitternde Hand, und verließ den Saal.

„Gute Nacht, Vetter!" sagte noch einmal sehr laut der Graf, als beide schon die Thür erreicht hatten, bis wohin ihn dieser begleitete.

Die Offiziere, natürlich neugierig auf den Inhalt des langen leisen Gespräches des Kameraden mit dem Kunstreiter, noch neugieriger gemacht durch dessen schleuniges Aufbrechen und des Grafen verwandtschaftliche Bezeichnung, waren aber doch sämmtlich zu gute Edelleute, als daß sie sich erlaubt hätten zu fragen, da der Graf schwieg. Nur ein junger, wohl eben erst von der Schule gekommener Lieutnant drehte den sprossenden Flaum unter der Nase und sagte: „Der Kunstreiter hat wirklich merveilleuse geritten, das muß man anerkennen, aber er scheint auch eine großartige Arroganz zu besitzen.

„Herr Kamerad von S.," nahm der Graf das Wort, als die andern Offiziere schwiegen, „kennen Sie Jemand, der Ihnen eine Stecknadel auf gewöhnliche Distance von dem Epaulette schießt, ohne das Epaulette zu verletzen?"

„Nein, Herr Kamerad, ich glaube nicht," entgegnete der Offizier.

„Nun, so will ich Ihnen Jemand nennen, der's kann. Der arrogante Kunstreiter, der da eben hinausgegangen ist, Herr Kamerad von S., der kann's. Ich war sein Secundant, wie er einen solchen Schuß that, und würde natürlich meinem Vetter sofort wieder zu Diensten stehen. Gute Nacht, Herr Kamerad von S. Wer geht mit?"

Die Mehrzahl der Offiziere erhob sich und der Saal leerte sich bald. Nur der Kamerad von S. drehte noch bis gegen 1 Uhr schweigsam und einsam in stiller Wuth, zur Qual des müden Kellners, die Härchen unter der jetzt doppelten Nase. —

Von den Künstlern Sgr. Ghelia's war jedenfalls die historisch merkwürdigste Figur „Onkel Qualitz."

Es gab eine Zeit, wo alle Künstler, mochten sie nun in glänzend erleuchteten Sälen ein Lessing'sches Trauerspiel aufführen, oder in einer Scheune die Räuber verarbeiten, oder aber auf dem gespannten Tanzseil und Thurmseil, den Flaschen, oder dem Tremplin und Trapez, oder dem gesattelten Rücken eines Rosses arbeiten, — vom Volke mit dem Namen: „Kamedijanten, Kumedijanten oder Kummjanten", je nach der Redeweise unsrer lieben Vaterländer, bezeichnet wurden. Aus der allerletzten Periode dieser Zeit stammte noch Onkel Qualitz.

Wer unsrer geehrten älteren Leser erinnert sich

nicht noch mit Vergnügen seiner eignen Jugend, wo das Wort „Piejatz" mit tausend magischen und glänzenden Vorstellungen verbunden war? Wer wäre als Kind nicht mit Vergnügen den glanzvollen, jetzt aus der „Mode" gekommenen Umritten der Kunstreiter und Seiltänzer gefolgt? Wer hätte nicht im Circus, oder in der, mit einem Stricke von dem profanen Theil des Marktplatzes abgeschlossenen Arena sein Hauptaugenmerk auf den Mann in der gestreiften Blouse, dem breiten Kragen und dem spitzen Filzhut, auf den Piejatz gerichtet und mit Wonne und Aufmerksamkeit seinen oft unverstandenen Späßen gelauscht? — Wo sind jetzt in den hohen, gasstrahlenden, steinernen Palästen, die man mit dem Namen Circus belegt, diese köstlichen Figuren geblieben? Verschwunden, wie so Vieles, was die alte gute Zeit geboren; untergegangen in dem Schaumgold und Flitterstaat der modernen Welt! —

Schüttle nur den Kopf, geliebter Leser, lache sogar über unsern „Hanswurstfanatismus"; wir verzeihen Dir das gern, denn Du bist sicher ein Kind der „modernen Zeit", und sind auch wir gerade noch kein Greis, der nur Alles lobt was seine „Zeit" geschaffen, schreiten wir vielmehr sogar noch rüstig mit der „Zeit" fort, so lebt doch in uns die Erinnerung an so Manches, was die vergangene Zeit besaß und werth hielt, was die Jetztzeit aber mit höhnischem Lachen als „antiquirt" selbst nicht einmal mehr in der

Polterkammer dulden will, sondern mit Stumpf und Stiel vernichtet! —

Onkel Qualitz war der „letzte Piejatz.“ Spree=Athen hatte ihn geboren, hatte ihm schon mit der Muttermilch diesen scharfen treffenden Witz, diese „Weisheit auf der Gasse“ eingeflößt, und spätere erfolgreiche Studien als tiefer Beobachter der Menschheit, hatten den angebornen und angesogenen Mutterwitz in die vollkommen schönste Blüthe getrieben. Und wie herrlich wußte dieser „letzte Piejatz“ seine oft so beißend treffenden Satyren anzubringen, mit welcher scheinbaren Harmlosigkeit schleuderte er dem Publikum bei seinen kleinen Künsten die bittersten Sottisen in's Gesicht, mit welcher classischen Schärfe und Kürze kennzeichnete er in seinen Witzen die Narrheiten und Verschrobenheiten des Tages!

Man hat den „Piejatzwitz“ aus dem Circus und der Arena verjagt; da er sich aber nicht unterdrücken läßt, hat man ihm ein Feld eingeräumt, wo er nimmer hingehört, — die Bühne. Gassenwitze sind unsre modernen, hundert Mal gegebenen, und hundert Mal gern und immer wieder von dem blasirten Publikum gesehenen Possen mit ihren aus Schlag= und Stichworten des Tags bestehenden Couplets und ihren in den Werkstätten in und an der Stockbörse, den Comtoiren, den Kneipen aufgelesenen Alltagsfiguren. Wohl soll die Bühne dem Leben einen Spiegel vorhalten,

aber ob auf diese Art? ist jedenfalls sehr zweifelhaft! —

Signor Ghelia's Circus war jeden Abend jetzt bis auf den letzten Platz gefüllt, und mit vollendeter Virtuosität wußte Alfred immer neuen Wechsel in die Vorstellungen zu bringen. Er hatte nicht Unrecht gehabt, als er sich damals selbst sagte, daß er auf dem Rosse ein Genie sein würde, denn die glänzendsten Funken instinctiven Geistes wußte er aus den edlen Thieren zu zaubern. Was nie bisher in der höheren Reitkunst und Dressur geleistet, seine geniale Seele erfand und führte es aus. Großartig, mehr als das, erhaben, war die Quadrille, die Alfred mit acht Pferden tanzte, oder besser bezeichnet, die acht Pferde, ohne Commandowort nur auf seinen leisen Wink die klugen Augen gerichtet, aufführten.

Acht Pferde, ohne Reiter, tanzten eine Quadrille mit einer Präcision und Eleganz, wie Tänzer von Fach solche nicht besser hätten ausführen können!

Das Orchester spielte, und Paarweise, Cavalier und Dame, durch verschiedenfarbige Federbüsche auf den reichen Kopfgestellen unterschieden, schritten die herrlichen Thiere in die Bahn, in deren Mitte Alfred in eleganter Salontoilette stand, den Hut in der linken, in der rechten Hand die kleine Gerte. Diese bewegte sich unmerklich, und die Paare nahmen ihre Plätze. Die Musik begann die Quadrille, und die Rosse avancirten und changirten, — kurz, sie tanzten

die Quadrille, wie auf den parquettirten Böden der Salons Menschenpaare sie nicht exacter getanzt hätten. Das ist das Genie in der Beherrschung der Thierwelt, das einzelnen bevorzugten Naturen angeboren wird, sich aber niemals erlernen läßt.

Sgr. Ghelia war entzückt und Alfred fühlte sich wohl, ja es war ihm, als ströme ihm, seit er wieder im Sattel saß, das Glück zu, und als müsse er hier und jetzt das größte Glück erreichen. —

Daß der Baron von E. und Valeska jeden Abend im Circus waren, bedarf kaum erst der Erwähnung; denn das Herz des armen Weibes brannte in tausend Flammen und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie zu dem schönen Reiter. Der kurze flüchtige Traum ihrer Jugend hob sich von dem Hintergrund ihrer Erinnerung ab, um voll und glänzend in den neuen Tag zu treten. Alfred war Uszárdo, Uszárdo war Alfred; beider Gestalten verschwammen in Eins, in der Gegenwart in dem schönen Reiter verkörpert!

In Valeska's Aeußern war wenig verändert; sie hatte gelernt, sich zu beherrschen, obgleich sie ihr Gefühl dem liebenswürdigen Greise nimmer verhehlte; aber ihr geistiges Leben, ihre Seele kränkelte.

„Valeska!" sagte eines Abends der edle Greis, „warum quälst Du Dein Herz? Glaubst Du, ich sei ein engherziger Thor, der nicht wisse, daß das Leben der Jugend gehöre und nicht dem Alter? Du trägst meinen Namen vor der Welt, ganz recht; aber hast

Du mich nicht besser kennen gelernt, daß Du meinst, ein Name wiege schwerer bei mir als ein Herz? Habe ich das verdient, Valeska? Und steht Dir nicht frei, zu gehen, wohin Dein Herz Dich treibt? Gehört nicht mein Vermögen Dir? Wie lange wird mein armer Leib noch diese Erde sehen? Warum willst Du mir das Sterben schwer machen? Zögre nicht! „Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ sagt der Dichter. „Halte die Minute fest!“

„O Eckart! theurer, edler Mann!“ erwiderte Valeska, „Du kennst mein Herz, aber Du kennst auch meinen Stolz. Ich habe gelobt, Dir mein Leben zu weihen, und ich werde nimmer mein Wort brechen. Warum aber kränkst Du mich so, daß Du von Deinem Tode sprichst? Weißt Du doch, wie innig ich Dich verehre, wie kindlich und herzlich ich Dich liebe. Thu' das nie wieder, theurer Eckart!“

„Weil Du mich liebst, Valeska, darum eben sollst Du Dein Herz nicht martern. Willst Du es mir überlassen, Dir den Sgr. Alfredo vorzustellen? Vielleicht fügt es der Zufall. Zieht doch auch mich zu diesem schönen und kühnen jungen Manne eine Sympathie, die ich mir nicht zu erklären weiß. So viel aber steht fest, der Mann ist kein gewöhnlicher Kunstreiter, oder meine Welt- und Menschenkenntniß müßte mich sehr täuschen. Willst Du es mir anheim stellen, Valeska?“

„Thu' es Eckart!“ antwortete Valeska; „aber vergiß

nicht, daß ich Dein Weib bin und sein will. Gute Nacht!" Sie küßte den Greis innig und herzlich und verließ den kleinen Salon.

„Ich danke Dir, Gott!" murmelte dieser, „daß Du meinen Lebensabend so schön erleuchtest!" —

Draußen auf Vogelsang, diesem Naturgarten voll Thal und Höhen, Wald und Schlucht, versammelte sich während des Sommers regelmäßig jeden Mittwoch die Elite der Gesellschaft E.'s.

Sgr. Ghelia schloß an diesem Tage seine Bude, — einestheils, um seinen Künstlern und Pferden Ruhe zu gönnen, anderntheils, um auch das Publikum nicht zu ermüden.

An einem dieser Mittwoche hatte Graf Königsmantel, der mit unserm Helden innige Freundschaft geschlossen, weniger der etwas weitläufigen Vetterschaft halber, als aus Uebereinstimmung des Charakters, der Denk- und Handlungsweise beider junger Männer, — den Reiterprinzipal und Alfred eingeladen, gleichfalls nach diesem wundervollen Lustort hinauszureiten.

Langsam hatten die drei Reiter ihre Rosse hinausschlendern lassen, und ergötzten sich nun vom Perron des W.'schen Pavillons aus, auf dem sie Platz genommen, die verschiedenen Gestalten der Spaziergänger Revüe passiren zu lassen. Da rollte eine elegante Carosse heran, aus der der bekannte riesige Lakai die kleine Figur des Barons von E. heraushob und in den durch die Kellner eilfertig herbeigeschobenen Fauteuil

unter der Veranda desselben Pavillons setzte, während Valeska an seiner Seite Platz nahm. „Ich wünschte, der kleine Mann dort neben der wunderschönen Frau," richtete der Graf Königsmantel das Wort an seine Begleiter, „bemerkte uns und redete mich an. Wir kennen uns, und ich gönnte Dir von Herzen, Vetter, daß auch Du seine Bekanntschaft machtest. Einen liebenswürdigeren, geistreicheren Mann habe ich nimmer getroffen; obwohl ich aber auch niemals wünschen möchte, zu des Männleins Feinden zu gehören; denn, so unscheinbar und vernachlässigt sein Körper, so scharf und schneidend ist sein Witz und seine treffende Satyre. Es ist der Baron Eckart von E., von dem die Welt sagt, daß er sich das wundervolle Weib da an seiner Seite gegen eine hohe Summe von ihrem früheren Gemahl gekauft habe. So viel steht indessen fest, beide, er sowohl wie sie, sind die liebenswürdigsten Wirthe, wenn man das Glück hat, in ihrem Hause Zutritt zu haben; abgesehen davon, daß man 40 Meilen in der Runde nirgends besser speist, als beim Baron E. Als passionirter Sammler und feinster Kenner hat er, durch seinen enormen Reichthum unterstützt, eine Gemäldegallerie zusammengebracht, um die ihn mancher Souverain beneiden könnte, und einen Tag in der Woche steht sie jedem offen." Alfred richtete seine Augen auf das ungleiche Paar. „Um der Heiligen willen, Graf!" sagte er hastig, „das Gesicht der Frau habe ich gesehen, nur verjüngt, und wo hier der

Teint marmorweiß, war er dort von leichtem Braun. Haben die Leute Kinder?"

„Nein," gab lächelnd der Graf zur Antwort, „der Baron wenigstens ist nicht Vater. Von der Baronin allerdings weiß man in dieser Beziehung nichts. Hierher sind indessen nie welche gekommen. Ich lernte den Baron, der früher, trotz seines krüppelhaften Körpers, viel auf Reisen ging, in einem böhmischen Bade kennen, wo er aber noch unvermählt war, und versäumte bei meiner Ankunft hierher natürlich nicht, in seinem Hause Visite zu machen. Aber was meinst Du?"

„Nichts, Vetter, man träumt bisweilen bei hellem Tage," versetzte unser Freund.

Die scharfen Augen des Barons hatten an den Blicken und Geberden der drei Herren bemerkt, daß das Thema ihrer Unterhaltung seine Person und die Valeska's sei, und lächelnd wandte er sich zu dieser mit der im zärtlichsten Tone gesprochenen Frage „Soll ich, Valeska?" Das schöne Weib erröthete bis unter die reichen Flechten und antwortete: „Nun in Gottes Namen, Eckart!"

„Ah, bester Graf Königsmantel," rief der kleine Mann in jovialem Tone zu den drei Herren hinüber, „ich dächte, Sie hätten den fremden Gästen nun genug ihr Talent als Charaktermaler bethätigt; wie wär's wenn Sie, vorausgesetzt, daß die Herren es gestatten uns mit einander bekannt machten, und uns dann an Ihrem Genrebildchen Theilnehmen ließen?"

„Da habe ich's," flüsterte der Graf Alfred zu; „der kleine Schlaukopf hat bemerkt, daß ich ihn Euch schilderte. Aber wollen wir hinüber? Ehre ist's jedenfalls für Dich, denn der kleine Mann ist sonst sehr kühl und zurückhaltend."

„Gewiß!" entgegnete Alfred, „wir dürfen nicht unhöflich sein. Kommt!"

Die drei Herren traten an den Tisch, und der Graf präsentirte die Fremden, während auf einen Wink des Baron's der Bediente die Stühle schob.

Das Gespräch, durch den kleinen Baron, der darin Meister war, bald eingeleitet, wogte und schwirrte auf's Lebhafteste in allen Nüancen sprudelnden Witzes, bis zur Abhandlung tiefsinniger philosophischer Probleme, und unser Freund, sonderbar und eigen angeregt, entfaltete auf's Glänzendste die Schwingen seines Geistes, wie denn auch der Graf nicht verabsäumte, hübsch und pointirt seinen Theil beizutragen. Nur Valeska schwieg, und Sgr. Ghelia, nicht einmal der Sprache so mächtig, um folgen zu können, langweilte sich, bis der Baron, höflich und aufmerksam, auch ihn in die Unterhaltung zu ziehen wußte, indem er die Aufmerksamkeit der Herren auf seinen eben wieder angefahrenen Wagen lenkte. Pferde sind stets ein unerschöpfliches Thema, und die bisher schweigsame Baronin betheiligte sich zum höchsten Erstaunen Alfred's thätig bei dieser Conversation, so richtige Ansichten über Reitkunst und Dressur

entwickelnd, daß dieser sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Sie setzen mich in Staunen und Bewunderung, gnädigste Frau! Ich habe nie von einer Dame über Rosse so scharfe Urtheile gehört. Darf ich mir unterthänigst zu fragen erlauben: Sie reiten viel?"

„Dahin wollte ich Sie haben!" nahm lachend der Baron das Wort. „Sehen Sie, die Baronin war früher passionirte Reiterin, hat aber jetzt seit mehreren Jahren kein Pferd mehr bestiegen, weil sie behauptet, das Reiten total verlernt zu haben. Seit Ihrer Ankunft nun hegt sie den stillen Wunsch, — Dein Leugnen hilft jetzt nicht mehr, theure Valeska!" wandte er sich scherzend zu der Baronin, die ihn unterbrechen wollte, dann zu Alfred fortfahrend: „also die Baronin hegt den Wunsch, unter Ihrer Leitung nun die vergessene Kunst zu erneuen. Würden Sie aus Rücksicht für mich alten Mann, der ich leider nicht im Stande bin, diese bewundernswerthe Kunst selbst zu treiben, der Baronin vielleicht dann und wann eine Stunde opfern?" „Wie kannst Du das verlangen, Eckart?" sagte beinahe ernst die schöne Frau.

„Ach, verlangen, liebe Valeska, verlangen kann man Alles! Aber ob man's erhält, das ist die Frage. Nun, hier haben wir drei Herren," fuhr er auf's Heiterste fort, „alle erfahrene Reiter! Einer wird doch wohl ein menschlich Rühren im starken Busen fühlen und sich unserer annehmen." —

Es war natürlich, daß alle drei Herren auf's

Eifrigste ihre Bereitschaft versicherten, aber sowohl Sgr. Ghelia wie der Graf behaupteten, Sgr. Alfredo sei unter ihnen der vorzüglichste Reiter, also auch derjenige, dem diese hohe Ehre zu Theil werden müsse. „Wenn das Ganze nicht ein Scherz von Ihnen war, Herr Baron," sagte unser Held ehrerbietig, „so weiß ich diese Auszeichnung zu würdigen, und stehe jeder Zeit zu Befehl." „Aber Sie dürfen nicht glauben," gab der Baron mit ernstem Gesicht aber im jovialsten Tone, der zu den ernsten Zügen unendlich komisch contrastirte und den beabsichtigten Scherz erhöhte, zur Antwort „daß die Baronin die Sache nur zum Spaß betreiben wird; o nein, Sie werden die aufmerksamste, gelehrigste Schülerin haben. Aber um diese kleine Angelegenheit noch weiter zu verhandeln, müssen die Herren uns schon die Ehre erzeigen, unser Souper zu theilen. Nur ein Löffel Suppe, meine Herren, aber am gastlichen Tisch. Ablehnen dürfen Sie nicht; ich mache Sie verantwortlich Graf Königsmantel, daß die Herren pünktlich kommen. Sie kennen meine Feinde, Abendluft und Kühle, darum verzeihen Sie, wenn wir Sie jetzt verlassen, aber ich rechne bestimmt auf Ihr Erscheinen. Auf Wiedersehen also, meine Herren." Der Lakai nahm auf einen Wink seinen Herrn auf den Arm und trug ihn in den Wagen. Die drei Herren geleiteten ihn und die Baronin ehrfurchtsvoll an den Schlag und empfahlen sich, ihr Kommen zusagend.

„Nun, was sagst Du zu der Bekanntschaft?"

fragte der Graf seinen Vetter, als die Herren gleichfalls den Stallknecht mit den Pferden gerufen hatten.

„Ein liebenswürdiger, genialer Mann; ein schönes geistvolles Weib! Wie könnte man anders, als erfreut sein? Aber was wollte der Baron mit dem Reitunterricht? Verstehst Du das?"

„Nicht ganz," entgegnete der Graf. „Laß die Zeit es lehren." Die Herren ließen die Pferde flott wegtraben, wechselten in ihren Wohnungen die Toiletten und begaben sich zur Zeit in das Haus des Barons. —

„Nun, Valeska?" sagte der Baron von E. im Wagen zu der gedankenvoll dalehnenden Valeska.

„Eckart!" erwiderte sie, „ich habe die Ueberzeugung, daß dieser Mann auf eine überraschende, weder von Dir noch mir geahnte Weise in mein Leben tritt, und auch in das Deine. Wie? Davon habe bis jetzt noch keine Idee; aber es wird etwas Großes, unendlich Freudiges sein, was er uns bringt. Laß ihn in Gottes Namen morgen zu mir kommen, am Souper werde ich nicht Theil nehmen."

„Wie Du es befiehlst, theures Kind. Ein unerklärbares Etwas zieht auch mich zu dem Manne; aber versprich mir Eines: zögre nicht!"

„Es soll geschehen, Eckart; morgen schon!" —

Der kleine Speisesaal im Hause des Barons war auf's Angenehmste und Würdigste ausgestattet. Ein mit vielem und altem wappengezierten Silber bestelltes

Buffet in reichster Schnitzarbeit, ein runder Eichentisch mit den nöthigen Sesseln, ein einziges großes Fenster mit bis auf den Boden reichenden practicablen Flügeln, das in den Garten hinausführte, und an den braun getäfelten, zum Ameublement passenden Wänden einige vorzügliche Niederländer. Darunter ein Jan Steen. In der letzten Hinsicht liebte der Hausherr etwas das Bizarre.

Die einfache Schönheit der Anordnungen einer Tafel übt jeder Zeit einen mächtigen, erhebenden Zauber auf den Mann von Geist und Verstand aus; wogegen alle Ueberladung und jeder unnütze Prunk sein Gefühl beleidigen und ihn verstimmen wird. Das Nothwendige bis auf's Jota in schöner Harmonie vorhanden, läßt ihn im Voraus auf die unbedingte Vortrefflichkeit des Mahls schließen und macht die Seele empfänglich, die Eindrücke des harmonischen Ganzen in sich aufzunehmen, um die Speisen so erst durch einen gewissen geistigen Filter dem Körper zu Theil werden zu lassen. Ebenso besteht die Vollkommenheit und höchste Vollendung eines Diners oder Soupers nicht in der blos materiellen Fülle und Reichhaltigkeit der Gänge, oder der Seltenheit und Kostbarkeit einzelner Schüsseln, sondern nur in der Uebereinstimmung des Ganzen, in der logischen Folge, der ausgewählten Vollendung der Gerichte wird sich der Geist und feine Sinn des Gastgebers documentiren. Daß die Weine in ihrer Verschiedenheit mit dem Ganzen harmoniren müssen, liegt auf der Hand.

Man konnte von dem eminenten Geiste eines Mannes wie der Baron E., dieses so feinen und distingnirten Epicuräers, nur erwarten, daß man an seiner Tafel in jeder Beziehung Vollendetes finden werde, und unser Freund nahm mit dem achtungsvollsten Behagen neben dem Hausherrn seinen Platz. Eine vollendete Tafel ist einer jener unnachahmlichen Vorzüge wirklich vornehmer Häuser, und vergebens wird die moderne Geldaristocratie, der Adel von gestern, versuchen, Das zu erreichen, was ihm alle Schätze nicht geben können — Noblesse!

„Wir haben," nahm der Baron das Wort, nachdem die Gänge mit jenem ehrfurchtsvollen Schweigen genossen waren, das der geistvolle Gourmand stets beobachten wird, und das nur hin und wieder ein pikanter Scherz, ein glänzendes Bonmot unterbrochen hatte, — als das Desert aufgesetzt und die Bedienten geräuschlos den Salon verlassen hatten, „wir haben bei unserm vorhergehenden Gespräch über den Reitunterricht der Baronin vollständig außer Acht gelassen, daß uns die Hauptsache dazu fehlt: Reitpferde! Ich habe nur Wagenpferde in meinem Stall und im Moment wird schwerlich ein passendes Reitpferd aufzutreiben sein, was mir um so mehr leid thut, da die Baronin eigentlich wünschte, schon morgen in der Frühfrische einen Ritt zu versuchen. Jedenfalls rechne ich indessen auf die Herren, die mir ihren Rath und ihren Beistand beim Ankauf von passenden Pferden nicht versagen werden."

„Unbedingt stehen wir zu Befehl!“ versetzte Graf Königsmantel, „und ich würde mir sogar erlauben, sofort meine Pferde unterthänigst der gnädigen Frau anzubieten, hätte nur eins davon schon je einen Damensattel getragen. So wage ich es aber nicht, eine solche Verantwortlichkeit auf mich zu laden.“

„Wenn die gnädige Frau meinen Pferden die Auszeichnung wollte zu Theil werden lassen, sich ihrer zu bedienen, so steht natürlich mein ganzer Stall zu gehorsamstem Befehl,“ sagte mit schüchterner Achtung Sgr. Ghelia, dessen fragenden Blick Alfred mit einem kaum merklichen Nicken beantwortet hatte.

„Ah, meine Herren,“ erwiderte der Baron mit Laune, „bitte, bewundern Sie doch gefälligst gebührend mein diplomatisches Talent! War das nicht ganz vortrefflich manövrirt? Im Namen der Baronin nehme ich auf's Dankbarste Ihr gütiges Anerbieten an und hoffe, Sie, Sgr. Alfredo, morgen früh als Cavalier der Baronin begrüßen zu dürfen.“

„Befehlen Sie ganz über mich, Herr Baron,“ gab Alfred mit artiger Verbeugung zur Antwort.

Der Baron drückte auf die silberne Schelle und der riesige Lakai trat ein.

„Wie wär's, meine Herren,“ begann wieder der Hausherr, „wenn wir jetzt noch in stiller Verschwiegenheit uns dem Genusse einer Cigarre oder einer Latakia-Hukah hingäben? Sind Sie einverstanden?“

Die Herren stimmten lachend bei und der Baron fuhr fort: „Aber ehe wir unsere Wanderung in das mysteriöse Cabinet antreten, müßte Sgr. Alfredo schon der Baronin noch die Ehre erzeigen, über die erfreuliche Wendung der Pferdenoth zu rapportiren. Als Stallmeister haben Sie nun einmal diese Verpflichtung mit übernommen, Signor!" wandte er sich heiter zu unserm Helden.

„Wenn die gnädige Frau meinen Rapport befiehlt, bin ich natürlich unterthänigst zu Befehl," versetzte Alfred, auf den Scherz eingehend.

Der Lakai verschwand auf einen Wink des Barons und bald darauf erschien die Zofe der Baronin mit der Meldung: „Die gnädige Frau sei bereit, den Sgr. Alfredo im kleinen Gartensalon zu empfangen.

„Nun, bester Signor," scherzte der kleine Mann, „während Sie im Dienst sind, werden wir in üppigem Genuß der Havanna schwelgen, Ihnen aber unser Mitleid nicht versagen, auch für Sie noch ein Plätzchen bereit halten. Vorwärts, Heinrich! Die Herren haben die Güte zu folgen."

Der Lakai nahm den Greis auf seinen Arm und schritt durch mehrere Zimmer voran in das Rauchcabinet. Der Graf und Sgr. Ghelia folgten. Beide machten sich ihre besondern Gedanken.

In dem kleinen viereckigen, aber hohen und mit einem Kuppelgewölbe versehenen Rauchgemach, befand sich nichts weiter, als in der Mitte ein Springbrunnen,

dessen starker Strahl die angenehmste Kühle verbreitete; Divans nach türkischer Art, rund um die Wände laufend, und eine Auswahl der zierlichsten und mannigfaltigsten Rauchinstrumente und Materialien.

Der Bediente setzte seinen Herrn auf den Divan und steckte ihm die Bersteinspitze einer Wasserpfeife in den Mund, während der Graf zur gewohnten Havana griff, Sgr. Ghelia aber mit kundiger Hand die Cigarreta drehte.

Unerschöpflich in geistvollen Witzen und pikanten Anecdoten, unterhielt der Hausherr seine Gäste auf's Heiterste und da auch der Graf an ergötzlichen Schwänken nicht arm war, sogar Sgr. Ghelia manches Stückchen seines wechselvollen Lebens erzählte, so schwand den drei Rauchern die Zeit auf's Angenehmste dahin.

Alfred folgte der voranschreitenden Zofe durch den Corridor, und trat in den kleinen Garten-Salon, der der Baronin im Sommer als Arbeitszimmer diente. Hoch und gewölbt, war das achteckige Gemach mit einem schweren grünen Seidenstoffe zeltartig drapirt, und die hohen geöffneten, gleichwie die des Speisesaals bis auf den Boden reichenden Fenster ließen den Duft zahlloser Rosen mit der Abendkühle einströmen. Ein eleganter mit jenen tausend, für den Comfort so unentbehrlichen Kleinigkeiten bestellter Schreibtisch stand in der Mitte, durch eine mit grünem Schleier behängte Lampe sanft erhellt, und in einem Sessel davor saß die Baronin. Sie hatte die Toilette des Nachmittags

mit einem Blousenrock von weißem Cachemir vertauscht, und ein goldenes Netz hielt das reiche Haar leicht gefesselt.

„Gnädige Frau," begann unser Freund, nach der Meldung der Zofe und nach den von der Etikette vorgeschriebenen Verbeugungen, in vollkommner Haltung an der Thür stehen bleibend, „auf Befehl des Herrn Barons habe ich die Ehre, mich als Ecuyer vom Dienst zu melden, um die Befehle der gnädigen Frau für morgen unterthänigst in Empfang zu nehmen."

„Ah, Signor Alfredo," erwiderte die Baronin auf den Scherz eingehend, „darf man bitten, uns zu rapportiren, wie sich die brennende Frage wegen der Pferde gelöst hat?"

„Das sind meine Befehle, gnädige Frau," gab dieser zur Antwort, die Rolle festhaltend, und berichtete mit kurzen Worten, was der Leser bereits kennt.

„Das ist uns angenehm zu hören, Signor, und so sind denn unsre Befehle, daß wir die Pferde morgen früh 6 Uhr bereit finden." Und sie reichte mit zauberischem Lächeln dem sonderbar bewegten Künstler die Hand zum Kuß.

„Was bewegt mich so, bei dieser Frau?" murmelte Alfred, als er durch den Corridor schritt. „Diese auffallende Aehnlichkeit? Aber es ist unmöglich, und nur mein Herz zeigt der Phantasie überall ihr Bild!"

Der Hausherr und die beiden andern Herren bestürmten unsern Helden mit tausend Fragen, wie die

schöne Herrin den neuen Stallmeister empfangen, und besonders der Baron war unermüdlich, von den Pflichten eines Cavaliers auf die heiterste Weise zu sprechen, und dabei mit feinem Witz sich selbst zu persifliren.

Nachdem unter dieser anregenden Conversation noch ein Stündchen auf's Angenehmste verflogen war, empfahlen sich die Gäste ihrem ausgezeichneten Wirth, und Sgr. Ghelia und Alfred begaben sich noch in die Ställe, dem ersten Stallknecht die Befehle für morgen früh zu ertheilen. —

Um die bestimmte Zeit führte denn auch ein reich galonnirter Jokey drei Pferde in den Hof des Barons, und Alfred, in gewähltester Reittoilette, ließ der Baronin die Bereitschaft derselben melden.

Während er für sich selbst eine schöne edle Fuchsstute gewählt hatte, war für den Dienst der Baronin eine prächtige Isabellstute bestimmt, die, nur bei besondern Veranlassungen für die Manègenarbeit verwandt, für den Damensattel vorzüglich dressirt war. Er fühlte ein heftiges Zittern, als der kleine Fuß der Baronin seine Hände berührte, die er ihr ehrerbietigst zum Aufsitzen darbot, und verwirrt schwang er sich selbst in den Sattel, die linke Seite neben der schönen Frau einnehmend, während der Jokey in angemessener Entfernung folgte. Die Baronin trug ein Reitkleid von blauer Seide und darüber einen weißen Cachemirspencer. Der schöne Hals war frei, nur ein feiner Kragen legte sich coquett über den Ausschnitt des

Spencers. Auf den reichen Flechten saß ein kleiner an beiden Seiten aufgeschlagener runder Hut von Reisstroh mit weißer Feder und meergrünem Schleier.

Die Reiter verfolgten eine Zeitlang schweigend den angenehmen Weg, in der wundervollen Morgenfrische dahintrabend.

„Gnädigste Frau," brach endlich Alfred das Schweigen, sein Pferd leicht parirend, „wollen Sie die Gnade haben, mir eine Frage zu erlauben, selbst auf die Gefahr hin, daß sie indiskret sei?"

„Sgr. Alfredo wird nie eine solche Frage an eine Dame richten," gab die Baronin zur Antwort.

„Es könnte dennoch sein, gnädige Frau."

„Fragen Sie, Signor!"

„Haben Sie eine Schwester, Frau Baronin?"

„Nein!" entgegnete diese, die Augen voll auf den Künstler richtend, dessen Gesicht sich purpurn gefärbt hatte. „Nein, Signor, die Gräfin Valeska W. stand seit ihrer Geburt allein in der Welt; ungeliebt, bis sie die Gemahlin des Baron von E. wurde. Doch nein, nein!" setzte sie schnell hinzu, „keine Lüge. Sie war nicht allein, nicht ungeliebt, wenn auch nur für kurze Zeit! Aber eine solche Spanne Zeit wiegt Jahrhunderte auf! Sind Sie nicht auch der Meinung Signor?"

„O gewiß, gewiß!" erwiderte Alfred, die Augen groß und träumerisch in die Ferne gerichtet, „es giebt Augenblicke, die ein ganzes Leben aufwiegen und in

sich fassen! O, gnädigste Frau! Finden und verlieren in demselben Moment ist hart und bitter! Aber die Hoffnung tritt als milde Trösterin in die Träume dessen, der liebt für die Ewigkeit, und zeigt ihm ein Wiederfinden!"

„Ja, ja!" flüsterte Valeska und setzte mit leichtem Schenkel ihr Pferd in Galopp. —

„Nun, Valeska?" sagte einige Stunden später der Baron zu der ernsten Frau, „ich richte jetzt zum dritten Mal diese Frage an Dich."

„Der Mann liebt, Eckart!" gab leise das schöne Weib zur Antwort.

„Armes Herz!" murmelte der Greis mit zitternder Hand über Valeska's Flechten fahrend, „armes Herz!" —

Auf dem schmalen Sandstrich, der das frische Haff von der Ostsee scheidet, und den die Geographen mit dem Namen Nehrung bezeichnet haben, liegen vereinzelte Fischerhütten zerstreut, deren Bewohner im Winter zum größten Theil von allem Verkehr abgeschnitten sind. An einer Stelle dieser Sanddünen hatten sich die Fischerhütten zahlreicher zusammengehäuft, und die Bewohner E.'s kamen auf die Idee, dort ein Badeörtchen zu errichten. Man baute die nöthigen Bretterhütten am Strande, die Fischer erweiterten ihre Häuschen, Gäste aufzunehmen, einzelne reiche Handelsherren ließen sich für den Sommer berechnete kleine Villen aufrichten, und nach und nach

wurde Kahlberg, welchen Namen man sehr passend dem Oertchen beigelegt hatte, ein ziemlich besuchtes Bad.

Um die Zeit, wo unsre einfache, aber wahrhafte Geschichte spielt, stand dort schon ein hübsches Kurhaus, mit allem Comfort ausgestattet, und Villen aller Art erhoben sich in seinem Umkreis. Man hatte dem wüsten trägen Sandboden ein Kiefernwäldchen abgerungen, das im Rücken des Kurhauses gelegen, dies gegen die aus See kommenden Stürme schützte, und die Fischer hatten ihre Hütten in Häuser verwandelt. Jeden Nachmittag im Sommer dampfte der „Falke", ein bequemes Räderboot, über das Haff von E. nach Kahlberg hinüber, und kam gegen Abend daher zurück, Passagiere und Gäste hin und her befördernd. Außerdem legte noch der „Admiral Hildebrand", ein steinalter Bootführer, jeden Morgen im Hafen von E. an, um Tagesgäste, die schon den Vormittag in Kahlberg zubringen wollten, in seinem Boot hinüberzusegeln. Die stereotype Redensart dieses alten, wetterharten Haffsohns — dem nie ein Unglück mit seinen Passagieren zugestoßen, — war: „Häwe Sei man keene Angst!" und die Handelsherren von E. hatten ihm den Titel „Admiral" gegeben, als welcher er ein weißes Porzellanschild auf seiner Jacke trug, mit seinem Titel, Namen und seinem Spruch.

Diesem Admiral hatte sich unser Freund eines Morgens ebenfalls anvertraut, um seinen Wunsch,

einmal wieder die endlose Fläche des Meeres mit dem Auge zu befahren, Genüge zu thun.

Es war an einem Mittwoch und sein der ganze Tag, da er sonst, in ehrenhaftester, strengster Pflichterfüllung ein Muster, nicht den Circus verlassen haben würde.

Seit seinen Jünglingsjahren am Pontus hatte er das Meer nicht gesehen und er freute sich wie ein Kind auf seinen Anblick. Admiral Hildebrand's einzigster Passagier diesen Morgen, unterhielt er sich mit dem alten Seemann, der in seinen jüngern Jahren als Matrose von Danzig und Königsberg aus weite Reisen gemacht hatte, auf's Beste, trotzdem es Beiden ziemlich schwierig wurde, sich gegenseitig zu verstehen, was oft zu den ergötzlichsten Mißverständnissen Anlaß gab, so daß Admiral und Passagier die Anlagebrücke in Kahlberg in heiterster Stimmung erreichten, zumal Alfred's wohlgefüllte Börse dem Ersteren ein Obol gespendet hatte, was den Alten zu Hause zu der Aeußerung veranlaßte: „Dat dei Harre, dei hüt öwefoahrt wiere, betoalt harre, as süst nich dat ganze Boot vull."

Der Tag war wunderschön und nach einem Bade und vorzüglichem Diner an der Table-d'hôte des Conversationshauses, Caffee und Cigarre, begann unser Held auf eigne Hand eine Streiferei durch die Sanddünen.

Das unendliche Meer mit seinem unbegrenzten Ho-

rizont hatte alle Erinnerungen seiner Jugend wieder in ihm wach gerufen, und mehr als je fühlte er, trotz des augenblicklichen Wohlergehens, trotz des Herzens, das sich ihm auf seinem Pfade geboten, das Trostlose seiner Zukunft. Allein auf der weiten Erde, ohne Hoffnung, das angebetete Mädchen wiederzusehen, ja selbst wenn dies je der Fall sein könnte, ohne Aussicht, nach ihrem Besitz ringen zu dürfen, — welche Zukunft hatte er? Traurig und sinnend schritt er am Strande dahin, den unaufhörlich die Wellen bespülten, am Ufer vergeblich Halt suchend.

„So wie den blauen Wogen
So ist auch mir zu Sinn;
Wo find' ich einen Hafen
Darin ich heimisch bin!"

murmelte er und richtete die Augen auf die weite Fläche, von ihr mit den Blicken den Strand entlang schweifend.

„Heil'ger Gott!" schrie er plötzlich, „was ist das?"

In nicht allzuweiter Entfernung stand hart am Ufer der See ein junges Mädchen über ein kleines Pferd gelehnt und blickte träumerisch auf die grüne, wogende Ebene hinaus, während neben ihr im Sande ein großer, schwarz und weiß gefleckter Hund lag, und an der Düne ein altes braungelbes Weib in phantastischer, seltsamer Tracht kauerte, aus einer kleinen Holzpfeife blaue Rauchringel in die Luft blasend.

Das junge Mädchen trug einen runden Panama-Strohhut, wie ihn die Männer tragen, und einen schwarzen Seidenrock mit weißem Leibchen.

Hastig schritt Alfred näher. War's ein Spiegelbild seiner erregten Phantasie, eine Lufterscheinung, oder war's Wirklichkeit? Das Herz drohte ihm zu zerspringen, und fast lähmte die fieberische Spannung seiner Seele die Kraft seiner Kniebeugen. Da erhob der Hund seinen Kopf und laut bellend kam er in mächtigen Sprüngen auf den Wanderer zu, drei Schritte vor ihm, mit dem weißen Gebiß knirschend, stehen bleibend.

„Astura!" rief dieser, und der Hund erhob in demselben Augenblick ein wüthendes Geheul der Freude und umtanzte ihn in rasenden Sätzen.

Das junge Mädchen, aufmerksam geworden, drehte den schlanken Hals und faßte die Mähne des kleinen Pferdes, um nicht umzusinken vor Schreck, denn fast dicht vor ihm stand Alfred.

„Mannella!" — „Ismaëlo!" und Beider Arme öffneten sich und ihre Lippen fanden sich in langem, heißem, heißem Kuß! —

Das alte Weib hatte sich halb aufgerichtet, und die glanzlosen Augen auf die Gruppe geheftet, murmelte es unverständliche Sätze, mit den runzligen Händen Zeichen über Zeichen gegen das Paar machend.

„Das ist Kurganna," sagte jetzt Mannella, mit

seligen Lächeln den Geliebten, den heiß Erflehten, so seltsam Gefundenen zu dem alten Weibe führend.

„Die Söhne der rothen Erde grüßen ihre Mutter!“ sprach Ismaël, indem er die dürre Hand der Alten an seine Stirn drückte, in der Sprache ihres Volks.

„Hihihi!“ lachte Kurganna; „Söhne der rothen Erde? War nicht Uszärdo auch ein Sohn der rothen Erde? Das ist sein Kind,“ fuhr sie fort, auf Mannella zeigend, „und Du wirst das Kind Kurganna stehlen, wie Kurganna es der weißen Maid gestohlen!“ Dann schwieg sie und rauchte unaufhaltsam ihre Pfeife weiter, nur dann und wann abgebrochene Sätze murmelnd.

„Komm zum Großvater!“ flüsterte Mannella, die Hand des Geliebten erfassend. Und Beide schritten dahin, den blühenden Mai im Herzen. Voraus lief Astura, dem Cecco folgte, und langsam hinterher kam Kurganna. Vor der Thür eines einfachen, verschieden von den Villen der Kaufherren und den Hütten der Fischer gebauten Hauses saß ein hoher Greis mit braunem Antlitz und schwarzen großen Augen voll Feuer und Glanz, aber weißem Haar und Bart, der Kinn und Lippe voll und lang deckte. Das Haus war von Stein; ein Zeichen, daß es auch im Winter von seinen Bewohnern nicht verlassen wurde, und sein Inneres bestand aus drei Räumen. In dem ziemlich großen Flur, der als Küche und Stall für Cecco, in

getrenntem Verschlag, diente, führte eine starke Thür aus Eichenholz, und von diesem trat man rechts und links in ein Zimmer, deren jedes mit reicher Sorgfalt und den Bedürfnissen angemessen ausgestattet war. Nur zeigte das einen seltsamen Schmuck, denn seine Wände waren bedeckt mit reich gestickten Schabracken und Sätteln aller Formen, und eben solchen bunt und kostbar verzierten verschiedenartigen Kopfgestellen, dazwischen Gerten und Manègepeitschen. Ueber dem einfachen Bett hing ein langer spanischer Stoßdegen, ein kurzer mit Gold reich gestickter Sammetmantel, und ein mit weißer und grüner Feder gezierter spitzer Hut. Mantel, Hut und Federn aber vor Alter verblaßt, ja hin und wieder zerrissen.

In dem andern Zimmer war der Fußboden mit einem persischen Teppich belegt und an der einen Wand stand ein mit Vorhängen von grauer Seide behängtes Bett; während ein Clavier, ein kleiner Bücherschrank und ein Schreibtisch nebst den nöthigen Sesseln die Ausstattung vollendeten. In einer Ecke lagen einige Polster mit einer bunten Decke überkleidet; das Lager Kurganna's.

Der Greis saß unter einem aus grüner Leinwand gebildeten Zelt und drehte den Kommenden den Rücken zu, so daß diese schon dicht vor ihm standen, ehe er die Augen von dem Buche, in dem er gelesen, erhob. Verwundert sah er auf den Fremden an Manuella's Hand.

„Ismaëlo, — Großvater!“ sagte diese.

Ismaël erhob das bisher schüchtern gesenkte Antlitz in dem Augenblick auf den Greis, doch fast bestürzt fuhr er zurück. Der Greis war sein treuestes Spiegelbild, nur mit älteren Zügen und weißem Haar und Bart. Auch Mannella und dieser schrieen auf und mit bebender Stimme fragte der Greis: „Wer seid Ihr?“

„Don Juan Ismaëlo de Rondara ist mein Name!“ brachte Ismaël in heftigster Erregung mühsam hervor; er fühlte, er stand vor einem großen Wendepunkt seines Lebens.

„Und wer ist Euer Vater, Eure Mutter, daß Ihr meinen Namen tragt?“ fragte der Greis weiter.

„Euern Namen?“ schrie Ismaël; „Euern Namen? So ist das Eure Tochter?“ Und er riß die Kapsel aus seinem Busen, öffnete sie und hielt, die fallende Rose Mannella's hastig ergreifend, das Bild seiner Mutter dem sprachlosen Greise entgegen.

„Juana, meine Tochter!“ flüsterte dieser endlich mit matter Stimme.

„Großvater!“ — „Enkel!“ — Und Beide lagen sich in den Armen; die heißen Thränen der heiligsten Freude vergießend und Alles um sich her einen Moment vergessend.

Da schlangen sich zwei weiche Arme um Beide und eine sanfte Stimme flüsterte: „Und Mannella?“

Die Arme Ismaëlo's sanken von dem Großvater und umschlangen das bebende, vor sel'ger Wonne be-

bende Mädchen und, vor dem hohen Greis niederknieend, lispelten Beide: „Deinen Segen!“

Der Großvater legte seine Hände auf ihre Häupter und murmelte mit von Thränen erstickter Stimme: „Gebenedeite Mutter des Heils! Du hast das Gebet des Greises erhört, laß Dein jungfräulich Antlitz ruhen auf diesen!“

„Hihihi!“ lachte in diesem Augenblick die hinzugetretene alte Zigeunerin, „Kind der rothen Erde, läßt Dich stehlen vom schönen Knaben, wie Kurganna Dich der weißen Maid gestohlen?“ Und die zusammengefaßten Hände des bräutlichen Paars mit ihren dürren Knochenfingern umspannend, machte sie seltsame Zeichen und murmelte unverständliche Worte.

„Laß sie gewähren, Geliebter!“ flüsterte Manuella.

Der Greis hob die Verlobten empor, schloß sie noch einmal in seine Arme und sagte: „Sei hoch willkommen, Sohn meiner Juana, in der Hütte und dem Herzen Deines Großvaters! Doch wer ist Dein Vater, und wer und was bist Du?“

„Ich, Großvater,“ antwortete Ismaël lächelnd, „ich bin ein armer Gaukler und mein Vater ist Fürst Alexander Ismaël Ismaëlowitsch K.“

„Du ein Gaukler? Und Dein Vater ein Fürst?“ rief erstaunt der Alte. „Und wo ist Dein Vater, daß er sein Blut und das Fürstenblut der Rondaras in der Welt umherirren läßt? Kennt er seinen Sohn nicht? Oder ist der Sohn unwürdig des Vaters, daß

er ihn verstoßen? Und Deine Mutter, ließ sie den Sohn von sich zu einem Gewerbe, das nur die Noth so Manchen ergreifen läßt?" Die Augen des alten Caballero sprühten Blitze bei dieser Rede.

„Mein süßes Mütterlein starb, als Ismaël noch ein Kind war," gab der Enkel zur Antwort. „Mein Vater war nur der Gatte meiner Mutter vor Gott. Aber er rief mich zu sich, als der Himmel Deine Tochter zu sich erhoben, und sein Herz gehörte dem Sohne. Meine öffentliche Anerkennung hinderte sein plötzlicher Tod." — „Nur vor Gott war Juana das Weib des Fürsten?" murmelte der Greis. „Nun gleichviel! Fürstenblut und Fürstenblut, Zigeunerblut und Grafenblut! — Ihr seid meine Kinder!"

In dem lauschigen Zimmer Manuella's erzählte Ismaël dem horchenden Großvater und der Braut seine Schicksale. „Gottes Hand," sagte der Alte, „mein theurer Enkel, führte Dich in das Haus des heiligen Pfarrers, — für mich ist er ein Heiliger! — sein gnadenreicher Wille führte Dich auch hierher. Gepriesen sei sein heiliger Name in Ewigkeit!"

„Amen!" flüsterte das sich umschlingende Paar.

„Höre nun auch mein Leben," begann nach kurzer Stille der Großvater. „Daß ich von der bittersten Noth getrieben das schöne Spanien verließ, hat Dir Deine Mutter erzählt. Ich kam nach Deutschland. Das Glück wollte mir wohl und bald konnte ich selbst eine Truppe organisiren. Ich durchzog ganz Deutsch-

land, Polen und Ungarn. In Warschau hatte einer meiner Künstler, ein Zigeuner von altem Stamm, den ich wie meinen Sohn liebte, da meine beiden Söhne längst verschollen waren, — Gott und die Heiligen wissen, in welcher Erde ihre Gebeine ruhen! — eine süße Liebe mit einem jungen Mädchen von vornehmer Geburt. Die Folgen blieben nicht aus, und auf Befehl eines hohen Staatsbeamten, eines Verwandten des Mädchens, mußten wir sofort die Hauptstadt und das Reich verlassen. Wir gingen hierher nach C., und Uszárdo, so hieß der Zigeuner, suchte und fand seinen Tod in den Wellen des Meers, da er nimmer ohne die Geliebte leben mochte. Dort ist sein Grabhügel.“ Und die Hand des Alten deutete auf einen kleinen Hügel unweit des Hauses; dann fuhr er fort: „Kurganna, die Mutter Uszárdo's, das Mütterchen dort im Winkel, — jetzt ist sie fast kindisch, denn gewiß zählt sie hundert Jahre, — blieb verborgen im Königreich und raubte der jungen Mutter das Sohneskind gleich nach der Geburt, weil sie fürchtete, deren Verwandte würden es verschwinden lassen, und brachte es hierher wo ich den Sohn begraben hatte. Auf einer Reise wurde das liebliche kleine Mädchen — Du erräthst, daß es Mannella ist — krank, und wir erreichten mit Mühe das Dir bekannte Dorf. Jener Geistliche wurde des Kindes geistiger Vater, und Du sahst sie dort. Bald nach Deiner edeln, hochsinnigen Flucht aus dem Pfarr-

Hause kam ich, Mannella zu holen; da ich, jetzt reich genug, um des Kindes Zukunft vor Mangel zu bewahren, meine Truppe aufgelöst hatte. Kurz vorher war ich in Spanien gewesen, um nach meiner verlassenen Familie zu forschen. Niemand wußte davon; niemand kannte sie. Ich wäre mit der Alten und Mannella nun sofort, wie mein Plan war, nach dem Lande meiner Väter zurückgekehrt, hätte in der Zwischenzeit nicht Eure Begegnung stattgefunden. Mit dem fatalistischen Glauben, wohl ein Erbtheil unserer Vorväter, der Mauren, der uns Allen eigen ist, Euer Wiederfinden ohne Zweifel hoffend, beschloß ich in Deutschland zu bleiben, und meine Capitalien der Bank von Hamburg, um sie jeder Zeit erheben zu können, anvertrauend, baute ich hier am Grabe Uszárdo's, dessen Kind ich als das meine adoptirt habe, diese Hütte, und still und einsam floß bis heute unser Leben dahin. Gott ist groß und hohe Freude hat er meinem Alter aufbehalten! Ein Kind meines Blutes hat er mir gesandt, einen Erben meines Namens, meines Degens! Unentweiht, makellos ist Degen und Name, wenn ihr Träger auch als Gaukler die Länder durchzog! Ein Rondara aber bleibt ewig, auch in den niedrigsten Verhältnissen, ein Rondara! Ich hoffe dasselbe von Dir, Ismaëlo, mein Enkel, und im Lande Deines Großvaters sollst Du ein wackrer Edler sein, hat Dir das Schicksal versagt, im Reiche Deines Vaters als Fürst zu herrschen!“

Ismaël küßte dem ehrfurchtgebietenden Greise die Hand und sagte: „Ismaëlo war nie seines Blutes unwürdig, Großvater, selbst in Noth und Elend! Aber darf er den Namen der Mutter Mannella's wissen?"

„Gewiß!" gab der Alte zur Antwort. „Mannella's Mutter hieß Gräfin Valeska W."

„Heilige Mutter der Gnaden, ich ahnte es!" schrie Ismaëlo, und hastig einen heißen Kuß auf die Lippen der erschreckten Mannella und die Stirn des Großvaters drückend, stürzte er mit dem Ausruf: „Ich bringe noch mehr des Glücks!" aus der Hütte, den Sandweg zum Haff hinabstürmend.

Erstaunt und voll seltsamer Ahnung blickten der Großvater und Mannella dem Jüngling nach.

Unaufhaltsam rannte Ismaël durch den tiefen Sand nach den Fischerhütten am Haffufer hinunter, wo der Anlegeplatz des Dampfboots war. Doch längst hatte dieses die Heimfahrt angetreten; — was hatten sich Großvater, Braut und Enkel um die Zeit gekümmert!

Es war Abend und vom Lande her bris'te es heftig über das gelbe Gewässer. „Wo wohnt Admiral Hildebrand?" fragte der erregte Jüngling hastig einen Jungen, der ihm auf dem schmalen Pfade zu den Hütten begegnete.

„Doa sitt hei vör de Döhr," antwortete dieser, auf ein Häuschen deutend.

Ismaël eilte hinzu, und, den alten Bootfahrer, der die Pfeife im Munde mit Frau und Knecht vor der Hüttenthür saß, gewahrend, rief er: „Auf, Admiral, lichtet die Anker und fahrt mich hinüber!"

„Nä, myn leiwe Herre," versetzte dieser, „hüt Abend geiht det nich mihr. Dat bris't wat dull, und von West=Nur=West kümmt 'ne Boy herup, dat wart nich lange duure, denn geiht't los."

„Fort, fort!" sagte Ismaëlo, ihm die schwere Börse in den Schooß werfend, „da ist Gold, und fahr' in Gottes Namen, denn stolz wie Cäsar sag' ich Dir: „Sei ruhig, Admiral, die Woge beugt sich vor Deinem Kahn, denn auf ihm trägst Du Ismaëlo und sein Glück!"

Der alte Seemann wog verwundert die schwere Börse in seiner schwieligen Hand und antwortete auf die ihm unverständliche Rede: „Un dat schall ick all häve? — Na, in Gottes Namen! to Boot, Fritz! ein Dod kann dei Minsch man starve, und dei Ollsch kann sich för dat Geld 'n Tid lang all ehr Delle pläge."

„Befürchte nichts!" entgegnete der Jüngling begeistert, „so gewiß Du das Geld in Deiner Hand hältst, so gewiß führst Du mich und Dich morgen wieder lebend herüber."

„Na, Mutte, bät'n Batteumse und gif mi'n Südwester," sagte der Alte zu seiner Frau. „Jeet dat'n Schluck in'ne Buddel und leg'n Happ=Brod in. Dewer, myn leiwe Harre," wandte er sich zu Ismaël, dessen

leichten Sommeranzug, über den nur ein Plaid geschlungen war, musternd, „so könne Sei nich foahre, dei Rächt is kohl und wenn't Wäre kummt, nätte wir dör bet upt Fell. — Mutte!“ rief er wieder der Frau zu, „gif den'n Harre den'n nijen Pijäckert un'ne Breidbüx, süß ferfriet hei mi upt Woate.“

Ismaël warf die ihm gereichten Kleider über und die Drei gingen hinab zum Boot. Der Admiral hatte wahr gesprochen! die Böe kam, und die Nußschale tanzte auf den kurzen Wellen des Haff's, die jeden Augenblick sie zu verschlingen drohten. Aber auch Ismaël hatte wahr gesprochen; denn vor dem festen Steuer des alten Schiffers trugen die Wogenkämme das leichte Boot über das Wasser, und beim Morgengrauen kamen die kühnen Schiffer im Hafen von C. an. Ismaël zwar bis auf die Haut durchnäßt, mit triefendem, vom Spritzwasser gefeuchteten Haar, den leichten Strohhut längst den Wellen geopfert, — aber mit hochklopfender Brust und leuchtenden Augen.

„Morgen, oder besser heute früh, Admiral, seid bereit, das Boot ist mein!“ rief der Jüngling, das Wasser von Haaren und Kleidern schüttelnd, dem Schiffer zu, und stürzte in eiligem Lauf die Straße hinauf.

„Ick ware, ick ware;“ antwortete kopfschüttelnd der Alte, und schlug die Trosse des Boots um den Dalgen, mit dem Knecht das „goldne Schiff“ zum Frühtrunk aufsuchend. —

Am Hause des Barons riß Ismaël die Glocke. Was galt ihm in diesem Augenblicke Zeit, Toilette und Etikette! Vor Götterfreude weicht jede Rücksicht!

Erschreckt stürzte ein Bedienter herbei und öffnete die Thür, den durchnäßten Menschen anstarrend. „Wecke sofort die Zofe der gnädigen Frau!“ herrschte Ismaël dem verblüfften Lakai zu.

„Aber wer sind Sie, und was wollen Sie?“ stotterte der Bediente, der den Künstler in diesem Aufzuge nicht erkannte.

„Wecke die Zofe!“ befahl noch einmal Ismaël in so gebietendem Tone, daß der Lakai eilends fortstürzte und auch alsbald mit der Zofe erschien.

„Zur gnädigen Frau! Voran!“ sagte der Jüngling zu dem erschrockenen Mädchen, die aber sogleich den schönen Kunstreiter erkannte, und ohne jede Einwendung voranschritt, die Cabinetsthür ihrer Herrin öffnend.

Die Vorhänge des Gemachs waren geschlossen, nur eine Nachtlampe verbreitete leise Helle. Die Baronin schlief, als Ismaël an ihr Bett stürzte, ihre herabhangende Hand an seine Lippen preßte und mit in's Herz dringender Stimme hauchte: „Mutter, erwache! Dein Kind ist da!“

Die schöne Schläferin fuhr bei dem Klange dieser Stimme zusammen. Vielleicht hatte sie eben von Alfredo geträumt. Die großen Augen öffneten sich und starrten noch halb schlaftrunken auf die an ihrem Bette

knieende Gestalt. „Mutter!" rief jetzt laut der Jüngling, die Hand des schönen Weibes auf sein feuchtes Haupt legend, „Mutter! segne Deinen Sohn, den glücklichen Geliebten Deines wiedergefundenen Kindes, Deiner Mannella!"

„Mein Kind! Gefunden? Und Du ihr Geliebter?" schrie die Baronin und fuhr, Alles um sich her vergessend, vom Lager empor, dem Jüngling in die Arme stürzend. „Mein Kind! mein Kind!" wiederholte sie, „wo hast Du es?"

Die verblüffte Zofe warf der Gebieterin eilig einen Peignoir über, als in demselben Augenblicke im Nebenzimmer die Klingel des Barons erscholl.

Valeska riß die Thür auf und vor dem Bett des Greises auf die Knie sinkend, reichte sie dem hochbestürzten Gemahl die Hände und rief: „Eckart! er hat mein Kind!" Dann umhüllte Ohnmacht ihre Sinne, und Ismaël trug das schöne Weib zurück auf ihr Lager, sie den Händen der Zofe übergebend.

„Um Gottes willen!" sagte der Baron noch immer erschreckt zu Ismaël, „erklären Sie mir?"

Ismaël erzählte in geflügelten Worten den Vorgang, und dann die Hand des kleinen Greises, dessen Augen vor Freuden leuchteten, an seine Lippen drückend, flüsterte er: „Und heißen auch Sie Ismaël als Sohn willkommen?"

„Dich und sie!" antwortete der alte Mann, „Dich

und sie, wenn Ihr das Herz des Greises in Euren Bund aufnehmen wollt?"

„O edler, edler Mann!" rief der Jüngling und zog den Greis an seine pochende Brust. — —.

Drei hochbeglückte Menschen führte das Boot des Admirals einige Stunden später hinüber nach Kahlberg.

Valeska in stiller Seeligkeit, jubelnd und in ungemessener Lust der Baron und Ismaël.

Am Strande standen der Großvater und Mannella, die von Hildebrand's Frau erfahren hatten, daß der junge Mann gesagt habe, heute Morgen solle ihn das Boot wieder zurückführen, und ließen in banger Sorge die Augen über die Wasserfläche schweifen.

Da rauschte das Boot heran, und erstaunt blickte Mannella auf des Geliebten Begleiter. Ismaël sprang auf die Brücke, preßte die Geliebte und den Großvater an das trunkene Herz und dann, das Mädchen in die Arme der erschütterten Valeska legend, flüsterte er: „Deine Mutter!"

„Heil'ge Mutter des Heils!" schrie der Großvater, „Valeska!" und auch in seine Arme warf sich das weinende Weib.

„Es ist Deine Mutter, Mannella!" rief der alte Sennor, „kniee nieder und danke den Heiligen, die sie Dir wieder gegeben!"

„Hihihi!" lachte plötzlich eine grelle Stimme, und Kurganna drängte sich an die Baronin und murmelte: „die weiße Maid fordert ihr Kind! Komm, komm!

Kurganna zeigt Dir den Hügel des braunen Knaben!“

„Uszárdo todt?“ fragte Valeska, das alte Weib liebkosend.

„Er ist todt!“ gab der Großvater zur Antwort.

Der Baron auf den Armen seines Dieners hatte stumm diesen Scenen zugesehen. Jetzt forderte auch er sein Theil.

„Kann ich Dir auch den wirklichen Vater nicht ersetzen,“ sagte er, sanft die Hand Mannella's fassend, „so laß doch auch den Freund Deiner Mutter Theil haben an Dir, und sei meine Tochter!“

„Eckart, mein theurer, theurer Freund!“ hauchte Valeska, den Arm ihres Kindes um des edlen Greises Nacken legend, „nimm mein Kind an Dein großes Herz!“

In der Hütte des Großvaters rauschte das Gespräch ununterbrochen fort, und des Brautpaars Hochzeitstag ward bestimmt.

„Und dann?“ fragte der Baron.

„Dann,“ entgegnete extatisch der alte Don, „dann fort nach dem Vaterlande, nach Spanien!“

„Und wollt Ihr den Baron Eckart von E. mitnehmen?“

„O Eckart, Bruder, Vater!“ riefen Alle, „wie glücklich machst Du uns!“

Es war natürlich, daß Ismael sofort eine Wohnung im Hause des Barons annahm, und dem Sgr. Ghellà erklärte, ihr Verhältniß sei zu Ende. Nur einmal

wollte er noch in der bekannten Scene reiten, da der Großvater gewünscht hatte, den Enkel in seinem alten Gewerbe zu sehen. Mannella's entschiedenes Verlangen, die entführte Geliebte des Geliebten zu sein, widersetzten sich jedoch Alle, und das kühne Mädchen mußte sich zufrieden geben.

Der Reiterchef hörte mit Freude des schönen Künstlers Glück, und auch Sgra. Palmyra drückte verständlich Ismaël's Hand.

„Ich habe Deine Schwester nicht vergessen, Mädchen," sagte er, ihr die kleine Hand küssend.

„Sie gedenkt Deiner dort oben!" flüsterte die Künstlerin und wandte sich ab.

Der Großvater, Kurganna und Mannella blieben draußen in der Hütte auf Kahlberg, weil der alte Don wünschte, daß die Hochzeit des verlobten Paares an dem Grabhügel Uszárdo's gefeiert werde; dann wollte man sich einige Tage später nach Hamburg begeben, um von dort den Seeweg nach Cadiz einzuschlagen. Ismaëlo, der Baron und Valeska fuhren täglich hinüber nach dem jetzt für sie so wonnigen Badeörtchen, und in süßer Seligkeit verschwanden die Tage.

„Da finde ich schon seit langer Zeit," sagte eines Morgens im Frühstückszimmer der Baron zu Ismaël, „eine sich stets wiederholende Anzeige in den Zeitungen, die in, mir zwar bekannter, russischer Sprache abgefaßt, doch wohl nur für den Betreffenden verständlich ist." Und er reichte dem Sohn die Zeitung.

Ismaël warf einen Blick auf das Blatt und fuhr aus dem Sessel empor. „Heil'ge Mutter Gottes!“ rief er, „Timofei, meines Mütterleins Diener, mein erster Jugendleiter und Vertrauter, — ich habe Dir von ihm erzählt, — sucht mich! O schnell, schnell in Dein Arbeitszimmer, Vater, daß ich schreibe!“

In allerdings nur für Ismaël verständlichen Sätzen, forderte der alte Timofei den Sohn Juana's auf, von seinem Leben und seinem Aufenthalt nach Petersburg unter einer bestimmten Adresse Nachricht zu geben.

Ismaël schrieb, und kaum nach acht Tagen erschien der eisgraue Kammerdiener in Begleitung Georg's, und küßte dem Sohn seines geliebten Herrn und seiner vergötterten Juana Hände und Ellbogen, verwundert all die seltsamen Begebenheiten anhörend.

Timofei hatte nach dem Tode Fürst Alexander's den ihm von diesem schon längst ausgestellten Freibrief benutzt und mit dem, in langem unmittelbaren Dienst um die Person seines Herrn, ersparten Gelde einen Handel in der Hauptstadt Petersburg etablirt.

Die Großrussen sind alle geborne Handelsleute, und Timofei gehörte nicht zu den Dummen. Als früherer Diener eines großen Herrn kannte er die Bedürfnisse der vornehmen Welt genau und bald erwarb sich sein Laden Ruf, und sein Vermögen mehrte sich zusehends. Schlau aber, wie der alte Leibeigene war, wußte er seine Gelder in auswärtigen Banken zu deponiren, um ihrer stets Herr zu sein, da er immer

noch hoffte, sein „junges Väterchen“ wieder zu sehen. Georg, Ismaël's Diener, war nach der Abreise seines Herrn von Berlin nicht wieder in die Steppe zurückgekehrt, sondern in Petersburg geblieben und in die Dienste des alten Timofei, der ihn als Vermächtniß Ismaël's betrachtete, getreten.

Von Zeit zu Zeit hatte nun der jetzige vermögende Handelsherr Timofei Timofejewitsch in auswärtigen Zeitungen die bekannten Annoncen erlassen, die denn auch zu seiner hohen Freude endlich zu dem erwünschten Resultat geführt hatten. Auf Ismaël's Brief hatte er schleunigst seine Bude verkauft, sein Vermögen, in Wechseln auf Hamburg, in's Portefeuille gesteckt, und war sofort in Georg's Begleitung, der, hocherfreut, seinen theuren Herrn wiederzusehen, ihm gern folgte, nach E. abgereist. Trotzdem er aber längst frei und ein angesehener Kaufherr war, betrachtete er sich dennoch immer als seines geliebten Ismaël's Diener und sein Vermögen als diesem gehörig.

„Batuschka,“ sagte er demüthig zu dem lächelnden Ismaël, „Väterchen, Timofei ist nicht müssig gewesen, und hat für sein Väterchen gearbeitet; da ist seine Arbeit.“ Und schüchtern reichte er dem Jüngling das gefüllte Portefeuille, ängstlich dessen Mienen betrachtend.

„Gut, Timofei,“ entgegnete Ismaël, „ich nehme das Geld unter der Bedingung, daß Du uns begleitest, wenn Du Dich von Rußland trennen kannst?“

„Mein Väterchen nimmt es? Von Rußland trennen?

Ist Timofei nicht der Leibeigene seines Herrn, und muß er nicht da sein, wo sein Väterchen ist? O Betuschka, Timofei's Wunsch ist, in Deinen Armen zu sterben, und sein Wunsch wird erfüllt werden!"

Ismaël küßte die Stirn des alten Getreuen, und nimmer ließ es sich dieser nehmen, als Intendant seines Väterchens zu agiren. Daß Manuella von ihm mit Anbetung betrachtet und abgöttisch geliebt wurde, unterliegt keinem Zweifel.

Es waren noch vierzehn Tage bis zum bestimmten Hochzeitstage des verlobten Paares, und Sgra. Palmyra bat Ismaël sein letztes Auftreten im Circus zu ihrer Benefizvorstellung stattfinden zu lassen. Demzufolge verkündeten die Anschlagzettel den Bewohnern von C. für morgen Abend das letzte Erscheinen des Sgr. Alfredo.

Wie es sich denken läßt, hatten von den Vorgängen der jüngst verflossenen Tage, so einflußreich auf das Leben und die Zukunft des schönen Reiters, manche das stets offene Ohr des Publikums erreicht, und waren, ins Ungeheure vergrößert, allgemeinstes Stadtgespräch geworden. Daß es jetzt viele kluge und weise Leute gab, die längst gewußt haben wollten, daß Sgr. Alfredo ein vornehmer Herr sei, und nur aus Laune das Gewerbe eines Kunstreiters triebe, ist selbstverständlich, ebenso wie auch, daß man auf Tag und Stunde wußte, wo das Kind der Baronin C. geboren, und wer der Vater sei, denn es ist eine alte

und bekannte Sache, daß der große Haufe stets besser über die Angelegenheiten Anderer unterrichtet ist, als oft die Betreffenden selbst, und wiederholt sich überall, gleichviel ob die Stadt Krähwinkel oder Abdera heißt.

Wiederum war der Circus bis auf den letzten Platz gefüllt, denn Alles wollte den geheimnißvollen Sgr. Alfredo, seinen Großvater und die Braut ebensowohl sehen, als zum letzten Mal den schönen Reiter bewundern.

In der Loge des Barons von E. saßen dieser, Baleska, der Großvater, Mannella, Timofei und Kurganna, diese die unvermeidliche kleine Holzpfeife im Munde.

Die Stallknechte harkten die Bahn, und umgeben von sämmtlichen Künstlern und einer Anzahl Offiziere, unter denen natürlich der Vetter Königsmantel, hielt Ismaël schon zu Roß an der Eingangsportière, als Georg zu ihm trat und meldete: daß ein sehr dürftig gekleideter Mensch den gnädigen Herrn dringend zu sprechen wünsche, aber seinen Namen nur ihm selbst nennen wolle.

„Gewiß ein früherer College," sagte Ismaël, „führe ihn geschwind her."

Ein hagrer, blasser, allerdings mehr als dürftig gekleideter Mann trat heran, und zog höflich, aber ohne Demuth den schäbigen Hut. „Kennt Fürst Ismaël mich noch?" fragte er mit sonorer klangvoller Stimme, ein Paar große, geistvolle Augen auf den

Reiter richtend; während die Offiziere und die Künstler erstaunt murmelten: „Ein Fürst?"

Ismaël heftete einen Augenblick, befremdet über diese ungewohnte Anrede, seine Augen auf den Fremden; dann warf er sich vom Roß herab mit dem Ausruf: „Hovemann, mein Lehrer, mein Freund!" in die Arme des hagern Mannes.

„Vetter Königsmantel," sagte er darauf zu dem Grafen, „halte mir diesen theuren Mann fest, bis ich erlöst bin, aber laß ihn nicht frei und solltest Du Gewalt brauchen müssen. Dr. Hovemann, Graf Königsmantel," stellte er noch flüchtig vor, denn schon begann das Orchester.

Der Graf verbeugte sich höflich vor dem Manne in dürftigem Rock, den s e i n Freund, Freund genannt hatte, und ersuchte ihn, mit in seine Loge zu treten, was dieser mit Anstand annahm, und Ismaël ritt in die Bahn.

Wenn die Augen geliebter Personen den Leistungen eines Künstlers folgen, sei seine Kunst nun welche sie wolle, so werden diese ein mächtiger Sporn sein, seine Anstrengungen zu verdoppeln. So, unter dem Einfluß dieser treuen, heißgeliebten Sterne, war auch die Leistung Ismaël's heute eine so wunderbar schöne, daß Collegen und Publikum einig waren, so vollendet habe der Sgr. Alfredo noch nie geritten, und lange, lange wollte der Beifallssturm nicht enden.

Jedes Scheiden bringt Schmerz, selbst wenn man

Etwas verlassen muß, zu dem nur der Augenblick getrieben, und auf das man so hohen Werth gar nicht gelegt... Auch Ismaël empfand ein eignes Weh, als er zum letzten Mal dem Ruf der begeisterten Menge folgte, und doch ging er einer schönern Zukunft entgegen. Aber jede Trennung, selbst die von Noth und Elend, was hier nun zwar nicht der Fall war, — birgt ihren Schmerz, kann man doch unter Umständen selbst Noth und Sorge lieb gewinnen! —

Die Angehörigen Ismaël's waren schon nach Hause gefahren, als dieser, nach schnell gewechselter Toilette, aus der Hand des Grafen den früheren Lehrer in Empfang nahm.

„Fahr' mit, Vetter," sagte Ismaël, „und melde den Herrschaften meine baldige Ankunft, ich muß mit diesem Mann hier erst einige Worte wechseln."

Auf den Zimmern Ismaël's begann das gegenseitige Fragen und Erzählen. Hovemann erstaunte, als ihm der frühere Schüler seine Erlebnisse mittheilte, und er mußte lächeln über die Seltsamkeit ihrer sonst so verschiedenen und doch so gleichen Schicksale. Daß er den alten Pfarrer kenne, hatte Ismaël dem Sohne aus Gründen jetzt noch verschwiegen.

„Es ist auch hier die alte Fabel vom Phaëton anzuwenden," begann Hovemann jetzt seinen Bericht, „man vermißt sich, den Sonnenwagen zu regieren, und zerschellt jämmerlich am Abgrund. Meine Ideen von damals waren Sonnenwagen, und das Theater

mit seinen Misèren in ästhetischer und materieller Hinsicht ist der Abgrund gewesen, an dem sie zerschellt. Was soll ich Ihnen eigentlich lang und breit mittheilen, was ich erlebt? Sie kennen ja dasselbe aus eigner Erfahrung, denn es ist überall dasselbe! Indolenz und Gleichgültigkeit des Publicums, nur selten noch ein kleiner Kern begeistert für wahre Kunst! Possen und demi monde und Courtisanenstücke die Zugpflaster, mit denen Directoren und Autoren die Massen noch in die entweiheten Tempel locken, so daß es nur eines kleinen Schrittes bedarf, und wir haben die hüllelosen Acte der Zeugung und Geburt auf offner Scene! Oder das Theater wird ein Hospital, worin wir ekle Krankheitsgeschichten sich entwickeln sehen, vom Cubebenpulver bis zum Höllenstein und dem Quecksilber. Was sollte ich da mit meinen hochfliegenden Planen? Man verlachte mich und hieß mich einen wahnsinnigen Narren, reif für's Tollhaus. — Wie gern wäre ich zurückgekehrt an das Herz meiner theuren Eltern, die gewiß sehnlichst nach dem Sohne ausschauen, und ihm längst allen Kummer in ihrer Liebe werden verziehen haben; aber im Begriff, von der kleinen Wanderbühne, bei der ich mich fast ganz in der Nähe meines Geburts-Dorfes damals aufhielt, zurückzukehren unter das Dach des schützenden Vaterhauses, verlor ich mein Herz an ein liebenswürdiges Weib, vermochte jedoch nicht ihren Besitz zu gewinnen. Ich wußte, und bin noch zu dieser Minute überzeugt,

daß ich Bertha nicht gleichgültig war, ja, daß sie selbst Liebe für mich fühlte, aber ein seltsamer Zauber hielt sie umfangen, und beim Abschied gestand sie mir unter Thränen, daß sie meine Neigung theilte, und dennoch nimmer die Meine werden könne, da sie einem andern Manne, der selbst indessen davon nichts wisse, ihre Seele für alle Zeit gelobt habe."

„Weiter, weiter!" drängte Ismaël von einer Ahnung ergriffen, als der Doctor traurig schwieg.

„Was weiter?" fuhr Hovemann fort. „Die Liebe macht den Menschen oft zum Thoren und Narren, besonders wenn sie erst in den spätern Jahren das Herz erwärmt. Es war mir nicht möglich in Bertha's Nähe zu leben ohne ihren Besitz, und so ward ich fortgesetzt ein schlechter Sohn und gab den Vorsatz, zu den Eltern zurückzukehren, wieder auf. Wenn auch nicht geistig und moralisch, so sank ich doch materiell von Stufe zu Stufe, und jetzt bei einer jämmerlichen Schmiere hier in einem nahen Nest, bin ich der Delegat der hungernden Künstler, um von den Kunstreitern eine Unterstützungsvorstellung zu erbetteln. Im Gange zu den Ställen stehend, um den Director zu sprechen, sah ich Sie vorübergehen, und erkannte Sie sogleich. Meine Verwunderung war ohne Grenzen, als mir auf meine Frage einer der Stallleute sagte: das — nämlich Sie, — sei der berühmte Sgr. Alfredo, und wenn ich Sie sprechen wolle, müsse ich

mich an Ihren Bedienten wenden. Nun das Weitere haben Sie erlebt."

„Dank, theurer Freund, für Ihre Mittheilung," nahm Ismaël jetzt das Wort, „für die hungernden Collegen wollen wir nach Kräften sorgen; jetzt aber erlauben Sie mir die etwas indiscrete Frage: wo war das, wo Sie das Herz Bertha's fanden, aber nicht erringen konnten?"

„In St." antwortete der Doctor.

„So, so?" murmelte unser Held, „ich ahnte es doch!" Dann sprach er laut weiter: „Jetzt hinüber in den Saal, daß ich Sie meinen Theuren vorstelle. Sie finden noch einen Bekannten, den alten Timofei, und Mannella, meine süße Braut, wird Sie vielleicht erkennen, wenn Sie Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben."

„Man sagt es," versetzte Hovemann. „Aber," fügte er hinzu, „in diesem Anzug, beschmutzt, und von der Reise jetzt vollends ruinirt durch Staub und Regen, in die Gesellschaft der Damen?"

„Nein, nein!" sagte Ismaël, „Sie sollen natürlich den Anzug wechseln; meine ganze Garderobe steht zu Ihren Befehlen."

Die Klingel ertönte und Georg erschien.

„Ein Gastzimmer für den Herrn Doctor," befahl jener, „und bringe dann einen vollen Anzug und Wäsche, der Herr ist ohne Koffer hier angekommen." Georg leuchtete dem Doctor voran, und kehrte nach

kurzer Zeit mit dem umgewandelten Mann zu seinem harrenden Herrn zurück.

„O verzeiht, Geliebte," sagte Ismaël, als er mit dem Doctor in den Speisesaal trat, wo das Souper bereit war, „daß ich Euch warten ließ; aber dieser theure Gast ist meine Entschuldigung. Timofei, erkennst Du ihn? Mannella, wer ist es? Sieh ihn genau an."

„Heil'ge Mutter Gottes!" rief Timofei, „der Professor — — o! — o! kann sich doch auf den Namen mein alter Kopf nicht besinnen!"

Mannella sah den blassen Mann, der jetzt in dem gewechselten Anzug recht stattlich ausschaute, lange an. „Um der Heiligen willen!" rief sie plötzlich, „doch nicht Großväterchen Hovemann's Ernst?"

„Der bin ich, mein Fräulein," antwortete der Doctor sich verbeugend, und Mannella reichte ihm herzlich die Hand, auch der Großvater und Alle hießen ihn willkommen.

„Aber jetzt zu Tische!" mahnte Ismaël und verschloß den zu einer Frage geöffneten Mund der Geliebten mit zärtlichem Kuß; „unser Gast hat heute so und soviel Meilen zu Fuß gemacht, und wahrscheinlich seit heute Morgen gefastet. O ich kenne das!" fuhr er lächelnd fort, als der Doctor etwas einwenden wollte, „es gab einmal eine Zeit, wo ich vor Hunger fast umfiel."

Die Gesellschaft nahm Platz und der Kam-

merdiener des Barons hob den Deckel von der Terrine.

Ismaël, die Mutter und [illegible]mella begannen bald hastig und leise zu flüstern und auf die fragenden Blicke des Großvaters sagte Valeska: „Ihr müßt schon verzeihen, wenn wir etwas tactlos sind, aber wir sinnen hier auf eine Ueberraschung, die keinen Aufschub duldet.“ —

Der alte Sennor sprach mit Entzücken von der Reitkunst des Enkels und erwiderte auf die Frage Ismael's: ob er sein Blut erkenne? enthusiastisch: „Mein Blut, Knabe? O es ist das Blut der Scheiks und Emire!“

„Und das der Tatarenchane!“ flüsterte Timofei schüchtern.

„Recht, alter Mann!“ entgegnete der Großvater. „Tatarenblut und Emirenblut, Wüstenkind und Steppenkind! — beide mit dem Roß verwachsen!“

„Uszárdo, Uszárdo!“ murmelte in der Ecke Kurganna.

„Ha! selbst Kurganna erkennt Dich an, hörst Du? Sie murmelt, Du seist Uszárdo!“ sprach auf's Höchste erfreut der alte Don.

Das Souper war zu Ende und Ismaël führte den ermüdeten Gast in das elegante Gemach, ihm süße Träume wünschend.

„Behalten Sie Ihren Traum im Gedächtniß,“ sagte er heiter; „es ist ein alter Glaube, daß das

trifft, was man in einem fremden Bett die erste
Nacht träumt. Gute Nacht!"

„Georg," befahl er seinem Bedienten, „packe einen
Koffer für drei Tage und lasse einspannen
um zwei Uhr nach dem Bahnhofe. Du selbst mache
dich ebenfalls bereit, mich zu begleiten."

Die Familie erwartete im Zimmer der Baronin
Ismaël's Rückkehr und nach seinem Eintritt wurde
noch über den beabsichtigten Ueberraschungsplan fröhlich und heiter gesprochen, bis Valeska, als sorgliche
Mutter, den Sohn mahnte, sich bis zur Stunde der
Abfahrt die nöthige Ruhe zu gönnen. —

Die nicht allzufrühe Dämmerstunde des nächsten
Tages war im Anziehen, als Ismaël vor dem bekannten Hôtel zur Stadt Berlin in St. abstieg und,
nach schleunigst gewechselter Toilette, in das Wintergärtchen hinauseilte, Georg den Befehl ertheilend,
eine Postkalesche nach Krain binnen einer Stunde bereit
zu halten.

Unter der Thür des Wohnhauses von Frau Bertha
lehnte Lindel im Gespräch mit einem kräftigen Artilleristen und schrak heftig zusammen bei den Worten
des auf dem Sandwege unhörbar herangeschrittenen
Fremden. „Nun Lindel?" sagte dieser.

„Jesses, Gottes Sohn! wie bin ich erschrocken!
Wer sind Sie denn?" schrie das dralle Mädchen,
während der Liebste sich scheu hinter der Thür verkroch.

Ismaël drehte das Gesicht dem eben hervorkom-

menden Monde zu, und mit dem lauten Ruf: „Herr Steppmann, Herr Steppmann!“ stürzte das Mädchen in's Haus und in das Zimmer ihrer Frau. Unser Freund folgte.

Frau Bertha saß am Clavier und bei dem Namen, den die laute Stimme Lindel's zu ihrem Ohr getragen hatte, fuhr auch sie auf, und schritt dem Kommenden hastig entgegen.

„Bertha!“ flüsterte Ismaël. Die Stimme übte ihren alten Zauber, und mit dem heftigsten Entzücken warf sich das kleine Weib in seine Arme.

„Wem gehört das Herz Bertha's?“ fragte er, die Stirn der bebenden Frau mit seinen Lippen streifend.

„Dir, mein Alfred!“

„Aber,“ fuhr dieser fort, „bat ich Dich nicht beim Abschied, meiner nur als eines treuen Freundes zu gedenken, und andern Bildern Raum in Deinem Herzen zu gönnen? Sei einmal offen gegen den Freund, hat kein anderes Bild das Meine ein wenig bei Seite geschoben?“

„Um Gott! woher weißt Du?“

„Nun, und wenn ich für dies Dich so innig und zärtlich liebende Bild zu werben komme, und Dir sage, daß Alfred der glücklichste, geliebteste und liebendste Bräutigam ist, wirst Du seine Werbung für den Freund zurückweisen? Wirst Du ihn ziehen lassen auf Nimmerwiedersehen, ohne die Beruhigung, das

Herz Bertha's an ein anderes treu für sie schlagendes gelegt zu haben? Ernst Hovemann ist Deiner werth und würdig; er ist mein theuerer Freund und Alfred wünscht mit Bertha an einem Tage vor den Altar Gottes zu treten. Welche Antwort giebst Du ihm?"

„O Alfred!" flüsterte das zitternde Weib, „was soll ich's Dir verhehlen, Dir, dessen großes Herz jetzt ein würdiger Theil gefunden hat, als Bertha Dir sein konnte, daß ich den Glauben habe, mit Ernst glücklich zu werden. Aber Du mußtest kommen, mich von Dir frei zu sprechen! Jetzt mag Ernst über mich gebieten!"

„So will ich Dich hören!" rief fröhlich Ismaël. „Auf denn! In einer Stunde sind wir bei Ernst's Eltern, laden auch die in den Wagen, und morgen lege ich meinen theuren Raub in die Arme des Freundes." —

Unter den alten Kastanienbäumen vor dem Pfarrhause saßen in der milden Abendluft die alten Pfarrersleute und der jetzt tägliche Gast, unser dicker Freund. Die beiden alten Herren bliesen die Wolken des duftenden Latakias in die Luft und gedachten in immer sich wiederholendem Gespräch Manuella's, des geliebten überall fehlenden Kindes. Da ertönten auf der Höhe vor dem Dörfchen die lustigen Klänge eines Posthorns, zwischen denen durch man deutlich das Rollen des Wagens auf der Kunststraße unterschied.

„Was tausend!" sagte der alte Prediger, „ein

Posthorn? Und noch so spät? Wem gilt dieser Besuch in unserm Dorf? Gebe der Himmel, daß er dem Empfänger ein freudiger sei."

„Der Postillon hat nach dem Pfarrhause gefragt!" rief in diesem Augenblick der von einem nachbarlichen Besuch eilfertig herbeileuchende Jochel, und schon hielt die Kalesche vor der Gitterpforte des Vorgärtchens.

Ein Bedienter sprang eilends vom Bock und hob eine Dame und einen Herrn aus dem Fond. Hochverwundert sahen die Pfarrbewohner auf den seltsamen Besuch.

„Guten Abend, guten Abend, Großväterchen, Großmütterchen und hochwürdiger Pfarrer!" rief unter der Gartenthür schon eine lustige Stimme, „heißt einen Bräutigam und eine Braut willkommen!"

„Herrgott!" flüsterte das Mütterchen, „der junge Mann von damals!"

Ismaël's scharfem Ohr waren die leisen Worte nicht entgangen und, herangekommen, umarmte er die alte Frau, den Pastor und den dicken Freund nacheinander und sagte: „Ja, Ihr lieben Theuren, der junge Mann von damals, der kommt, Euch seine Braut zu zeigen und Euren Segen zu erflehen, um dann auch für einen andern noch diesen zu verlangen!"

„Welche Freude Sie uns da bereiten, werther Herr," antwortete der alte Prediger milde, aber mit trübem Blick, „uns Ihre Braut zuzuführen. Treten

wir doch in's Zimmer, und seien auch Sie uns herzlich willkommen, werthe Dame!" Und der Greis reichte der kleinen Frau die Hand mit sanftem Druck; im Herzen aber dachte er: „wie wankelmüthig ist doch des Menschen Sinn! So bald schon hat der junge Mann Mannella's vergessen!"

„Meine Braut?" lachte Ismaël, „meine Braut, Großväterchen? Diese liebe Dame? Nein, nein! wer könnte meine Braut wohl anders sein, Ihr Geliebten, als Mannella, wenn ich komme Euren Segen zu erbitten? Aber diese kleine bräutliche Wittwe ist Frau Bertha Kleinhans, Herrn Dr. Ernst Hovemann's verlobte Braut. Nun, Großväterchen, was sagte der barmherzig aufgenommene Wanderer? Nur in des Sohnes Armen könntest Du sterben, obgleich jetzt nur vom Leben, vom heitern, wonnigen Leben die Rede ist!"

„Ernst?" riefen der Großvater, das Mütterchen und der dicke Pfarrer bestürzt und erschreckt, „Ernst? Und wo ist er denn, daß wir ihn an unser Herz drücken!"

„Ja, Geliebte, den halten treue Herzen in Ketten und Banden, aus denen ihn nur die Hände seiner Eltern erlösen können."

„In Ketten? Mein Ernst?" schrie das Mütterchen, die Rede wörtlich nehmend, „o sagen Sie schnell, wo, wo? Und sollte ich tausend Meilen zu Fuß pilgern, ihn zu erretten, der Herr würde mir Kraft geben!"

„O nein, Mütterchen," entgegnete heiter Ismaël, „so ist's nicht gemeint! Nicht zu Fuß, sondern in bequemem Wagen mit schnellen Pferden, oder mit schnaubendem Dampfroß führe ich Euch zu dem Sohne, daß Ihr ihm die Braut in die Arme legt und der Vater ihm den Segen der Kirche ertheile an einem Tage mit mir und Mannella, die nun einmal glaubt, nicht anders glücklich zu werden, als wenn Sie, hochwürdiger Pfarrer Knauer, ihr früherer Beichtiger, den Segen über unsern Bund sprechen; deshalb müssen auch Sie durchaus sogleich mit uns reisen."

Nach den nöthigen Erklärungen und Vorbereitungen zu der unerwarteten Reise trug am andern Morgen erst die Post und dann der Schienenweg die Glücklichen hinauf, wo sehnliche Herzen ihnen in froher Erwartung entgegenschlugen.

Am Frühstückstische des Barons hatte am Morgen nach der Abreise Ismaël's der Doctor fragende Blicke auf Alle gerichtet, die aber Keiner zu verstehen schien. Endlich auf seine directe Frage nach Ismaël, antwortete Valeska lächelnd: „Bester Doctor, es thut mir herzlich leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie drei Tage unser Gefangener sind und das Haus und seine Umgebungen nicht verlassen dürfen. Sie sind eines schweren Verbrechens angeklagt, und wir haben unser Wort verpfändet, für Sie zu haften. Wollen Sie aber auf Ehrenwort versichern, Haus und Garten

vor Ablauf dieser drei Tage nicht zu verlassen, so wollen wir die Wachen entfernen."

„Aber, Frau Baronin, erklären Sie mir! eines Verbrechens?"

„Erklären dürfen wir Ihnen eben nichts, Sie müssen sich schon geduldig fügen."

Der Doctor ergab sich in sein Schicksal und erwartete geduldig die am dritten Tage verheißene Rückkehr Ismaël's und mit dieser seine Freiheit. Uebrigens war seine Gefangenschaft zu ertragen; denn Alle bemühten sich, den lieben Gast zu unterhalten, und vorzüglich der Baron fand besonderes Vergnügen an des gelehrten und an Menschenkenntniß so reichen Mannes Gesprächen.

Um die vierte Nachmittagsstunde des bemerkten dritten Tages, rollten aus dem Einfahrtsthor des Baron E.'schen Hauses zwei elegante Equipagen. In der einen saßen der alte Sennor Juan und Mannella, die andere war leer.

Zu gleicher Zeit unterhielten im Gesellschaftssalon desselben Hauses der kleine Baron und Valeska den Doctor Hovemann auf's Lebhafteste; nur zeigte die letztere sehr bemerkliche Zeichen von Unruhe, sandte auch die schönen Blicke gar häufig zum Fenster hinaus. Da wurde in der Entfernung das Rollen von Rädern hörbar, und das schöne Weib gab dem Gemahl ein Zeichen.

„Das Ende Ihrer Gefangenschaft naht, bester

Doctor!" sagte in jovialem Tone der Greis. „Schon sind die Häscher auf dem Wege, Sie uns zu entführen, waffnen Sie sich mit Muth, ihnen entgegen zu treten. Wir überlassen Sie Ihrem Schicksal." Staunend hörte der Doctor diese Worte und wollte reden, doch schon war Valeska verschwunden und den Baron trug der Lakai davon. „Was bedeutet dies Alles?" murmelte Ernst, als die Thür sich öffnete und Ismaël, hereintretend, dem Freund in die Arme stürzte und in sein Ohr flüsterte: „Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war!" Dann verließ auch er wieder schleunigen Schrittes durch die entgegengesetzte Thür den Salon.

Von seltsamen Ahnungen erfaßt, reißt der Doctor die Thür zum Vorzimmer auf. Bertha in ihrer Mitte, standen dort die greisen Eltern, bereit, den geliebten verlorenen Sohn zu umarmen. „Vater! Mutter! Bertha! Ernst!" erscholl es, und die Herzen klopften an dem Herzen! Ueberlassen wir die weitere Ausmalung dieser Scene der Phantasie des Lesers. —

Während hier Eltern und Sohn und Geliebte das selige Wiedersehen feierten, konnte der dicke Pfarrer Knauer vor den tausend Fragen der bräutlichen Mannella kaum zu Athem kommen, und immer von Neuem schlang das liebselige Mädchen die Arme um den Freund ihrer Kindheit. Da führte der Doctor auch die Eltern und Bertha in den Kreis der Glücklichen, und durch das Band der Liebe, der herzlichsten Freundschaft vereint, saßen sie Alle zum heitersten Mahl. —

Der Hochzeitstag war gekommen und im Brautkleide prangten Mannella und die bräutliche Wittwe. Ein kostbares Spitzengewebe umhüllte die wundervolle Gestalt des schönen Mädchens wie eine klare weiße Wolke, und aus den mit den Blüthen der Orange geschmückten reichen Flechten senkte sich der wallende Schleier, das Zeichen der jungfräulichen Braut. Ueber der schönen Stirn mit dem bräunlichen Hauch hob sich ein Brillantdiadem als einziger aber kostbarer Schmuck. Einfach, in schwarzer Atlasrobe, eine rothe Rose im braunen Haar, — so trat Frau Bertha mit dem innig und herzlich geliebten Mann vor den Altar. —

Vor der katholischen St. Ursulakirche und der evangelischen St. Marienkirche hielten elegante Equipagen mit Kutschern und Bedienten in Galla. Zahlreiche vor jener, nur zwei vor dieser.

Von dem hohen Chore der erstgenannten Kirche mischten sich die brausenden Klänge der Orgel mit den Tönen der Musik und den Stimmen der respondirenden Sänger, während der hochwürdige Erzpriester Schwenderling in eigener Person die Brautmesse celebrirte. Dichtgedrängt voll Menschen, Neugierigen und Theilnehmenden, Elite und Plebs, war das weite Schiff der Kirche, und nur das Ohr der dem Hochaltar Zunächststehenden erreichte die fette Stimme des dicken Pfarrers Knauer, als er mit würdevoller Salbung dem glücklichen Paar das Sakrament und den Segen der Kirche ertheilte. Graf Königsmantel und die

reizende Palmyra, die mit Sgr. Ghelia von G., wohin der Reiterchef seine Bude verlegt, zu diesem festlichen Tage auf Ismaël's Bitte herübergekommen war, führten das Brautpaar und standen ihm zunächst; hart hinter denen nahmen der alte Don, der Baron, Waleska und Timofei ihre Plätze und hinter dem Sessel des Barons kauerte Kurganna. Den freien Raum füllte die zahlreiche Menge und unter dieser, hinter einem Pfeiler verborgen, knieete eine verschleierte Dame. „Segne ihn, Herr mein Gott!“ flüsterte sie, als die feierlichen Worte des Segens vom Hochaltare ertönten, „segne ihn und sie mit Deinem reichsten Segen, und laß mich Trost finden in den Werken der Barmherzigkeit. Vergieb mir auch in Deiner Liebe, wenn mein Herz im Entzücken und der Wonne der Liebe gefehlt!“ Dann verließ sie im Strom der Menge die Kirche.

In dem protestantischen Gotteshaus ertheilte der ehrfurchtgebietende Prediger Hovemann, anknüpfend in seiner einfachen Rede an die Worte: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“ dem geliebten Sohne und der Braut die kirchliche Weihe ihres Bundes, und flehte in inbrünstigem Gebet die Liebe des Höchsten und seine unendliche Gnade auf dies Paar und auch auf jenes seinem treuen Herzen ebenfalls so nahe stehendes herab. Dann schloß er und das Mütterchen die geliebten Kinder, den wiedergefundenen Sohn und die neuerworbene Tochter, an das treue Elternherz. —

Jubelnde Klänge entlockte die Musikbande des Uhlanenregiments, von den Offizieren dem Brautpaar zu Ehren hier aufgestellt, ihren Instrumenten an der Anlagebrücke der Dampfschiffe im Hafen, als die Equipagen mit den Neuvermählten und den Eltern sich nahten, um unter dem Jubel der Menge das festlich geschmückte Dampfschiff, von dem Baron für diesen Tag eigens acquirirt, zu besteigen und hinüberzudampfen nach dem lieben Häuschen am Grabe Uszárdo's. So hatte der alte Caballero es gewünscht, und Valeska's Herzen damit eine schmerzlichsüße Genugthuung gewährt. Wie immer die Menge dem Glück und der Schönheit zujauchzen wird, so hier um so mehr, wo noch der Reiz des Geheimnißvollen hinzukam, und schon war nur noch der Rauchstreifen des Schaufelbootes zu sehen, als noch immer die Hurrahs erschollen.

Die Dienerschaft des Barons hatte in dem bis jetzt unberührt gebliebenen Zimmer Mannella's ein glänzendes Diner aufgestellt und erwartete mit Tragsesseln am Ufer die Herrschaft. Alle Badegäste waren voll Neugier versammelt, und im Schmuck der Flaggen prangten alle Boote, unter denen sich natürlich des Admirals „Louise" besonders auszeichnete. Das Dampfboot landete und mit Jubelruf und Hurrahschrei wurden die Gefeierten auch hier empfangen.

An der Tafel saßen, außer den Gliedern der Familien und dem dicken Pfarrer, nur Graf Königsmantel,

Sgr. Ohelia und die liebliche Palmyra, und sie war die Einzige außer Mannella, die die Worte Ismaël's verstand, als er den Becher erhob und mit bebender Stimme sagte: „Deren Seele in des Paradieses Räumen weilt!“

Nach thränenvollem Abschied vom Grabe Uszárdo's auf Nimmerwiedersehen und der feierlichen Uebergabe des Häuschens an den Admiral Hildebrand als freies Geschenk auf ewige Zeiten mit der Pflicht, das Grab Uszárdo's zu pflegen, schaufelte der Falke die Glücklichen wieder über das Haff nach E. hinüber, und während dann einige Stunden später das schnaubende Dampfroß die alten Pfarrersleute und das junge Paar mit dem weinselig jubelnden Confrater hochbeglückt der stillen Heimath, nach schmerzlichem Abschied von den Theuren, zutrug, traten Ismaël und die hocherröthende Mannella in das prachtvoll bereitete Brautgemach, die wonnigste Nacht zu feiern. — Vor der Thür des Gemachs kauerten Kurganna und Astura, das Glück und die Ruhe des Kindes der rothen Erde zu bewachen. —

Am Morgen des Lendemain überreichte der Baron Eckart von E. Ismaël ein mit vielen Siegeln versehenes Convolut Papiere. Es war eine Abschrift des Testaments des edlen Greises, worin er Valeska, Ismaël und Mannella zu Universalerben seines großen Vermögens einsetzte. —

Um eben die Stunde ließ sich Natalie von Silberhof, die verschleierte Beterin am Hochzeitstage in der

St. Ursulakirche, im Magdalenenstifte zu Berlin mit dem Häubchen der barmherzigen Schwestern bekleiden. — —

Am alten Jungfernstieg in Hamburg vor dem eleganten und comfortablen St.'s Hôtel fuhren vier Droschken an, und auf die Glocke des alten Portiers stürzte ein Heer von Kellnern und Hausknechten, an der Spitze der an dem Frack, der Liebeslocke und der Feder hinterm Ohr kenntliche Oberkellner, zum Empfang der vornehmen Gäste herbei. Vornehm mußten die Gäste sein, denn ehe noch die eilfertigen Kellner die Schläge der Droschken geöffnet hatten, waren schon der ersten der Kammerdiener des Barons, Georg und noch zwei Bediente entstiegen, der zweiten einige Zofen, — während der bekannte riesige Lakai sich von dem Bocke des Fuhrwerks schwang, in dem der kleine Baron mit dem alten Sennor und Ismaël saß, — und hatten, die Kellner mit vornehmer Miene bei Seite schiebend, ihre Herrschaften aus dem Wagen gehoben. Hatte schon die Gestalt des kleinen Barons, den der Lakai wie ein Kind auf seinen Arm nahm, die stille Verwunderung der Hôteldomestiquen erregt, so stieg dieselbe um bedeutende Grade, als Georg die alte braungelbe Kurgonna in der phantastischen Tracht, mit der ewigen Pfeife im Munde, ehrfurchtsvoll die Treppe hinaufgeleitete. Der Herr Oberkellner hätte indessen beinahe seine Stellung vergessen und seinen würdevollen Anstand verloren, als er das Gesicht Ismaël's erblickte. „Alle Teufel! das war ja der

schöne Sänger von Peter Storbeck!" murmelte er in das bartlose Kinn. Doch ihm blieb nicht Zeit, seine Gedanken weiter auszuspinnen, denn mit dem, Bedienten vornehmer Herren eigenen, gebietenden Tone befahl Bachmann, der Kammerdiener des Barons: „Acht Zimmer und für die Bedienten!" und eilig hüpfte der Kellnerchef die breite teppichbelegte Stiege voran, die befohlenen Zimmer aufzuschließen. Während dessen war auch Timofei mit noch einem fünften Bedienten angefahren, dem die Kofferträger der Eisenbahn mit den Gepäckkarren folgten. Der eisgraue Mann mit dem langen gelockten Bart, der wenigstens als Intendant seines Väterchens fungiren wollte, hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst für die richtige Ablieferung der zahllosen Koffer u. s. w. zu sorgen, und erregte natürlich die Verwunderung der Herren Kellner auf's Neue.

Oben an der Treppe lehnte eine schon am Morgen angekommene Dame von eleganter Tournüre in gewählter Toilette, die sich auf die Seite zog, als die Herrschaften die Treppe heraufstiegen. Ismaël hatte die Frau indessen schon bemerkt und auf sie zueilend, reichte er ihr herzlich die Hand und sagte: „Ich danke Dir, Jeannette, daß Du meinen Wunsch erfüllt hast; komm, daß ich Dich meiner Familie vorstelle."

„Mutter! Mannella!" rief er, die Dame bei der Hand in die Zimmer führend, „das ist Jeannette Plönert, die ihr kennt."

Die Baronin und Mannella reichten der noch immer schönen Jeannette ebenfalls herzlich die Hände, sie ihrer Dankbarkeit für die Ismaël erwiesene Liebe versichernd, und auch der alte Sennor kam aus einem anderen Zimmer herbei, als er den Namen hörte, und küßte der sich tief verneigenden Jeannette mit echter Grandezza die Hand.

„Alles ist wohlverpackt in dem Güterschuppen des Bahnhofs," flüsterte die elegante Trödelfrau Ismaël zu, „und dürfen Sie nur befehlen, wohin die Kisten geschafft werden sollen."

„O wie soll ich Dir danken, Jeannette?" antwortete Ismaël.

„Mir danken?" erwiderte diese, „muß ich Ihnen nicht dankbar sein, daß Sie mir gestatten die Hand Ihrer Theuren zu berühren?"

„Nicht doch! nicht doch! beste Jeannette," beschwichtigte der junge Gatte, als er die Thränen der früheren Courtisane bemerkte, „Du hast menschlich gefehlt, aber längst die Schuld gesühnt. Denke, daß Mannella's reine Hand Dich auf's Neue von allem Fehl geläutert."

In dem Stübchen des alten Portiers, — einer wichtigen Person des Hôtel's, — machte der edle Kellnerchef seinen Gedanken Luft. „Ich versichere Sie, Portier," sprach er eifrig, „der vornehme junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbart, ist kein anderer, als der schöne Matrosensänger von Peter Storbeck aus

dem vorigen Winter, ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt, bin ich doch oft genug da gewesen, um der Jenni die Cour zu machen."

„Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Oberkellner," erwiderte ruhig der Portier, „lassen Sie um Alles in der Welt Ihre Gedanken nicht laut werden; man könnte Ihnen sonst Anwartschaft auf's Irrenhaus geben, eh's noch gar gebaut ist. In St.'s-Hôtel logiren keine Kneipensänger, auch pflegen diese nicht mit einer Masse Bedienten umgeben zu sein."

„Aber ich verschwöre Ihnen meine Seligkeit, Portier, es ist derselbe!" beharrte der hartnäckige angehende Hôtelier.

„Verschwören Sie doch nicht, was Sie nie haben werden," versetzte ärgerlich der Thürhüter. „Mein Gott, verstehen Sie denn nicht? In St.'s-Hôtel logiren keine Kneipensänger!"

„Nu ja, ich verstehe Sie schon, aber sein thut er's doch!" murmelte verstockt der Chef der Rechnungen, und verließ mit dem Fremdenbuch das Zibürken, jedenfalls den Namen des Zweifelhaften zu erfahren.

Als der Kammerdiener Bachmann im Entréezimmer die Namen seiner Herrschaft in's Fremdenbuch schrieb, warf der vorübergehende Ismaël neugierig einen Blick hinein, und las erfreut: „Seine Hoheit, der Herzog von R.".

„Seine Hoheit, der Herzog von R. sind noch an-

wesend?" fragte er den an der Thür wartenden Oberkellner.

„Gehorsamst zu Befehl!" antwortete dieser sich devot verbeugend, „Seine Hoheit wohnen auf drei bis sieben, der Herr Kammerdiener auf b und c, und die Lakaien auf m."

„Und sind seine Hoheit jetzt zu Hause?" fragte Ismaël weiter.

„Gehorsamst zu Befehl! Seine Hoheit fahren nur kurz vor dem Diner eine halbe Stunde spazieren," entgegnete Jean.

„Timofei!" rief unser Freund dem alten Mann, der im andern Zimmer Rechnungen durchsah zu, „Timofei, der Herzog von R. ist hier im Hôtel."

„Dein Pathe, Väterchen? O, Du mußt zu ihm! Timofei wird Dich gleich melden."

„Thu' es, und befiehl im Vorübergehen Georg zur Toilette."

Seine Hoheit, die, wenn es möglich gewesen, noch dicker und phlegmatischer geworden waren, bereiteten sich eben auf die gewohnte Weise zum Diner vor, d. h. sie lagen in der Bergère und musterten mit dem Binocle die Vorübergehenden und die Boote auf dem Alsterbecken, als Herr Jacob den Intendanten des Sennor Ismaëlo meldete, der um die Gnade bäte, Seine Hoheit einige Minuten sprechen zu dürfen.

„Sennor Ismaëlo?" sagte die Hoheit mit der

fetten Stimme, „kenne keinen solchen. Wie sieht denn der Intendant aus, Jacob?"

„Sehr ehrfurchtgebietend, Hoheit," antwortete Jacob, „sonst hätte ich ihn auch jedenfalls abgewiesen. Aber es ist ein steinalter Mann mit weißem, langen Bart und spricht wenig, aber mit der Manier der Leute vornehmer Häuser."

„Nun, führ' ihn herein!"

Der alte Timofei trat ein und, sich bis auf den Boden verneigend, küßte er dem Herzog den Ellbogen.

„Sapperment, Mann!" rief die Hoheit, mit der fleischigen Hand die Stirn reibend, „ich sollte Euch kennen! Paris? Paris?" murmelte er in Gedanken, „ja in Paris muß es gewesen sein, aber vor tausend Jahren möcht' ich sagen, denn wo ist das Paris von damals! Teufel!" fuhr er plötzlich laut fort, „Sennor Ismaëlo? Ihr seid Timofei, Fürst Alexander's Kammerdiener, der damals die schöne Tänzerin und den kleinen Buben begleitete, bei dem wir Gevatter standen, nicht wahr? Wo ist denn dieser Bube, der sich in Szb. seinem Pathen entzog? War das echte Blut seines Vaters!"

„Sennor Ismaëlo bittet unterthänigst um die Gnade, sich seinem erlauchten Pathen vorstellen zu dürfen, Hoheit!" antwortete Timofei.

„Sofort, sofort! Mann! Und er soll mir hoch willkommen sein!"

Timofei trat zurück und öffnete gleich darauf seinem

Väterchen die Thür, nachdem ihn Herr Jacob gemeldet hatte.

Der Herzog hatte sich aus dem Fauteuil erhoben und zog den schönen jungen Mann an sein Herz: „Sei mir tausendmal gegrüßt und willkommen, theurer Pathe!“ sagte er, „und erlaube mir, Dich als Vermächtniß Deines Vaters, meines geliebten Freundes, anzusehen. Bist Du doch eine lebendige Erinnerung jener verschwundenen so schönen Zeit! Aber nun beichte! beichte, Sünder! warum Du mir damals in Szb. entwischtest?“

„Hoheit!“ gab Ismaël zur Antwort, „durfte es damals anders sein?“

„Ah, ah! Ich hatte Recht! Aechtes Blut Deines Vaters, laß Dich noch einmal umarmen, und dann erzähle dem alten Knaben Dein Leben!“ —

Als Seine Hoheit am andern Tage vom Gegenbesuch bei den Sennors zurückkehrten, warfen sie sich seufzend in den Fauteuil und sagten: „Jacob wir sind Esel!“ „Zu Befehl, Hoheit!“ versetzte erstaunt der Kammerdiener. „Siehst Du's ein?“

„Nein, Hoheit, ich wüßte nicht, warum wir Esel sein sollten?“ entgegnete der mürrische Valet.

„Nun, so bin ich's allein! Geh' hin und sieh Dir das Glück des Sennor Ismaëlo an und dann gieb Antwort. Himmel! Ich hätte es auch haben können! Aber — —? Nun vorbei ist vorbei! —

Der ehrliche Schmeier war in das Hôtel entboten

und stieß ein „Gott Abraham's!" über das andre aus, als er seinen Gast erblickte.

„Hab' ich doch gesagt gleich, daß ist der Herr ein vornehmer Mann!" rief er hocherfreut.

„Die Stimme sollte ich kennen!" sagte, aus dem andern Zimmer durch die offnen Flügelthüren eintretend, der alte Sennor Juan. „Blitz! Edzardi! Was Teufel, wo kommt Ihr her? Also Ihr war't der edelmüthige Gastfreund meines Enkels? So sind wir ja quitt, alter Mann!"

„Das Gesicht! Das Gesicht!" schrie der Jude; „hab ich's doch geahnt gleich, nur konnt ich nicht denken die Möglichkeit! Gott meiner Väter! hätt' ich können wissen, daß ist der schöne junge Herr der Enkel meines Retters, hätt' ich ihm doch müssen geben mein ganzes Vermögen!"

„Nun das ist, den Heiligen sei Dank! nicht nöthig, ehrlicher Jude," entgegnete lächelnd der Caballero, und auf die fragenden Blicke Ismaël's, sprach er: „Es ist schon lange Jahre her, als dieser alte Jude durch Zufall von mir aus einer jämmerlichen Lage gerettet wurde, und ich ihm obendrein noch einige Thaler gab, damit er sich selbst weiter helfen könne. Wie aber nichts ohne Gottes Willen geschieht, so mußte ich damals sein Retter werden, damit er viele, viele Jahre später der meines Enkels werden sollte. Aber lassen wir die Vergangenheit! Habt Dank, Jude, für Euren Edelmuth, mit Geld will ihn Sennor

Juan nicht zu bezahlen versuchen, aber hier habt Ihr meine Hand! — So, jetzt geht und sendet Eure Töchter, damit wir auch denen danken können." Auf dem Flur erwartete den alten Juden, der mit leuchtenden Augen die Treppe herunterstieg, der Herr Oberkellner. „Bester Herr Schmeier," sagte der sonst so hochmüthige Kellnerchef freundlichst, „sagen Sie mir um's Himmels willen, ist der vornehme Herr, bei dem Sie oben waren, nicht derselbe schöne Mann, der aus Laune, wie vornehme Herren sie ja zuweilen haben, im vorigen Winter bei Peter Storbeck sang?"

„Gott!" antwortete Schmeier lächelnd, „was doch sind der Herr Oberkellner für'n gescheuter Mann! Hab' ich doch gewußt niemals, daß singen bei Peter Storbeck Fürsten und Barone für Schillinge?" —

„Und sein thut er's doch!" murmelte der gelockte Mann, und hielt eine Stunde darauf die Jenni und Mary, die jede mit einem Saffianetui in der Hand an ihm vorübergingen, mit derselben Frage an.

„Schenken das Kneipensänger?" sprach stolz Jenni, und hielt dem Rechnungsschreiber den blitzenden Schmuck, den Valeska anmuthig den beiden Mädchen überreicht, vor die Augen. Dann rauschte sie der schon davon eilenden Mary mit gehobener Nase nach. —

Das schöne scharfgebaute Klipperschiff, „Der Aff," Capitain Albert von M., lag draußen im Rummelshafen segelfertig bereit, und der Führer wartete nur

noch auf seine Passagiere, um dann sofort auszulaufen.

Das Ziel war Cadiz.

Der Lootse war an Bord, und an den Gangspillen der Ankerwinde standen die Matrosen fertig. Der Wind blies günstig und ungeduldig schaute der Capitain nach den zögernden Passagieren aus.

Da rauschten drei Jöllen über das Wasser, das Fallreep sank und unsre Freunde stiegen an Bord. Die Damen begaben sich mit den Zofen in die für sie bereiteten Cajüten, und der alte Sennor und Ismaël standen an der Räling, ernst und wehmüthig auf das Land hinschauend, das so viel des Trüben und Freudigen für sie geborgen hatte.

Da tippte ein schwerer Finger auf Ismaël's Arm und, als dieser sich umsah, lächelten ihm die weißen Zähne und das braune, sonnenverbrannte Gesicht des Affenspringers Albert entgegen.

„Ehrlicher Albert," rief Ismaël hocherfreut, „Ihr hier? Und das Mietzerl und die Cläre?"

„Ja, sehen Sie, lieber Herr," antwortete der frühere Künstler, „als Sie uns damals aus der Klemme zogen, schlugen wir uns nachher allein weiter wacker durch. Ich kam nach Lübeck zurück mit der Mietzerl, brachte sie zu meiner Mutter und vor vier Wochen haben wir uns geheirathet. Was sollte mir aber das Künstlerleben, seit der brave François nicht mehr war! Ich ergriff das frühere Gewerbe und bin

jetzt Leichtmatrose hier auf dem Alf. Die Cläre ist im „jöttlichen Berlin."

„Nun, Glück und gute Fahrt uns Allen!" sagte Ismaël und reichte dem ehrlichen Affenspringer die feine Hand.

In dem Augenblick ertönte das Commando. Die Gangspillen drehten sich und der Anker sprang. Es briste frisch; die Segel füllten sich und das Steuer trat in Kraft.

Valeska und Mannella waren an Deck gekommen und die jetzt für's Leben Vereinten umstanden, sich umschlungen haltend, den Sessel des greisen Barons und, auf die schwindenden Ufer schauend, rief Ismaël: „Lebt wohl, Alle, Alle, die Ihr mich geliebt!" — —

Ende.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

